This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

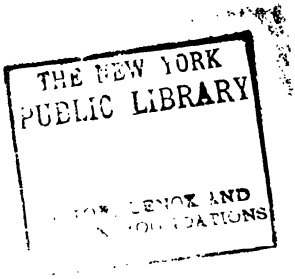
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

TAF. I.

Lavater.

Einblicke

durch

Fenster, Thür und Dach

in

das Innere des Menschen.

Eine Quintessenz der Beobachtungen und Forschungen eines Lavater, Gall, Spurzheim, Roger, David u. a. m.

über

Physiognomik; Schädellehre; Mund, Zähne und Lippen; Haltung und Bewegung des Körpers, Stimme, Gang, Kleidung; Mimik; Deutung und Auslegung der Handschriften; Chirologie ꝛc.

Dritte Auflage,
durchgesehen, verbessert und vermehrt

von

Fr. Seidel,
Stiftslehrer.

Mit 14 Tafeln Abbildungen.

Weimar, 1886.
Bernhard Friedrich Voigt.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
3194064
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1927 L

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Vorwort

zur ersten Auflage.

Naheliegend ist der Gedanke und der Wunsch, den innern Menschen durch den äußern kennen zu lernen, den moralischen durch den physischen, und schon die Alten haben dazu mehrfache Versuche angestellt; doch erst in unserer Zeit ist es mehr oder minder gelungen, die verschiedenen, zu diesem Zwecke seit undenklichen Zeiten aufgestellten Hypothesen, die von einzelnen ausgegangenen, und zum Teil, wenn auch nicht mit vollem Rechte, als gänzlich verunglückt bezeichneten Versuche, zu theoretischen Systemen zusammenzustellen und zum Belege dafür praktische Beweise aufzufinden.

Mehrfache Wege sind zu der Erreichung des gleichen Zieles eingeschlagen worden, des Zieles: durch die äußeren körperlichen Anzeichen des Menschen nicht nur zu Schlüssen über dessen verschiedene geistige und moralische Eigenschaften und Fähigkeiten zu gelangen, sondern sogar zur möglichst vollständigen Gewißheit.

Haben sich aber die verschiedenen Forscher dem gemeinschaftlichen Ziele mehr oder minder genähert, so darf sich doch bis jetzt noch keiner von allen rühmen, es vollkommen erreicht zu haben, so daß man jetzt im stande wäre, mit völliger Ge-

wißheit und nach feststehenden, von der Allgemeinheit der gelehrten Welt anerkannten Regeln den innern Menschen nach dem äußern zu erkennen oder zu beurteilen.

Wäre dies der Fall, oder würde dies erhabene Ziel des Forschens jemals in der vollsten Bedeutung des Wortes erreicht, welche unendliche Wohlthat wäre dies für die Menschheit! Niemand, der sich nur die Mühe nehmen wollte, sich mit der Wissenschaft vertraut zu machen, könnte dann noch ferner durch seine Nebenmenschen betrogen, hintergangen, in seinen heiligsten Gefühlen verletzt werden, Tugend und Moral würden dadurch unendlich gewinnen, daß es dem Sünder, dem Verbrecher, unmöglich wäre, vor dem Forscherblicke der Wissenschaft seine Sünde, sein Verbrechen zu verbergen, — wenn er gewissermaßen eine gläserne Decke über seinem Herzen trüge. Denn unleugbar ist es, daß unzählige Menschen nur deshalb schlecht sind, weil sie die Kunst verstehen, für besser zu erscheinen, als sie sind; daß sie manche Schwächen, manche Fehler, manche Sünde ablegen würden, wüßten sie, daß all ihre Verstellungskunst nicht im stande wäre, diese Mängel dem Blicke der Menschen zu entziehen.

Doch weit entfernt, daß die Forscher dies Ziel bereits erreicht hätten, sehen sie sich noch fortwährend den heftigsten Angriffen durch andere Gelehrte ausgesetzt, die entweder den Ruhm jener beneideten oder wirklich an der Wahrheit ihrer Aufstellungen zweifelten.

Und doch läßt sich nicht leugnen, daß es mancher aufgestellten Theorie keineswegs an Beweiskraft fehlt, und es steht demnach zu hoffen, daß die von verschiedenen Punkten zu gleichem Zwecke ausgehenden Forschungen endlich an dem Ziele zu einem befriedigenden Ganzen zusammentreffen werden. Die Möglichkeit läßt sich wenigstens nicht unbedingt bestreiten, wenn man bedenkt, daß schon jetzt statt der frühern Hypothesen gar manche Beweise aufgefunden sind, und daß es daher der Ausdauer des menschlichen Scharfsinnes und Forschungsgeistes mit der Zeit höchst wahrscheinlich gelingen wird, zu den bereits an-

erkannten Beweisen immer neue und vollgiltigere aufzufinden und dadurch die jetzt noch bestehenden Zweifel und Widersprüche mehr und mehr zu besiegen, bis endlich vielleicht deren gänzliche Widerlegung ermöglicht wird.

Dieser Hoffnung darf man sich gewiß mit Vertrauen hingeben, da schon jetzt so manche Angabe zur Erforschung des innern Menschen als anerkannte Wahrheit dasteht, während sie bei ihrer ersten Aufstellung durch die gesamte Gelehrtenwelt als unbedingte Unmöglichkeit betrachtet wurde. Es ist nun einmal leider das Los der Wahrheit, daß ihr Licht nicht sogleich siegreich strahlt, sondern daß es sich mühsam durch die Nebelwolken hindurcharbeiten muß, mit denen Unwissenheit, Neid, Zweifelsucht und so mancherlei andere kleinliche Eigenschaften der Menschen es zu umhüllen bemüht sind, bis sie sich endlich gezwungen sehen, den sonnenhellen Glanz zuzugestehen.

Es ist nicht der Zweck der vorliegenden kleinen Schrift, die zahllosen Kontroversen, welche über unsern Gegenstand bereits erhoben sind, durch eine neue zu vermehren; weit entfernt, für die eine oder die andere Meinung unbedingt Partei zu ergreifen, werden wir daher bemüht sein, uns zwischen die Parteien zu stellen, oder vielmehr uns von einer jeden ganz fern zu halten und uns darauf zu beschränken, in einer möglichst gedrängten Übersicht zusammenzustellen, was auf den verschiedenen Gebieten, auf denen Bestrebungen zur Erforschung des innern Menschen nach äußern Merkmalen stattgefunden, als jetzt bestehend betrachtet werden darf, und was die einzelnen Gelehrten als das erreichte Resultat ihrer Forschungen bezeichnet haben.

Es würde den uns gebotenen Raum bei weitem übersteigen, wollten wir gründlich in die Sache eingehen und Schritt für Schritt den Weg verfolgen, auf welchem die Forscher bis zu dem Punkte gelangten, auf welchem sie sich eben jetzt befinden; denn über jeden einzelnen der Abschnitte, in welche unsere kleine Schrift zerfällt, sind viele Bände geschrieben worden, und wir müßten daher eine ganze Bibliothek liefern, wollten wir uns eine gleiche Ausführlichkeit zur Aufgabe stellen.

Deshalb geht unsere Absicht nur dahin, ohne die wissenschaftlichen Beweise, welche von den Schriftstellern über die verschiedenen einzelnen Wege aufgestellt worden sind, die zur Erforschung des innern Menschen eingeschlagen werden können oder eingeschlagen worden sind, im allgemeinen nichts weiter zu thun, als das zusammenzustellen, was von den Vertretern der einzelnen Hypothesen selbst als Beweis, oder als erwiesen Gewisses angegeben wurde, nur die nötigsten und unerläßlichsten Erläuterungen hinzufügend. Den Lesern wird es danach nicht schwer fallen, sich selbst ein Urteil zu bilden.

Physiognomik oder Mienenkunde, Phrenologie oder Schädellehre, Bukkomantie oder Erkennung des innern Menschen durch den Mund, Chirologie oder die Kunst, den Bau der Hand zu deuten, sämtliche verwandte Forschungen zu gleichem Zwecke, finden sich hier zu einem leichten Vergleiche und zu gegenseitiger Ergänzung nebeneinander gestellt und in ihren Grundzügen hinlänglich geschildert, um ihr eigentlichstes Wesen kennen und würdigen zu lernen.

Vorwort

zur dritten Auflage.

Das vorliegende Buch erscheint in seiner neuen Auflage nach Inhalt und Gestalt mannigfach verändert und vermehrt und, wie wir hoffen, sehr verbessert. Was den Inhalt betrifft, so sind die Hinweise auf Personen, welche der Gegenwart so ziemlich aus dem Gedächtnis geschwunden sind, ersetzt worden durch solche auf allgemein gekannte Namen der Jetztzeit. Der siebente Abschnitt: „Die Lehre von der Hand" ist gänzlich umgearbeitet und auf ein zulässiges Maß zurückgeführt. Statt der früheren sieben Tafeln mit Abbildungen sind nunmehr deren 14 beigegeben, und zwar mehrere davon mit einer großen Anzahl von Figuren (Köpfen, Händen ꝛc.), so daß der Bilderschmuck des Werkes ein erheblich reicherer ist, als vorher. Aber die Zeichnungen selbst sind auch wertvoller, indem sie mit größtmöglicher Genauigkeit den ganz vorzüglichen Urbildern in Lavaters Hauptwerk nachgebildet sind. Wir verweisen dabei hauptsächlich auf die Taf. II und III „die Temperamente", Taf. IV „Judas" von Hans Holbein, Taf. VII „Trunkenheit und Dummheit" von Hogarth, Taf. XIII und XIV „Heinrich IV.", Taf. VI bringt die verbürgten Handschriften von neun hervorragenden Männern der Neuzeit.

Formelle Änderungen und Verbesserungen hat das Buch erfahren einmal durch Verdeutschung der Fremdwörter, von denen nur die unumgänglichen, von jedermann auch verstandenen, belassen sind; ferner durch Anwendung der neuen Rechtschreibung, so daß das Werk mit den Lehren der heutigen Schule in Einklang steht; durch eine größere Druckschrift, um dem Auge bequemer zu werden; endlich aber durch größeres Format, wodurch das Werk zwar an Stärke, nicht aber an Umfang verloren hat, dagegen aber die Figurentafeln mehr Raum zu Darstellungen boten.

So möge man denn die neue Bearbeitung mit Wohlwollen entgegennehmen.

Weimar.

Friedrich Seidel.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Erster Abschnitt.
Die Physiognomik oder Mienenkunde.

Lavater. (Siehe hierzu das Porträt) 3
§ 1. Von der Physiognomie und Physiognomik im allgemeinen . . . 7
§ 2. Allgemeine Bemerkungen über die einzelnen Teile des Körpers . . 8
§ 3. Von dem Unterschiede zwischen der Physiognomie des Mannes und der des Weibes 11
§ 4. Von dem Unterschiede der Physiognomie bei den verschiedenen Menschenrassen und den verschiedenen Völkern 13
§ 5. Von der Physiognomie der Familien 16
§ 6. Von der physiognomischen Ähnlichkeit zwischen Menschen und Tieren . 19
§ 7. Von der Physiognomie, den charakteristischen Kennzeichen und der Bedeutung der einzelnen Teile des menschlichen Körpers . . . 20
A. Von dem Kopfe und dem Gesichte 20
B. Von den Haaren 21
C. Von der Stirn 22
D. Von den Augen und den Augenbrauen 25
E. Von der Nase 28
F. Von dem Munde und dessen Teilen 30
G. Von den Zähnen 32
H. Von den Wangen 32
I. Von dem Kinne 33
K. Von den Ohren 33
Heinrich IV. in verschiedenen Lagen. Von J. K. Lavater . 34
§ 8. Von der Physiognomie der Temperamente 35

Seite

a) Das choleriſche Temperament 35
b) Das phlegmatiſche Temperament 36
c) Das ſanguiniſche Temperament 36
d) Das melancholiſche Temperament 36
§ 9. Von der Phyſiognomie der Krankheiten 37
§ 10. Von der Phyſiognomie der verſchiedenen Alter 38

Zweiter Abſchnitt.
Die Phrenologie oder die Schädellehre.

Gall 41
Spurzheim 44
§ 1. Allgemeine Bemerkungen über die Schädellehre 45
§ 2. Von dem Schädel und dem Gehirne 47
§ 3. Von der Entwickelung des Gehirnes und deſſen Einfluß auf die Bildung des Schädels 48
§ 4. Von der Einteilung des Gehirns 49
§ 5. Das Syſtem Galls. (Man vergleiche hiermit die Fig. 2, Taf. V) . 49
A. Fortpflanzungstrieb 50
B. Kinderliebe 50
C. Erziehungsfähigkeit 50
D. Ortsſinn 50
E. Perſonenſinn 50
F. Farbenſinn 50
G. Tonſinn 50
H. Zahlenſinn 50
I. Wortſinn 51
K. Sprachſinn 51
L. Kunſtſinn 51
M. Freundſchaft, Anhänglichkeit 51
N. Rauffinn 51
O. Würgſinn 51
P. Schlauheit 51
Q. Diebesſinn 51
R. Höhenſinn 52
S. Ruhmſucht und Eitelkeit 52
T. Bedächtigkeit 52
U. Vergleichender Scharfſinn 52
V. Tiefſinn 52

Seite

W. Witz 52
X. Induktionsvermögen 52
Y. Gutmütigkeit 52
Z. Theosophie 52
AA. Beharrlichkeit 53
BB. Darstellungsvermögen 53
§ 6. Das System Spurzheims. (Man vergleiche hiermit Fig. 3, Taf. V) 53
A. Neigungen 53
B. Gefühle 54
C. Fähigkeiten intellektueller Wahrnehmung 54
D. Fähigkeiten intellektueller Überlegung 54
§ 7. Belege zu dem Systeme der Phrenologie; Beispiele; Anekdoten . . 54
Zu A. Fortpflanzungstrieb 54
Zu B. Kinderliebe 54
Zu C. Erziehungsfähigkeit 56
Zu D. Ortssinn 56
Zu E. Personensinn 57
Zu F. Farbensinn 57
Zu G. Tonsinn 57
Zu H. Zahlensinn 58
Zu I. Wortsinn 58
Zu K. Sprachsinn 58
Zu L. Kunstsinn 59
Zu M. Freundschaft, Anhänglichkeit 59
Zu N. Raufsinn 60
Zu O. Würgsinn 60
Zu P. Schlauheit 63
Zu Q. Diebessinn 63
Zu R. Höhensinn 66
Zu S. Ruhmsucht und Eitelkeit 66
Zu T. Bedächtigkeit 67
Zu U. Vergleichender Scharfsinn 68
Zu V. Tiefsinn 68
Zu W. Witz 69
Zu X. Induktionsvermögen 69
Zu Y. Gutmütigkeit 69
Zu Z. Theosophie 69
Zu AA. Beharrlichkeit 70
Zu BB. Darstellungsvermögen 70
§ 8. Von der Anlage zu besondern Fähigkeiten 70
A. Rechenkunst 70

Seite

B. Dichtkunſt 72
C. Theater 73
D. Muſik 73
E. Malerei 73
F Bildhauerei 74

Dritter Abſchnitt.

Die Bukkomantie, oder die Kunſt, aus dem Munde und den Zähnen den innern Menſchen kennen zu lernen.

Einleitung 77
§ 1. Allgemeine Bemerkungen über die Bukkomantie 77
A. Von dem Munde 78
B. Von den Wangen 79
C. Von den Lippen 79
D. Von den Zähnen 80
§ 2. Von der Erkennung der Empfindungen und moraliſchen Eindrücke . 81
§ 3. Von den charakteriſtiſchen Zeichen der Leidenſchaften 82
§ 4. Von der Verſchiedenartigkeit der Leidenſchaften 83
A. Der Erhaltungstrieb 83
B. Der Nachahmungstrieb 83
C. Der Verkehrstrieb 83
D. Der Fortpflanzungstrieb 83
E. Tieriſche Leidenſchaften 84
F. Geſellige Leidenſchaften 84
G. Geiſtige Leidenſchaften oder Suchten 84
§ 5. Von den Äußerungen und Erkennungszeichen der genannten Triebe und Leidenſchaften 84
1. Die Gefräßigkeit 84
2. Die Trunkſucht 85
3. Die Furcht 86
4. Der Mut 86
5. Der Zorn 87
6. Die Ausſchweifung 89
7. Die Trägheit 90
8. Die Liebe 90
9. Die Mißgunſt oder der Neid und die Eiferſucht . . . 91
10. Der Stolz und die Eitelkeit 92
11. Der Ehrgeiz 93

Seite

72 ' 12. Der Geiz 93
73 ' 13. Spielsucht 94
73 5. Bukkomantische Kennzeichen der Temperamente 95
73

Vierter Abschnitt.

Physiognomie der Tugenden, der Laster und der Leidenschaften, nach den Erkennungszeichen der Physiognomik, der Phrenologie und der Bukkomantie.

1. Heldenmut 99
2. Die Kühnheit 100
3. Die Verwegenheit. 100
4. Der Stolz 100
5. Die Rechtschaffenheit 100
6. Die Sittsamkeit 100
7. Die Mordlust 101
8. Die Ehrlichkeit 101
9. Die Dieberei und die Unehrlichkeit 101
10. Die Unklugheit 101
11. Die Roheit und die Grobheit 102
12. Die Furchtsamkeit 102
13. Die Wollust und die Üppigkeit 102
14. Die Stärke und die Kraft 102
15. Der Kleinmut 102
16. Die Hochherzigkeit 103
17. Der Zorn 103
18. Die Klugheit 103
19. Die Gerechtigkeit 103
20. Die Ungerechtigkeit 103
21. Die Bosheit 103
22. Der Geist und der Verstand 104
23. Die Einfalt 104
24. Die Starrheit 104
25. Die Schamlosigkeit 104
26. Der Geiz 104
27. Die Großmut 104
28. Die Sanftmut 105
29. Die Verliebtheit 105
30. Die Leckerhaftigkeit 105

Seite

31. Die Trunksucht 105
32. Die Unverschämtheit 105
33. Die Bescheidenheit 105
34. Die Schwermut 105
35. Die Fröhlichkeit 105
36. Die Lüge 105
37. Die Wahrheitsliebe 105
38. Die Schmeichelei 106
39. Der Neid 106
40. Die Gottlosigkeit 106
41. Die Wohlthätigkeit 106
42. Die Spielsucht 106
43. Die Schwatzhaftigkeit 106

Fünfter Abschnitt.

Von der Haltung und Bewegung des Körpers; dem Gange, der Stimme u. a. m.

§ 1. Von dem Wuchse und den Verhältnissen des Körpers und den einzelnen Teilen desselben 109
A. Allgemeine Betrachtungen 109
B. Von dem Halse 110
C. Von den Armen 110
D. Von der Hand 111
E. Von den Schultern, der Brust, dem Bauche und den Schenkeln . 111
F. Von den Knieen, den Beinen und den Füßen 112
§ 2. Von der Körperhaltung und den Bewegungen des Menschen . . 112
§ 3. Von dem Gange des Menschen 113
§ 4. Von der menschlichen Sprache und Stimme 115
§ 5. Von dem Lachen 116
§ 6. Von der Kleidung 116
§ 7. Von dem Stile 117

Sechster Abschnitt.

Von der Deutung und Auslegung der Handschriften.

A. Allgemeine Bemerkungen 121
B. Von dem Charakter der Zeichnung und der Schrift 121

Seite

C. Von der Verschiedenartigkeit der Handschriften 122
D. Von der allgemeinen Deutung der Handschriften zur Erkennung von dem Charakter des Schreibers 124
E. Von der Deutung der einzelnen Schriftarten 124
F. Von dem Unterschiede der Schrift nach der Verschiedenheit des Standes und der Beschäftigung 128

Siebenter Abschnitt.

Die Chirologie oder die Kunst, aus den Teilen der Hand den Charakter des Menschen zu erkennen.

§ 1. Von der Wichtigkeit der Hand im allgemeinen 133
§ 2. Die Einteilung der Hand und die Bedeutung ihrer einzelnen Teile . 133
§ 3. Beispiele von Händen, erklärt von J. K. Lavater 136
a) Neun Händeumrisse 136
b) Dreizehn Händeumrisse 137
c) Sechs Schattenbilder von menschlichen Händen 137
d) Einige Daumen 138
(S. Taf. IX — XII.)

Achter Abschnitt.

Die Mimik, oder der Ausdruck der Leidenschaften, Aufregungen und Gefühle durch Mienen und Bewegungen.

§ 1. Allgemeine Bemerkungen 143
§ 2. Von den Hauptklassen der Leidenschaften und Aufregungen . . 144
§ 3. Von der Mimik der einzelnen Leidenschaften und Aufregungen . . 144
A. Die freudigen oder angenehmen Aufregungen 144
a) Die Bewunderung 145
b) Die Verehrung 145
c) Die Andacht 145
d) Die Freude 145
e) Das Lachen 145
f) Die Liebe 146
g) Die Hoffnung 146
h) Das Wohlwollen 146
i) Die Achtung 146
k) Die Hochachtung 146

Seite

l) Das Erstaunen 147
m) Der Stolz 147
n) Die Demut, die Unterwürfigkeit 147
o) Die Festigkeit 147
p) Der Mut 147
q) Die Begeisterung oder Verzückung 147
r) Das Entzücken 148
B. Die traurigen oder unangenehmen Aufregungen . . . 148
a) Die Traurigkeit 148
b) Das Weinen 148
c) Der Schmerz 148
d) Die Furcht 149
e) Der Schreck 149
f) Der Zorn 149
g) Der Widerwille, der Haß, der Abscheu 150
h) Die Verachtung 150
i) Die Verzweiflung 150
k) Die List 151
l) Die Zerstörungswut. Die Mordlust 151
§ 4. Von einigen zusammengesetzten mimischen Ausdrücken . . . 151

Bemerkung. Das auf S. 41 erwähnte Porträt Galls ist durch Hinzunahme zweier Figuren-Tafeln mit acht verschiedenen Darstellungen Heinrichs IV. ersetzt worden. (Taf. XIII — XIV.)

Erſter Abſchnitt.

Die Phyſiognomik oder Mienenkunde.

Lavater.

(Siehe hierzu das Porträt.)

Schon in den ältesten Zeiten ist man bemüht gewesen, aus den Gesichtszügen des Menschen auf dessen Charakter, auf dessen moralische und geistige Anlagen und Fähigkeiten zu schließen. Alle Versuche zu einer genügenden Erklärung waren indessen vereinzelt geblieben und deshalb mehr oder minder in Vergessenheit geraten, nirgends aber zu einer öffentlichen oder gar einer allgemeinen Anerkennung gelangt.

Alle die vereinzelten Bestrebungen einer genauen Prüfung zu unterwerfen, auf den Forschungen und Angaben seiner zahlreichen Vorgänger zu fußen, und endlich das Ganze in ein geordnetes, auf feste Regeln basiertes System zu bringen, war dem ausgezeichneten Manne vorbehalten, dessen Namen unsere Überschrift trägt und der deshalb mit Recht als der Vater dieser Wissenschaft nicht nur bezeichnet, sondern auch unbedingt anerkannt wird.

Johann Kaspar Lavater wurde am 15. November 1741 in Zürich geboren. Sein Vater war dort praktizierender Arzt, und während des Knaben erster Kindheit weit entfernt, in seinem Sohne den ausgezeichneten, die ganze Gelehrtenwelt mit seinem Namen erfüllenden Mann zu ahnen, welcher zu werden er bestimmt war. Johann Kaspar zeigte sich blöde, verriet keine Anlage, es in den Wissenschaften jemals zu etwas zu bringen, und äußerte schon früh einen hervorstechenden Hang zur Träumerei und zu religiösen Schwärmereien. Er las, was bei Knaben seines Alters gewiß eine seltene Eigenschaft ist, mit besonderer Vorliebe in der Bibel und entwickelte dadurch eine glühende Liebe zu Gott. Diese bereitete ihn auf das Würdigste zu der Bestimmung vor, welche sein Vater für ihn gewählt hatte, nämlich zu der eines Geistlichen, und nun säumte er auch nicht, Zeichen jener großen geistigen Thätigkeit und Kraft zu geben, welche ihn später auszeichnen sollte. Bald sprach er mit lautem Enthusiasmus seine Gedanken und Gefühle aus, und dabei gewährte der Drang und das Bewußtsein, Recht zu thun, dem einst so blöden, schüchternen Knaben schon als Jüngling eine solche Entschlossenheit, daß er, kaum 21 Jahre alt, eine Handlung wagte, vor welcher selbst die Unerschrockensten zurückgebebt waren; denn er

trat, im Verein mit Füßli, bei der Regierung als öffentlicher Ankläger des Landvogts Grebel auf, welcher wegen seiner Bedrückungen ebenso verhaßt als gefürchtet war.

Schon früh trat Lavater hierauf als Dichter und Schriftsteller mit Auszeichnung auf, indem er bereits im Jahre 1763 seine litterarische Laufbahn als sehr thätiger Mitarbeiter an den „Ausführlichen und kritischen Nachrichten von den besten und merkwürdigsten Schriften unserer Zeit" (Lindau, Frankfurt und Leipzig) eröffnete. In rascher Aufeinanderfolge entwickelte er dann eine ungemeine Fruchtbarkeit; denn man zählt von ihm nicht weniger als hundert und neunundzwanzig Werke theologischen, asceti-schen oder polemischen Inhalts. Indes haben wir uns hier nicht um alle diese Schriften zu kümmern, da sie unserem Zwecke durchaus fern liegen. Diesem entspricht jedoch in dem höchsten Grade das Werk, welches in seiner Art einzig dastand und seinem Verfasser einen unvergänglichen Ruhm erwarb: „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe". Diese „Fragmente", auf welche wir mehrmals zurückzukommen Gelegenheit finden werden, erschienen zuerst in vier Bänden 1775 bis 1778, Leipzig und Winterthur, und dann in verschiedenen Ausgaben und Auflagen, zuletzt von Armbruster, bei Heinr. Steiner in Winterthur, 1830.

Lavater wurde 1769 Diakonus, 1775 Pfarrer an der Waisenhauskirche und 1786 Pfarrer an der Peterskirche in Zürich, nachdem er schon 1778 zum Diakonus an derselben befördert worden war.

Lavater erwarb bald durch die glühende, hinreißende und überzeugende Beredsamkeit seiner Predigten einen ausgezeichneten Ruf als Kanzelredner; dieser sollte indes auf einem andern Gebiete noch höher steigen, oder doch wenigstens mehr Aufsehen erregen.

Schon früh hatte Lavater, begünstigt durch seinen Hang zur Träumerei, seine Beobachtungsgabe geübt. Er war emsig bestrebt, sich Menschenkenntnis zu erwerben, und war zu diesem Zwecke fortwährend bemüht, sich von den verschiedenartigen Menschen, mit denen seine Geschäfte und Verhältnisse ihn in Berührung brachten, ein Bild ihres Charakters zu entwerfen, d. h. ihres Charakters, in dessen eigentlicher und ungeschminkter Beschaffenheit, nicht von dem, wie sie sich in dem Umgange zu zeigen bemüht waren. Dazu war natürlich die genaueste Beobachtung und Prüfung der Gesichtszüge erforderlich. Bei diesen Bestrebungen und Forschungen zur Erlangung einer tieferen Menschenkenntnis wurde er wesentlich durch den Umstand begünstigt, daß er als Geistlicher mehrfache Gelegenheit fand, in unbewachten Augenblicken die Maske zu durchschauen, mit welcher die Menschen nur allzu oft ihr wahres Gesicht und damit ihren wahren Charakter zu verhüllen bemüht sind.

Was Lavater anfangs nur gewissermaßen zu seiner Unterhaltung oder höchstens zu seiner eigenen Belehrung getrieben hatte, das führte ihn bald auf den Gedanken, es lägen in den Zügen des Menschengesichts zuverlässige Merkmale zur Erkennung des Charakters, sowie der mit demselben zusammenhängenden, oder aus ihm entspringenden geistigen und moralischen Eigenschaften, und es mußte dem eifrigen Forscher und tiefblickenden Beobachter gelingen, diese Merkmale auch da zu erkennen und richtig zu deuten, wo der Mensch selbst bemüht war, sie zu verwischen oder zu entstellen, um dadurch

die oft nur zudringlichen oder unbescheidenen Einblicke in sein Inneres zu verhindern oder irre zu leiten.

So faßte er denn den ernstlichen Entschluß, die Physiognomik zu einer wirklichen Wissenschaft zu erheben, nachdem sie bisher nichts weiter gewesen war, als eine schüchterne Zusammenstellung von Vermutungen, welche sich ohne alle Beweiskraft, ja sogar oft ohne den Versuch einer Beweisführung, auf ähnliche, bereits vorgekommene Fälle stützten.

Schon 1769 fing er an, sich mit der Ausführung dieser Idee zu beschäftigen, bis er sie durch die Herausgabe seiner „Fragmente" im Jahre 1775 verwirklichte.

Daß Lavater bei seiner Begründung der Physiognomik als Wissenschaft von einer höheren Idee geleitet wurde, geht aus seinen eigenen Worten hervor, welche er über diesen Gegenstand äußerte und welche hier eine passende Stelle finden mögen. Er sagt, der Zweck seines Buches sei: die Menschen ihresgleichen und ihren göttlichen Schöpfer kennen zu lehren; die Bewunderung und die fromme Dankbarkeit der Sterblichen auf das Werk Gottes zu lenken; eine Quelle reiner Genüsse zu schaffen, welche der menschlichen Natur würdig sind; die Ehrfurcht vor dieser Natur, den Schmerz über die Entartung derselben, die Liebe für die bevorzugten Geschöpfe und die Verehrung für den Urheber jeder Vollkommenheit zu verbreiten.

Bei diesen anerkennungswerten Bestrebungen muß man freilich bedauern, daß die „physiognomischen Fragmente", wie schon ihr Titel andeutet, kein vollständig abgeschlossenes und begründetes System bildeten. Lavater überließ die Aufgabe der Vollendung seinen Schülern; allein, so zahlreich diese auch waren, hat sich doch bisher noch keiner der Erbschaft des Meisters würdig gezeigt.

Die „physiognomischen Fragmente" machten durch die teilweise Neuheit, besonders aber durch die Zuversichtlichkeit, um nicht zu sagen durch die Keckheit ihrer Aufstellungen und Behauptungen ungeheures Aufsehen und gewannen ihrem Verfasser eine weitverbreitete Berühmtheit.

Eben deshalb konnte es indes nicht ausbleiben, daß zahlreiche Angriffe das Neue, Überraschende zu widerlegen und zu verdächtigen, durch Waffen aller Art in das Nebelhafte hinabzustürzen bemüht waren, aus dem es sich mit solcher Kühnheit emporgehoben hatte. Es entspannen sich zahlreiche gelehrte Fehden; denn nicht nur Feinde und Widersacher, sondern auch Anhänger und Bewunderer hatte sich der geniale Mann erworben, und diese legten kampfbegeistert für ihn die Lanze ein, während er selbst, — wir können dies nicht verhehlen, — seine Sache als verloren aufgegeben zu haben scheint, nachdem der beißend scharfe Witz Lichtenbergs, der sich durch dessen wahrhaft geniale Auslegung der Hogarthschen Bilder so glänzend bekundet hat, dem neuen Systeme nicht nur, sondern auch dem Urheber und den Anhängern desselben durch seinen Aufsatz „Über Physiognomik wider die Physiognomen" eine tiefe Wunde beigebracht hatte, an welcher einige der eifrigsten Bewunderer und Partisane Lavaters verbluteten, namentlich Zimmermann; eine Wunde, welche selbst jetzt noch nicht als völlig geheilt betrachtet werden kann und die sogar Lavater, seines ursprünglichen Enthusiasmus ungeachtet, soweit kampfunfähig machte, daß er sich dem mehrfach ausgesprochenen Urteile anschloß, sein ganzes System sei kaum mehr als eine Schimäre und beruhe mindestens, wo nicht ausschließlich, so doch jedenfalls zum größten Teile, auf seiner eigenen Persönlichkeit, und es sei

die feste Begründung seines Systemes als positive Wissenschaft selbst nach dem gelindesten Urteile zweifelhaft.

Dessenungeachtet hat aber die Physiognomik fortwährend viele Anhänger behalten, und noch jetzt gelten die Aussprüche Lavaters mehrfach als Autorität.

Lavater stand, welche Gründe ihn auch bewogen haben mögen, nach dem ungünstigen Ausfalle jener Kämpfe und besonders nach dem Erscheinen von Musäus' „physiognomischen Reisen", durch die er persönlich scharf und geistreich persifliert wurde, von fernerer Wirksamkeit auf diesem Gebiete ab, widmete sich aber nun um so eifriger seiner theologischen Laufbahn. Auf dieser unternahm er mit glänzendem Erfolge und vielseitiger Anerkennung seines Wirkens sogar mehrfache Reisen, bis die um diese Zeit mehr in den Vordergrund tretenden politischen Ereignisse ihn mehr und mehr in den Schatten stellten und seine kanzelrednerische wie schriftstellerische Beliebtheit verkümmerten.

Die französische Revolution fand in Lavater einen ihrer glühendsten Anhänger und Lobredner, und obgleich er laut und unverhohlen seinen Abscheu über den verübten Königsmord aussprach, blieb er ein eifriger Verteidiger der Volksrechte, sowie der geläuterten Grundsätze der Revolution. Eben deshalb aber griff er mit der rückhaltslosen Kühnheit und Entschlossenheit, welche seinen ersten Eintritt in das öffentliche Leben bezeichnet hatte, jede Handlung der Willkür und der Verletzung des natürlichen Rechtes an, von welcher Seite auch immer sie ausgehen mochte, und wurde deshalb den französischen Machthabern als geheimer Anhänger Rußlands und Österreichs verdächtig, so daß sie ihn sogar verhaften und im Mai 1796 nach Basel transportieren ließen. Bald jedoch der Freiheit zurückgegeben, trat er wieder in den Kreis seiner menschenfreundlichen Amtsthätigkeit als Prediger und Seelsorger ein. Ohne weiter in die Öffentlichkeit einzugreifen, wirkte er so segenbringend durch Lehre und Beispiel fort, hochgeachtet wegen seines untadelhaften Privatlebens, innig verehrt von seinem engeren Familienkreise, um auf eine grausame und verhängnisvolle Weise seiner Thätigkeit und seinem Wirken ganz plötzlich entrissen zu werden.

Als nämlich am 26. September 1799 Zürich nach einem blutigen Kampfe um die Stadt selbst und in deren nächster Nähe von den Franzosen unter Massena wieder eingenommen wurde, beschäftigte sich Lavater menschenfreundlich mit der Pflege Verwundeter, welche auf der Straße lagen; da wurde er mit dem damals ebenso verhaßten als gefährlichen Namen eines Aristokraten bezeichnet und von einem französischen Grenadier in die Seite geschossen. Die Wunde war tödlich; aber dennoch mußte er lange Leiden ausstehen, denn erst am 2. Januar 1801 schied er aus diesem Leben, nachdem er noch bis zum letzten Augenblicke den Beweis des Edelmutes gab, welcher sein ganzes irdisches Dasein charakterisiert hatte; denn er weigerte sich, seinen Mörder, obgleich derselbe ihm wohlbekannt war, durch die Nennung seines Namens der gerechten Strafe zu überliefern.

Lavaters sittlicher Charakter war durchaus edel und rein, und er genoß die vollste Achtung aller derer, welche mit ihm in nähere Berührung kamen; als sein größter Fehler wird eine übertriebene Eitelkeit bezeichnet, die ihn zuweilen kleinlich machte; dieser Fehler wird aber ebensowohl erklärlich als verzeihlich, wenn man bedenkt, in welchem Grade die lautesten Lob-

sprüche einer ganzen Welt dazu geeignet waren, seine Eitelkeit zu entwickeln und zu steigern.

Nach diesem kurzen Lebensabrisse Lavaters gehen wir nun zu einer Darstellung seines Systems über, wie dasselbe teils durch ihn selbst, teils durch seine Nachfolger gestaltet wurde.

§ 1.

Von der Physiognomie und Physiognomik im allgemeinen.

Die Physiognomie oder die Gesichtsbildung, der Gesichtsausdruck, umfaßt in der weiteren Bedeutung des Wortes nicht bloß die Züge des Gesichtes, sondern auch die Formen der übrigen Teile des menschlichen Körpers und der Haltung desselben, und dies letztere wieder sowohl in dem Zustande der Ruhe, wie in dem der Bewegung und der Aufregung; und Physiognomik ist die Wissenschaft, aus den Zügen der Physiognomie, entweder in ihrer ganzen Zusammenstellung, oder aus einem derselben, das zu erkennen, was die Sinne nicht unmittelbar berührt. Die Physiognomik offenbart also den Zusammenhang, welcher zwischen der sichtbaren Oberfläche und dem unter demselben verborgenen Unsichtbaren besteht.

Der Mensch offenbart diesen Zusammenhang indes auf vielfache Weise, und daraus entspringen folgerecht verschiedene Arten der Physiognomik und zwar die folgenden vier Klassen:

1. Die Physiognomik des Temperamentes, welche das umfaßt, was sich durch das Blut, die Konstitution, die Glut oder die Kälte des Temperamentes, die Derbheit oder die Zartheit der Organe, und im allgemeinen auf rein-physische Weise offenbart.

2. Die intellektuelle Physiognomik bezeichnet die Geistesfähigkeiten, welche sich durch die Bildung der Züge des Gesichts, dessen Farbe, die Bewegungen und im allgemeinen durch das ganze Äußere des Menschen offenbaren.

3. Die moralische Physiognomik deutet die Neigungen des Menschen an, seinen Hang zum Guten oder zum Bösen, seine Fähigkeit, Gutes zu thun, oder Leiden zu ertragen.

4. Die medizinische Physiognomik umfaßt die Zeichen der Gesundheit oder der Krankheit, welche sich an dem menschlichen Körper offenbaren.

Die Physiognomie ist die Seele, der Schlüssel aller Handlungen, Entschlüsse, Regungen und Gefühle des Menschen, mögen dieselben nun äußeren Veranlassungen und Eindrücken oder innern Antrieben entspringen.

Diese Seele durch die Gewalt des Willens zu verhüllen, um durch eine Larve die wahren Gefühle und Regungen zu verbergen, ist zwar das Streben vieler, ja, in gewissem Grade, das der meisten Menschen, allein vollkommen wird das Ziel dieses Strebens nie erreicht; es werden sich stets noch einzelne Züge der Wahrheit offenbaren, und beständen sie auch bloß in kurzen Blicken. Diese vermag der sichere Beobachter zu erhaschen, und eben darin besteht die Aufgabe der Physiognomik.

Der Drang nach solcher Beobachtung ist dem Menschen angeboren, und auch ohne die Wissenschaft der Physiognomik erforscht zu haben, sind alle denkenden Wesen Physiognomiker. Ein vollgiltiger und unwiderleglicher Beweis für diese Behauptung besteht darin, daß schon das kleine Kind bemüht ist, in den Zügen derer zu lesen, mit denen es in Berührung steht, und aus deren Ausdruck den Eindruck zu erkennen oder zu erraten, den seine Handlungen hervorbrachten. Ja, sogar die Tiere, namentlich der Hund, dieser kluge und getreue Genosse des Menschen, stellen physiognomische Beobachtungen an.

Ist es somit erwiesen, daß die innern Regungen sich durch äußere Zeichen verraten und offenbaren, und zwar da, wo der Natur ohne allen Zwang der freie Lauf gelassen wurde, so klar, deutlich und verständlich, daß schon das Kind und der Hund sie zu erkennen und zu deuten vermögen; so kommt es nur auf eine gründlichere Kenntnis eben dieser Zeichen an, um sie auch da entdecken und richtig auslegen zu können, wo der Zwang sie zu entstellen oder durch eine moralische Larve gänzlich zu verdecken, zu verwischen oder in andere Zeichen zu verwandeln bemüht ist.

Wie diese Kenntnis zu erlangen, mögen nun die folgenden charakteristischen Zeichen der einzelnen Züge und Formen zeigen.

Genügte auch diese Kenntnis der physiognomischen Zeichen, durch welche die Einblicke in den innern Menschen ermöglicht werden, zu dessen gänzlicher Erforschung nicht, müssen auch noch Zeichen anderer Art, andern verwandten Wissenschaften angehörend, hinzukommen, um diese Erforschung zu vervollständigen, so ist doch die Physiognomik jedenfalls ein unentbehrliches und zwar das erste Hilfsmittel, die Einblicke mit Sicherheit thun zu können.

Oft wird es sich bei der Prüfung dieser Zeichen wohl finden, daß die angegebene Bedeutung des einen von der eines andern abweicht, derselben vielleicht sogar geradezu widerspricht; allein der schärfere Beobachter wird entdecken, daß ein Zeichen schärfer hervortritt, als ein anderes, oder daß mehrere sich in ihrem Ausspruche gegen das Zeugnis eines einzelnen vereinigen. In einem solchen Falle ist es eben Sache des Forschers, das Übergewicht zu ergründen und danach sein Urteil festzustellen. Rätsel werden deshalb auch immer zu lösen bleiben, zu denen besonderer Scharfsinn erforderlich ist, und Ausnahmen zeigen sich auch hier, wie bei jeder Regel.

§ 2.

Allgemeine Bemerkungen über die einzelnen Teile des Körpers.

Die Physiognomik, welche ein Gegenstand der Spöttelei für viele ist, und zwar sowohl für Gelehrte, wie für Ungelehrte, der man kaum das Recht zugestehen will, sich eine Wissenschaft nennen zu dürfen, ist in unseren Zeiten von ungleich geringerer Wichtigkeit, als sie in denen des klassischen Altertumes war, denn in diesen legten die Weisesten ein großes Gewicht auf ihre Aussprüche und forschten mit größerem Eifer in den Zügen des Menschenantlitzes, als unsere Verfeinerung sie für würdig hält.

Die philosophischen Schulen der Griechen prüften vor der Aufnahme neuer Jünger mit großem Ernste deren Gesicht, Geberden, Gestalt, Gang, Haltung und Bewegungen und fällten aus dem Verein aller dieser Zeichen

ein Urteil, ob die Aufnahme thunlich sei. — Sokrates war ein so ausgezeichneter Physiognomiker, daß seine Kenntnis dieser Wissenschaft ihn zum Propheten machte und er seinem Schüler Alkibiades sehr richtig seine spätere Berühmtheit voraussagte. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß viele Propheten, namentlich aber Charlatane oder Wahrsager von Profession, die Physiognomik und die derselben verwandten Wissenschaften, deren Aufgabe es ist, durch das Äußere des Menschen Einblicke in dessen Inneres zu thun, als ein mächtiges Hilfsmittel zu ihren Prophezeihungen benutzten, indem sie aus dem, was diese Wissenschaften ihrem scharfen Auge klar und deutlich über die moralischen und geistigen Anlagen und Fähigkeiten sagten, mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit, Richtiges wenigstens im allgemeinen zu treffen, ihre Schlüsse auf die Zukunft der sie befragenden Personen zogen.

Gleich Sokrates war auch Plato ein entschiedener Physiognomiker, und Gleiches läßt sich von mehreren ausgezeichneten Männern Griechenlands und Roms sagen. Verehren aber unsere Gelehrten in mancher andern Beziehung die weisen Aussprüche und Lehren der Philosophen des Altertums, weshalb verschmähen sie es dann, der Wissenschaft der Physiognomik gleiche Achtung zu zollen, wie jene.

Soviel müssen jedenfalls die Gelehrtesten zugleich mit den Mindestunterrichteten zugestehen, daß die Physiognomie, besonders in dem Zustande der Erregung, der Leidenschaftlichkeit, in der leserlichsten Schrift die Gefühle und Gesinnungen des Menschen offenbart, daß Freude, Kummer, Schreck, und wie die verschiedenen Affekte genannt werden mögen, ihren unverkennbaren Ausdruck in dem Äußern finden, daß gewisse Zeichen unbedingt und unwiderleglich mit gewissen Charakterzügen zusammentreffen, so daß sie zu einer beinahe ausnahmslosen Regel werden.

Freilich aber würde der Physiognomiker leicht fehlgreifen und sich der Begehung zahlreicher Irrtümer und falscher Schlußfolgerungen aussetzen, wollte er die Regeln, welche die Wissenschaft im allgemeinen aufstellt, auf alle Fälle anwenden. Im Gegenteile muß er nicht nur bei den beiden Geschlechtern, als der größten Abweichung zwischen Mensch und Mensch, Unterschiede zu machen wissen, sondern bei seinen Urteilen und Schlüssen auch auf den Unterschied des Alters, des Standes, der Beschäftigung, Rücksicht nehmen, und ganz besonders auf die verschiedenen Menschenrassen; denn bei diesen sind die charakteristischen Kennzeichen oft sehr voneinander abweichend.

Ebenso ist, nach Lavater, selbst ein wesentlicher Unterschied in Beziehung auf das zu machen, was das dreifache Leben des Menschen betrifft, nämlich das physische, das intellektuelle und das moralische. Das physische Leben offenbart sich in allen mehr tierischen Teilen, besonders aber in dem Arme und hier wieder vorzugsweise in der Hand und den Fingern. Das intellektuelle Leben, welches die Fähigkeiten des Geistes und des Verstandes in sich faßt, offenbart sich ausschließlich in dem Kopfe, und hier wieder hauptsächlich in der Stirn und den Augen, sowie in der Bildung und Lage der Knochen des Kopfes. — Das moralische Leben gewinnt seinen Ausdruck durch die Gesichtszüge und das Mienenspiel, sowie durch die Pulsationen des Blutes; das Herz würde hier durch seine Schläge ein ziemlich zuverlässiger Wegweiser sein, wäre es nicht beinahe jeder Beobachtung unzugänglich.

Aber nicht bloß eine Wissenschaft ist die Physiognomik, sondern auch die Ausübung und Anwendung derselben eine Kunst; und wie Talent bei

jeder Kunst erforderlich, will man in derselben nicht auf der niedrigsten Stufe stehen bleiben, so ist dies ganz besonders auch bei der Physiognomik der Fall. Kann daher einer oder der andere in den Gesichtszügen seiner Mitmenschen nicht lesen, so heißt das keineswegs, die Einblicke in dessen innern Menschen seien unmöglich, sondern nur, daß dem Lesenden die Fähigkeit mangelt, die Schrift zu entziffern, welche für schärfere Augen vollkommen leserlich ist.

Mit vollem Rechte sagt ein allbekanntes Sprichwort, das Gesicht sei der Spiegel der Seele; aber das Glas dieses Spiegels ist für manchen Blick getrübt und deshalb das darin sich zeigende Bild nicht deutlich zu erkennen.

Wohl erwogen muß indes auch werden, daß die Physiognomik sich vorzüglich damit beschäftigt, die Anlagen aufzusuchen und zu erkennen, welche in dem Menschen liegen. Ob diese Anlagen mehr oder minder ausgebildet sind, oder ob Erziehung, Gewohnheit oder andere Zufälligkeiten sie entstellten oder verwandelten, muß daher bei den Beobachtungen als ein wesentlicher Faktor mit in Berechnung gezogen werden.

Zum Schlusse führen wir hier noch einige Grundsätze an, welche Lavater selbst (nachgelassene Schriften, 5. Bd., herausgegeben von Geßner, Zürich 1801 — 2) aufstellt, und welche zu der allgemeinen Beurteilung der Gesichtszüge und des durch dieselben hervorgebrachten Eindruckes dienen sollen. Wir lassen dabei aber das weg, was zu allgemein gehalten ist, uns nur auf das beschränkend, was unmittelbarer zu der Feststellung eines Urteils führen kann.

„Vor allem*) muß man auf den Ausdruck achten, den das Gesicht bei der plötzlichen Erregung verschiedenartiger Gefühle bewahrt oder annimmt. In solchen Augenblicken hält oft die am besten angelernte Maske nicht Stich, wenn auch freilich ein scharfes Auge dazu gehört, den Moment zu erfassen, in welchem sie abgelegt wurde.

„Sehr klug, kalt oder dumm sind die, deren Gesichtszüge sich nie merklich verändern, dagegen aber mangelt ihnen echtes Leben, Empfindsamkeit und Zärtlichkeit.

„Genau bestimmte und schön proportionierte Gesichtszüge deuten große Klugheit an.

„Flache, nichtssagende, charakterlose Gesichtszüge verraten Dummheit.

„Schiefe Gestalt, schiefer Mund, schiefer Gang, ungleiche Handschrift sind Zeichen von schiefer, inkonsequenter, einseitiger, sophistischer, falscher, listiger, launischer, widersprechender, kalter, harter und gefühlloser Handlungsweise.

„Dumm ist ein Gesicht: wenn der Mund so breit ist, daß das Auge vom obersten Rande des Augenlides bis zur äußersten Mundlinie nur doppelt so groß ist, wie jene Breite; — wenn der Unterteil, von der Nase an gerechnet, durch die vom Munde aus gezogene Mittellinie in zwei gleiche Teile geteilt wird; — wenn der Unterteil des Gesichtes von der Nase an weniger als ein Drittel des Ganzen ausmacht; — wenn der feste Unterteil viel größer ist, als ein Drittel; — wenn im Profile der Mund mit dem Auge einen bedeutend stumpfen Winkel bildet; — wenn die Stirn beträchtlich kürzer ist, als die Nase, vom Ende der Stirn an in ihrer Biegung ge-

*) Wir geben die Worte Lavaters zwar dem Sinne nach vollständig, in der Fassung jedoch möglichst zusammengedrängt.

meſſen; — wenn es vom Augenwinkel bis mitten an den Naſenflügel kürzer iſt, als von dort zur Mundſpitze; — wenn die Augen merklich weiter als eine Augenbreite voneinander abſtehen.

„Eitelkeit und Stolz ſind im allgemeinen die Hauptzüge im Charakter des Weibes. Bei der Verletzung oder der lebhafteren Anregung eines dieſer beiden Gefühle offenbaren ſich gar leicht Züge, die den Blick bis auf den Grund ihres Charakters geſtatten. Dieſe Züge zeigen ſich indes weniger an der Stirn, als an den Naſenflügeln, dem Rümpfen der Naſe, dem Falten der Wangen und Lippen und in dem Lächeln mit ſeinen Verziehungen des Mundes.

„Braune, behaarte oder borſtige, beſonders aber geſprungene Warzen an irgend einem Teile des Geſichts ſind ein zuverläſſiges Zeichen eines großen Fehlers, oder einer mangelnden ſchönen Eigenſchaft.

„Harte Charaktere offenbaren ſich durch eine perpendikuläre, knochenreiche Stirn, welche entweder ſehr hoch oder ſehr kurz iſt; — durch ſehr ſpitze, kleine, kurze oder roh-runde Naſen mit weiten Naſenlöchern; durch ſcharf eingeſchnittene, lange, ununterbrochene Wangen oder Naſenzüge; durch untere Zähne, welche merklich vorſtehen, wenn die oberen lang oder ſehr kurz ſind.

„Wer eine lange, hohe Stirn hat, meide den näheren Verkehr eines Menſchen mit kugelrundem Kopfe; eine Ehe zwiſchen zwei ſolchen Perſonen wird nie zu einem günſtigen Reſultate führen.

„Ein unangenehmer Zug am Munde oder in den Falten des Mundes iſt ein zuverläſſiges Warnungszeichen, auch wenn er nur auf Augenblicke hervortritt.“

§ 3.

Von dem Unterſchiede zwiſchen der Phyſiognomie des Mannes und der des Weibes.

Bei beiden Geſchlechtern findet man zwar im allgemeinen die gleichen Zeichen, aber nicht immer haben ſie auch die gleiche Bedeutung; man muß daher bei der Auslegung dieſer Zeichen einen Unterſchied zu machen wiſſen.

Beſonders iſt zu beachten, daß die Phyſiognomie des Weibes ungleich beweglicher iſt, als die des Mannes; ein Zuſtand völliger Ruhe tritt in derſelben faſt nie ein, das viel lebendigere Mienenſpiel iſt aber zugleich viel kürzer, ſowohl im Raume als in der Zeit, und ſpricht aus beiden Gründen die innern Gefühle nicht mit gleicher Deutlichkeit und Schärfe aus, wie bei dem Manne. Die weichern, gerundetern, glättern Züge des Weibes tragen ebenfalls zu der geringeren Ausprägung der Gefühle durch das Äußere bei.

Im allgemeinen iſt das Weib reiner, zarter, feiner, eindrucksfähiger, gefühlvoller, lenkſamer und mehr zur Ertragung von Leiden geneigt, als der Mann, und auf alle dieſe Eigenſchaften muß man bei der Beurteilung der beobachteten Eindrücke, ſowie der daraus abzunehmenden Anlagen und Gefühle Rückſicht nehmen.

Das Weib iſt vorzugsweiſe für die Sanftmut, für die mütterliche Zärtlichkeit geſchaffen: ihre Organe ſind daher auch zarter, biegſamer, reizbarer und leichter zu verletzen, und die bei weitem größte Mehrzahl der Weiber

offenbart in der äußeren Erscheinung diesen hervorstechenden Charakter ihres Geschlechtes.

Aus dieser größern Reizbarkeit und Empfänglichkeit des Weibes entstehen sowohl die vorzüglichsten Tugenden als auch die größten Fehler desselben, und eben deshalb übertreffen sie oft im Guten wie im Bösen den Mann.

Darf man ohne Beleidigung ihres Geschlechtes sagen, daß die Frauen der Verführung leicht zugänglich sind, so rührt dies daher, weil ihre Natur sie geneigt macht, sich dem Stärkern unterzuordnen; dagegen entwickelt sich aber bei ihnen, besonders, wenn sie von verderblichem fremden Einflusse fern gehalten werden, auch leicht eine erhabenere Tugend, sowie alles, was den Mann entzücken und dessen Lob verdienen kann.

Das Weib hat den regsten Sinn für Sauberkeit, Schönheit, Symmetrie und Anmut und ist deshalb leicht geneigt, diese Äußerlichkeiten höher zu stellen, als Inneres und Unvergängliches.

Der Mann *denkt*, das Weib *fühlt* mehr; deshalb werden bei ihr die Einblicke in ihr Inneres sich leichter durch die Äußerung und die Zeichen ihrer Gefühle erlangen lassen, als durch die der Gedanken.

Die Weiber herrschen oft unumschränkter als die Männer, selten aber durch Gewalt; geschieht dies, so werden sie gewöhnlich noch mehr zu Ungeheuern, als zu Tyranninnen.

Die Physioguomie des Weibes trägt in ihrer vollkommenen Reinheit einen Stempel der Heiligkeit, der selbst den rohesten Mann zur Ehrfurcht zwingt; verschwindet dieser Stempel, so darf man schließen, daß auch die edelsten Eigenschaften der Seele zugleich mit verschwunden sind; nie aber wird die Physiognomie des Mannes eine so abschreckende Häßlichkeit erlangen, wie die des entarteten Weibes.

So innig und treu die Weiber auch zu lieben vermögen, so ist dennoch ihr Haß gewöhnlich noch glühender, besonders aber noch ausdauernder, als ihre Liebe; sie vermögen aber ihre Liebe leichter zu verbergen, als ihren Haß, und sind im ganzen zur Heuchelei, zur Verstellung, zur Verbergung ihrer Gefühle überhaupt weniger befähigt als der Mann; erlangt das Weib diese Befähigung, so verschwinden damit die bessern weiblichen Eigenschaften.

Der Mann hat mehr den Mut des *Handelns*, das Weib mehr den des *Duldens*; daher vollbringt der Mann größeres, während das Weib oft ungleich größere Kraft und Ausdauer bei Ertragung von Leiden zeigt, welche nicht rein-physische Kräfte erfordern.

Ohne den Zwang der Etikette ist das Weib in der Äußerung ihrer Affekte, ihrer Eindrücke, lebhafter, hingebender, als der Mann: Es kann laut lachen, wo der Mann nur lächelt; weinen, wo er verstimmt wird; außer sich geraten, wo er weint; verzweifeln, wo er sich heftigem Schmerze hingibt.

Das Gefühl des Mannes ruht mehr in der Einbildungskraft, das des Weibes mehr im Herzen.

Die Weiber sind in ihrer Offenheit aufrichtiger, in ihrer Zurückhaltung verschlossener als die Männer.

§ 4.

Von dem Unterschiede der Physiognomie bei den verschiedenen Menschenrassen und den verschiedenen Völkern.

Wären in einer Gesellschaft Menschen der verschiedensten Völker des Erdballes versammelt, so würde es dem Physiognomiker, selbst wenn der Unterschied der Farben ihm weniger zu Hilfe käme, sehr leicht werden, auf einen Blick nicht nur die verschiedenen Rassen, sondern in den verschiedenen Rassen auch wieder die verschiedenen Nationalitäten voneinander zu unterscheiden, wenn er nur überhaupt den Typus kennt, welcher als unterscheidende Regel einer jeden dient.

Jede Rasse nicht nur, sondern auch jede Nation, hat ursprünglich ihre besonderen Kennzeichen, und diese können sich selbst bei dem nächsten Zusammenwohnen unauslöschlich erhalten; ja selbst durch wiederholte Vermischung verschwinden sie erst sehr allmählich; den schlagendsten Beweis dafür liefern die Juden, die sich trotz ihres Jahrhunderte langen Aufenthaltes unter allen Nationalitäten des Erdballes überall in ihrem Urtypus erhalten haben. Ebenso leicht lassen sich Spanier, Franzosen, Deutsche, Engländer unterscheiden, und diese letzteren wieder von ihren nächsten Nachbarn, den Schotten, der Irländer noch gar nicht einmal zu erwähnen.

Die Unterscheidungszeichen der verschiedenen Rassen sind zwar zum Teil sehr scharf ausgeprägt; dennoch rühren sie nach dem Urteile vieler Naturforscher — selbst wenn man das Zeugnis der Bibel verwerfen will, nicht von einer Verschiedenheit des Ursprungs dieser Rassen her, sondern nur von den Einflüssen, welche Luft, Klima, Nahrung, oft auch künstliche, von außen wirkende Mittel, auf den Menschen äußern. Dergleichen Einflüsse wirken aber schon seit Jahrtausenden, und so sind denn jetzt allerdings die größten Unterschiede als charakteristische Zeichen fest begründet.

Die Hautfarbe ist indes weniger ein charakteristisches Unterscheidungszeichen, als die Bildung des Schädels; an dieser kann man die Nationalität noch an längst Verstorbenen, d. h. an dem reinen Knochen, erkennen, während jene sich selbst bei Lebenden durch verschiedene Umstände auf die entschiedenste Weise umändern kann, so daß sie bei manchem einzelnen Individuum nicht mehr als ein Unterscheidungszeichen seiner Rasse oder seiner Nationalität zu dienen vermag.

Als charakteristische Zeichen verschiedener Nationalitäten führen wir nun die folgenden an; wir wollen nicht behaupten, damit die vollzählige Aufzählung aller Verschiedenheiten in der menschlichen Gesichts- und Schädelbildung gegeben zu haben, wohl aber werden diese Beispiele zum Beweise für das Gesagte vollkommen hinreichen.

Die Kalmücken, welche mit Recht als das Muster von der Häßlichkeit der natürlichen*) Gesichtsbildung betrachtet werden, haben ein ganz plattes Gesicht; ihre Nase ist so platt, daß sie vor den Backenknochen nicht vorsteht und daß man gerade in ihre Nasenlöcher sehen kann. Ihre Augen

*) Die Botokuden und andere wilde Völkerschaften, welche ihre Schädelbildung oder ihr Gesicht auf künstliche Weise absichtlich entstellen, können hier nicht in Betracht kommen.

liegen sehr nahe aneinander; ihre Lippen sind dick; die Oberlippe ist lang Ihr Gesicht ist über den Backen breit; Stirn und Kinn sind in der Mitt spitz, und ihr ganzes Gesicht hat daher weniger die Gestalt eines Ovals (wi bei andern Menschen) als die eines verschobenen gleichseitigen Vierecks.

Die Chinesen haben ein breites, rundes Gesicht, kleine geschlitzte Augen, denen der Kalmücken in der Form ähnlich, lange Augenwimpern, kleine Nase, vorspringende Backenknochen und kurze Oberlippe.

Lappländer sind klein von Körperbau und haben eine eigentümliche, nach unsern Schönheitsbegriffen entschieden häßliche Physiognomie, in welcher sich die Wildheit ihrer Sitten deutlich ausprägt. Ihnen ähnlich und allem Anscheine nach mit ihnen von gleicher Rasse sind die Samojeden, die Ostjaken, die Grönländer und die Eskimos. Alle diese Völker haben ein breites und flaches Gesicht, eine platte Stumpfnase, einen gelbbraunen, sich dem Schwarzen nahenden Augapfel, gegen die Schläfe zu gezerrte Augenlider, außerordentlich vorstehende Backenknochen, einen sehr großen Mund, einen sehr schmalen Unterteil des Gesichtes, dicke, aufgeworfene Lippen, eine dünne Stimme, schwarze, glatte Haare und schwarzbraune Haut. Sie sind klein, untersetzt, mager, und 1,20 bis 1,35 Meter groß.

Bei den tatarischen Völkerschaften ist der obere Teil des Gesichtes sehr breit und die Haut sogar schon in der Jugend runzlig, die Nase ist kurz und dick, die Augen sind klein und liegen tief in ihren Höhlen, die Backenknochen springen stark vor, der untere Teil des Gesichtes ist schmal, das Kinn lang und vorstehend, der Oberkiefer springt zurück, die Zähne sind lang und stehen einzeln; lange Augenwimper bedecken ihre Augen, und die Augenlider sind schmal; ihr Gesicht ist flach, ihre Gesichtsfarbe schwarzbraun, in das Olivenfarbige übergehend; ihre Haare sind schwarz. Ihr Wuchs ist mittelgroß, ihr Körper aber stark und kräftig; sie haben nur wenig Bart, und dieser steht, wie bei den Chinesen, borstenartig und vereinzelt; sie haben dicke Hüften und kurze Beine.

Die Bewohner von Neuholland sind von allen menschlichen Geschöpfen die elendesten und die, welche dem Tiere am nächsten stehen. Sie sind groß, gerade gewachsen und schlank; ihre Glieder sind lang und dünn; ihr Kopf ist dick, die Stirn rund, die Augenbrauen dicht; ihre Augenlider sind beständig halb geschlossen, eine Gewohnheit, die sie schon in ihrer Kindheit annehmen, um sich gegen die Moskitos zu schützen; da sie die Augen nie ganz öffnen, vermögen sie nicht in die Ferne zu sehen, außer wenn sie den Kopf hinten überlegen, als wollten sie nach einem über ihnen befindlichen Gegenstande blicken. Sie haben eine dicke Nase, dicke Lippen und einen großen Mund. Man vermutet, daß sie sich die beiden untern Mittelzähne ausreißen; denn diese fehlen sowohl den Männern wie den Weibern und den Kindern. Sie haben gar keinen Bart; ihr Gesicht ist lang und hat ein sehr widerliches Ansehen; nicht ein einziger Zug desselben kann uns gefallen. Ihre Haare sind nicht lang und glatt, wie bei den meisten Hindus, sondern kurz, schwarz und kraus, wie bei den Negern Guineas.

Bei der schwarzen Rasse gibt es ebenso viele Verschiedenheiten, wie bei der weißen. Die Neger Guineas sind sehr häßlich und haben einen unerträglichen Geruch; die von Sofala und Mozambique dagegen sind schön und haben jenen Geruch keineswegs. Die Schwarzen müssen daher in mehrere Rassen geteilt werden, und man kann als deren Typen die Neger und die Kaffern bezeichnen. Diese beiden Menschengattungen gleichen sich mehr durch

lang Farbe, als durch die Züge ihres Gesichtes; ihre Haare, ihre Haut, der Ritt Geruch, den sie aushauchen, ihre Sitten und ihr Charakter sind ebenfalls (wie ihr verschieden.

Die Hottentotten sind keine wirklichen Neger, sondern bilden den Übergang zu den Weißen, wie die Mauren den Übergang zu den Schwarzen. Übrigens sind die Hottentotten Halbwilde. Ihre Nase ist sehr flach und breit; ihre Lippen sind außerordentlich dick, besonders die Oberlippe; ihre Zähne sind sehr weiß, die Augenbrauen dicht; der Kopf ist dick, der Körper mager, die Glieder sind dünn.

Die wilden Stämme Kanadas sind ziemlich groß, stark, kräftig und nicht häßlich; sie haben sämtlich schwarze Haare und schwarze Augen, sehr weiße Zähne, eine schwarzbraune Haut, wenig Bart und beinahe kein einziges Haar an den verschiedenen Teilen des Körpers, den Kopf allein ausgenommen.

Die Amerikaner zeichnen sich durch die Eigentümlichkeit aus, daß die Augenbrauen den meisten, der Bart allen mangelt. Als eine auffallende Abweichung unter ihnen kann man die Alkomstaner bezeichnen, welche von hohem Wuchse sind, scharf ausgeprägte Züge, nicht den geringsten Bart, schön geschnittene Augen mit bläulichem Sterne und blonde Haare haben.

Die Peruaner sind nicht sehr groß, aber ziemlich wohlgebaut, obgleich sie untersetzt sind. Man findet bei ihnen aber eine außerordentliche Menge von Mißgeburten und Verkrüppelungen. Merkwürdig ist übrigens die wahre Wut der amerikanischen Völkerschaften, ihren Körper oder wenigstens irgend einen Teil desselben, zu entstellen. Keine einzige derselben, welche nicht den Lippen, den Ohren oder dem Schädel eine andere Gestalt, als die von der Natur ihnen verliehene, zu geben trachtete.

Die Mongolen und die andern Völker der indischen Halbinsel gleichen den Europäern sowohl im Wuchse, als in den Gesichtszügen, weichen aber von denselben durch die Farbe mehr oder minder ab.

Die nördlich von der Mongolei und Persien wohnenden Völker, als: die Armenier, die Türken, die Georgier, die Mingrelier, Tscherkessen und Griechen, sowie alle Völkerschaften Europas gelten für die schönsten Menschengattungen der Erde, und der großen Entfernungen zwischen den Wohnsitzen derselben ungeachtet, herrscht doch zwischen ihnen eine entschiedene Ähnlichkeit.

Der Merkwürdigkeit wegen wollen wir hier, diese Galerie der Nationalitäten beschließend, noch das Urteil anführen, welches ein neuerer französischer Physiognomiker, Alexander David, dessen Schrift wir mehrmals als Hilfsmaterial zu Rate gezogen, über uns Deutsche fällt. Mögen wir demselben auch keineswegs unbedingt beistimmen, so liegt darin doch jedenfalls vieles, was nicht nur mancher Deutsche als Individuum beherzigen könnte, sondern was auch die ganze deutsche Nation einer ernsten Prüfung unterwerfen sollte.

„Der Deutsche schämt sich, nicht alles zu wissen; der Gedanke, für unwissend gehalten zu werden, erschreckt ihn, und gleichwohl gibt seine Zurückhaltung ihm oft das Ansehen eines Dummkopfes. Er ist stolz auf ein gründliches Urteil und auf reine Sitten. Er ist ein vortrefflicher Soldat und unter allen Europäern vielleicht der Gelehrteste. Er ist erfindungsreich, aber er brüstet sich damit so wenig, daß Fremde sich die Ehre seiner Erfindungen Jahrhunderte lang anmaßten, ohne daß er eine Ahnung davon

hatte. Sein Gesicht macht aus der Ferne nicht den Eindruck eines Freskogemäldes, sondern will in der Nähe studiert sein. Seine Gutmütigkeit und sein Wohlwollen werden oft durch ein mürrisches Wesen verschleiert, und es ist eine große Aufmerksamkeit erforderlich, um die Mannigfaltigkeit seiner Züge aufzufassen. Er ist schwer in Aufregung zu bringen und spricht von sich selbst nur mit dem Glase in der Hand. Selten kennt er sein eigenes Verdienst und ist ganz überrascht, wenn man es an ihm entdeckt. Aufrichtigkeit, Arbeitsliebe und Verschwiegenheit bilden die Hauptzüge seines Charakters. Geist ist nicht seine Sache, aber er nährt sich von Gefühlen. Moralische Schönheit ist der Firnis, unter dem er alle Werke der Kunst erglänzen sehen möchte; daraus entspringt seine außerordentliche Nachsicht gegen so viele Ungeheuer, welche diese Maske tragen. Sein episches, wie sein lyrisches Talent verfolgen eine öde Straße, auf welcher er sich durch rosige Phantome irre führen, selten aber durch lichtstrahlende Erscheinungen leiten läßt. Mäßig in den Genüssen der Güter dieses Lebens hat er wenig Neigung zur Sinnlichkeit und flieht alle Exzesse. Auf der andern Seite aber ist er immer schroff, abgezirkelt und minder gesellig, als seine Nachbarn".

§ 5.

Von der Physiognomie der Familien.

Wie in den Familien der Völker, so gibt es auch in vielen Familien der Individuen eine denselben ausschließlich, oder wenigstens vorzugsweise zustehende Eigentümlichkeit der Physiognomie, welche sich durch erbliche Ähnlichkeit der Gesichtszüge ausspricht, so daß man auf den ersten Blick die Mitglieder dieser Familie zu erkennen vermag. Und nicht bloß das Äußere zeigt diese Familien-Physiognomie, sondern sie erstreckt sich auch über den Charakter, die Anlagen und Fähigkeiten des Geistes und der Seele.

Auch da, wo sich die Verwandtschaft zwischen Eltern und Kindern und, bei weiterer Ausdehnung, zwischen Vorfahren und Nachkommen, nicht so entschieden in den Gesichtszügen ausspricht, werden sehr oft die geistigen und moralischen Eigenschaften, Schwächen und Vorzüge von den Eltern auf Kinder und Kindeskinder übertragen.

Das genaue Verhältnis zu ermitteln, in welchem die Übertragung von Vater und Mutter, oder von einem derselben vorherrschend herrührt, bleibt ferneren Forschungen und Beobachtungen überlassen; was man bisher im allgemeinen als ungefähre Regel festgestellt hat, fassen wir hier in dem Folgenden kurz zusammen, geben indes gern zu, daß hier noch öfter, als anderwärts, Ausnahmen von den aufgestellten Regeln vorkommen mögen.

Natürlich scheint es zu sein, daß die Mutter, bei der ersten Empfängnis mit dem Vater gleichbeteiligt, auf das werdende Geschöpf eine größere Einwirkung übt, da sie dasselbe so lange aus ihrer eigenen Substanz nährt, während der Vater aus der seinigen nur den befruchtenden Keim hergab. Daher läßt es sich denn auch erklären, daß Kinder, deren Mutter Verstand besaß, einen hohen Grad des Verstandes entwickeln, selbst wenn der Vater in hohem Grade dumm oder einfältig war.

Besitzt der Vater natürliche Herzensgüte, so werden die Kinder in der Regel löbliche Anlagen besitzen; wenigstens werden dann auch die Kinder beinahe immer ein gutes Herz haben.

Ist der Vater gut, so pflegen die Söhne gewöhnlich von ihm den moralischen Charakter zu erben, sowie von der Mutter den geistigen; die Töchter dagegen erben eher den Charakter der Mutter.

Wer die Ähnlichkeit zwischen den Eltern und den Kindern erkennen will, muß die letzteren eine oder zwei Stunden nach ihrer Geburt betrachten; dann bemerkt man leicht, wem das Kind rücksichtlich der Grundlinien der Gesichtszüge ähnlich ist. — Diese ursprüngliche und so wahre Ähnlichkeit verwischt sich für gewöhnlich sehr bald und tritt dann oft erst nach mehreren Jahren wieder hervor, oft auch nicht früher als im Tode.

Man hat gar oft darüber gelacht und gespottet, daß die Hebammen ein neugebornes Kind dem Vater für ähnlich erklärten, und darin nichts erblickt, als die Absicht, demselben mit seiner Vaterschaft zu schmeicheln; nichtsdestoweniger aber ist diese Ähnlichkeit der Kinder unmittelbar nach ihrer Geburt eine durch zahlreiche Beobachtungen bestätigte Wahrheit.

Wenn die Kinder bei zunehmendem Alter ihren Eltern im Äußern immer ähnlicher werden, so läßt sich das mit gleichem Rechte hinsichtlich des Charakters behaupten. — Obgleich der Charakter der Kinder, ungeachtet ihrer physischen Ähnlichkeit untereinander, oft wesentlich von dem ihrer Eltern abzuweichen scheint, oder merklich abweicht, so wird man bei gründlicherer Forschung doch in den meisten Fällen finden, daß diese moralische Unähnlichkeit von äußeren Wirkungen herrührt; und sehr oft werden diese letztern mit der Zeit durch die physische Ähnlichkeit wieder verdrängt.

Von dem Vater wird die Festigkeit und die Art — nicht die Form — der Knochen und der Muskeln auf die Kinder vererbt; von der Mutter rührt die Art der Nerven her, und ebenso die Form des Gesichts, vorausgesetzt, daß ihre Einbildungskraft und ihre eheliche Liebe in den Zügen ihres Mannes lebendig wurzeln.

Gewisse Gesichtsformen der Kinder scheinen die Ähnlichkeit mit beiden Eltern in sich zu vereinigen. In diesem Falle übt das Übergewicht der Liebe des Vaters oder der Mutter und der mehr oder minder innige Verkehr mit einem von beiden einen sehr wesentlichen Einfluß.

Alle Muttermale oder sonstige Abzeichen entspringen aus der Einbildungskraft der Mutter. — Die Kinder gleichen mehr dem Vater, wenn die Mutter mit ihrer Liebe oder ihrer Ergebenheit für den Vater eine glühende Einbildungskraft verbindet.

Gewisse Formen und Züge des Gesichtes bestehen sehr lange, andere verwischen sich leicht und schnell. Die schönsten, wie die häßlichsten Gesichter der Väter bestehen nicht die längste Zeit bei den Söhnen; auch unbedeutende Gesichter dauern in den Familien nicht lange. Die größern wie die kleinern Formen übertragen sich am leichtesten und währen am längsten fort.

Eltern mit kleiner Nase haben beinahe ohne Ausnahme Kinder mit großer Nase. Hat der Vater oder die Mutter eine sehr dicke Nase, so wird diese sich auch bei einem der Kinder zeigen, und eine solche Nase pflanzt sich in der Familie fort, besonders wenn sie von der weiblichen Linie herrührt. Vielleicht läßt sie sich mehrere Jahre hindurch nicht bemerken, allein früher oder später tritt sie doch hervor, ganz gewiß aber geschieht dies wenige Tage vor dem Tode.

Hat die Mutter sehr feurige Augen, so kann man ziemlich fest überzeugt sein, daß beinahe alle Kinder sie erben werden; denn die Einbildungs-

kraft einer Mutter spiegelt sich voll Liebe in ihren eigenen Augen. Die Physiognomik muß daher auch mehr auf die Augen als auf die Nase achten.

Eine niedrige und gewölbte Stirn wird gewöhnlich vererbt, jedoch ohne sich lange in der Familie zu erhalten.

Es ist eine entschiedene, aber unerklärliche Thatsache, daß die scharf ausgeprägten physiognomischen Züge sehr fruchtbarer Personen ohne ähnliche Nachkommenschaft verschwinden, während dagegen minder ausgeprägte oft nie verschwinden.

Die Ähnlichkeit mit dem Vater oder der Mutter verschwindet oft vollständig bei den Kindern, tritt aber bei den Kindern dieser Kinder auf eine merkwürdige Weise wieder hervor.

Von den verschiedenen Temperamenten vererbt sich keines so leicht wie das sanguinische; mit diesem ist die Leichtfertigkeit des Charakters verbunden, und ist diese einmal in eine Familie eingedrungen, so bedarf es unendlicher Anstrengungen, sie wieder aus derselben zu vertreiben.

Das melancholische Temperament des Vaters wird sehr leicht dadurch vererbt, daß die Mutter eben diese Vererbung fürchtet. Dies findet besonders dann statt, wenn die Mutter in einem entscheidenden Augenblicke — von dieser Furcht ergriffen wird.

Ist das cholerische Temperament durch den Vater und die Mutter zugleich einer Familie eingeimpft, so können Jahrhunderte vergehen, bevor es wieder daraus verschwindet.

Das phlegmatische Temperament wird schwerer übertragen, selbst wenn es das beider Eltern ist; denn es gibt Lebensmomente, in denen selbst der Phlegmatische in Aufregung kommt und in welche er alle Kraft seiner Seele legt; was er in solchen Momenten schafft, empfängt eine dauernde Einwirkung des augenblicklichen Einflusses.

Nichts wird so leicht auf die Kinder übertragen, als Thätigkeit und Fleiß; rühren diese aus der Organisation eines Ehepaares her, so können viele Geschlechter vergehen, ehe sie wieder aus der Familie verschwinden.

Je mehr wahre Liebe in den Herzen der Eltern herrscht, je mehr diese Herzen von Sanftmut, reiner Zuneigung und Treue erfüllt sind, um desto mehr werden diese Eigenschaften auch auf ihre Nachkommen übergehen.

Alles das in diesem Paragraphen Gesagte gilt mehr oder weniger nur in dem Falle, daß die Mütter zugleich auch die ersten Ernährerinnen ihrer Kinder waren; denn vielfältige Erfahrung hat gezeigt, daß die Muttermilch — und folglich ebenso auch die Ammenmilch — einen ungemeinen Einfluß auf die Charakterentwickelung der Kinder äußert. Der Physiognomiker wird daher in das Reich seiner Beobachtungen und Schlüsse auch den Umstand zu ziehen haben, ob ein Kind durch die Brust der eigenen Mutter, oder durch die einer Fremden die erste Nahrung empfing; denn ist das letztere der Fall, so kann es leicht geschehen, daß die Züge des Gesichtes von der Mutter herrühren, daß ihre Zeichen aber durch den von der Amme übertragenen Charakter Lügen gestraft werden.

§ 6.

Von der physiognomischen Ähnlichkeit zwischen Menschen und Tieren.

Schon Aristoteles hat auf die Ähnlichkeit aufmerksam gemacht, welche die Physiognomie manches Menschen mit der eines oder des andern Tieres hat, und daraus den Schluß gezogen, daß diese physiognomische Ähnlichkeit auch mit einer gewissen Charakterähnlichkeit zwischen dem Menschen und dem Tiere verbunden werde.

Porta baute auf dieser Grundlage weiter und suchte die Sache durch die Zusammenstellung von Menschen- und Tierköpfen anschaulich zu machen. Wir sind indes mit Lavater selbst der Meinung, daß die Ähnlichkeit, welche oft zwischen Menschen und einem oder dem andern Tiere besteht, unleugbar und in vielen Fällen sogar grell in die Augen springend ist, daß aber sehr häufig auch eine außerordentliche lebhafte Phantasie dazu gehört, um die von einzelnen behauptete Ähnlichkeit herauszufinden, daß aber ganz besonders durch die anerkannte Ähnlichkeit der Physiognomie die damit zugleich bestehende Ähnlichkeit der Charaktere noch keineswegs erwiesen ist. Vielleicht gelingt es den fortgesetzten Beobachtungen der Wissenschaft mit der Zeit, die Beweise für diese Ähnlichkeit durch Aufstellung zahlreicher Beispiele zu liefern; vielleicht wäre es sogar dem Fleiße und der Beharrlichkeit eines Forschers möglich, diese Beweisführung schon jetzt zu liefern, wenn er durch die Physiognomie und den Charakter bekannter Persönlichkeiten, über welche die Geschichte ein anerkanntes und fest begründetes Urteil gefällt hat, vermittelst einer Zusammenstellung mit Tieren von ähnlicher Physiognomie darthäte, daß der erwiesene Charakter dieser Tiere (sofern diese Bezeichnung überhaupt zulässig ist) ebenfalls mit dem Charakter des Menschen übereinstimmt oder wenigstens einige Ähnlichkeit mit demselben hat.

Einen solchen Beweis hat indes Porta durch seine Zusammensetzungen von Menschen- und Tierköpfen um so weniger geliefert, da er dazu nicht Porträts wählte, sondern nur Phantasieköpfe. Wer aber würde leugnen wollen, daß bei der ungeheuern Beweglichkeit und Verschiedenartigkeit der menschlichen Physiognomie der Künstler, ohne seine Erfindungsgabe sonderlich anzustrengen, solche Zusammenstellungen menschlicher Gesichtszüge ersinnen kann, daß sie die auffallendste Ähnlichkeit mit einem- oder dem andern Tiere haben. Ob ein Mensch mit gerade einem solchen Gesichte schon jemals existiert hat, braucht ihn dabei nicht zu kümmern; würde aber ein solches Individuum wirklich entdeckt, so fehlte noch immer der Beweis, daß die Ähnlichkeit des Äußern mit einer entsprechenden Ähnlichkeit des Innern verbunden ist.

Dennoch läßt es sich nicht ganz in Abrede stellen, und die meisten Menschen von reicher Erfahrung werden in ihrem Leben mehrmals Gelegenheit gehabt haben, das durch ihre eigenen Beobachtungen oder Erlebnisse zu bestätigen, daß solche Menschen, welche von irgend einem Tiere einen charakteristischen Zug in ihrem Gesichte tragen, mit eben demselben auch durch irgend einen Zug ihres Charakters Ähnlichkeit haben.

Dadurch darf sich aber der Physiognomiker bis jetzt noch nicht bestimmen lassen, solche vereinzelte und zum Teil sogar noch keineswegs hinlänglich bemerkbare Ähnlichkeitsfälle zu einer Regel zu erheben; und gewiß

würde man manchem Menschen mehr oder minder Unrecht thun, sich selb aber einer größern oder geringern Täuschung aussetzen, wollte man auf solche Ähnlichkeiten im Äußern sein Urteil über den innern Menschen begründen.

Man hat sich vielfach und mit größerem oder geringerem Erfolge bemüht, darzuthun, daß sowohl die Physiognomie als der Charakter dieses oder jenes Tieres einzelne Züge der menschlichen Physiognomie oder des menschlichen Charakters haben. Mag es sein, ja wir geben dies sogar vollkommen zu; allein was ist dadurch in Beziehung auf die Wissenschaft der Physiognomik, sei es für, sei es gegen dieselbe, bewiesen, sobald nicht diese beiden Arten der Ähnlichkeit bei einem und demselben Menschen und dem ihm ähnlich sein sollenden Tiere zusammenfallen?

§ 7.

Von der Physiognomie, den charakteristischen Kennzeichen und der Bedeutung der einzelnen Teile des menschlichen Körpers.

Es ist eine von Gelehrten, wie von Laien anerkannte Thatsache, daß die verschiedenen Anlagen und Fähigkeiten des Menschen sowohl, als die Eindrücke, die er von außen empfängt, sowie die Gefühle und Leidenschaften, welche durch diese äußern Eindrücke erregt werden, sich auch auf verschiedene Weise durch die Physiognomie des Menschen offenbaren. Jeder Teil des menschlichen Körpers, oder mehrere derselben im Verein, hat daher, sei es im Zustande der Ruhe, sei es durch die Veränderungen, die sich daran wahrnehmen lassen, irgend eine besondere Bedeutung; auf die richtige Erkennung und Auslegung dieser Zeichen kommt es nun bei der Physiognomik ganz besonders an, ja darin besteht sogar ihr eigentlichstes Wesen; wir müssen daher die größte Aufmerksamkeit auf diese Zeichen und Bedeutungen der einzelnen Organe lenken, die wir hier folgen lassen.

A. Von dem Kopfe und dem Gesichte.

Der Kopf, und an dem Kopfe wieder das Gesicht, ist für den Physiognomiker der wichtigste Teil des menschlichen Körpers; für den Phrenologen dagegen, den thätigsten und bedeutendsten Mitarbeiter des Physiognomikers zu den Einblicken in den innern Menschen, ist der Schädel oder Hinterkopf von größerer Bedeutung.

Der Kopf ist der edelste Teil des ganzen Körpers, und er verdient dieses Vorrecht, da er der Hauptsitz des Geistes, der Mittelpunkt aller intellektuellen Fähigkeiten des Menschen ist.

Der Kopf muß im normalen Verhältnisse zu den übrigen Teilen des Körpers stehen. Ist er zu groß, so bedeutet dies plumpe Dummheit; ist er zu klein, so bezeichnet er Schwäche und Albernheit.

Selbst bei richtigem Verhältnisse der Größe darf der Kopf weder zu rund noch zu lang sein. Je vollkommener er ist, auf desto größere Vollkommenheiten seines Besitzers läßt er schließen.

Das Gesicht teilt Lavater in drei Hauptteile. Der erste geht von der Stirn bis zu den Augenbrauen; der zweite von den Augenbrauen bis zu der Nasenspitze; der dritte von der Nasenspitze bis zur Spitze des Kinns. Je größer und in die Augen springender das Ebenmaß dieser drei Teile

unter sich und für jeden einzelnen ist, um desto sicherer kann man Geistesschärfe und einen geregelten Charakter annehmen.

Will man nun die Züge eines Gesichtes studieren, so muß man sich, um die verschiedenen Teile in ihren Ausdehnungen miteinander zu vergleichen, eines biegsamen Maßes bedienen, weil nicht die gerade Linie über die Verhältnisse entscheidet, sondern auch die Biegungen der Linien mit gemessen werden müssen; sodann muß man die Verhältnisse der einzelnen Teile vergleichen; die Formen und das Ebenmaß prüfen; die Prüfung nach den senkrechten Linien der genannten drei Abteilungen vornehmen; den Ausdruck der hervorstechendsten Zügen aus einiger Entfernung untersuchen; die äußeren Umrisse des ganzen Gesichtes und endlich die Linien des Profils in Erwägung ziehen. Auch muß man bei der Prüfung das Gesicht so drehen, daß man von demselben nichts als die Augen und die Backenknochen sieht.

Ein Gesicht, dessen Züge entweder sehr scharf oder sehr zart sind, beurteilt man am besten im Profile; teils weil es der Verstellung weniger Macht verleiht, teils weil die Umrisse dabei schärfer, deutlicher, charakteristischer hervortreten.

Ein schönes Profil bezeichnet einen ausgezeichneten Charakter, dieser kann indes auch außerdem bestehen.

Nach Albertus Magnus zeigt ein fleischiges Gesicht Jovialität, Munterkeit des Geistes und Lebenslust an, aber zugleich auch Eitelkeit, Unbeständigkeit und schlechtes Gedächtnis.

Ein kleines, rundes Gesicht verrät meistens Dummheit, Schwäche und Mangel an Geistesgegenwart.

Ein rotes, aufgedunsenes Gesicht läßt auf einen sehr sinnlichen Menschen schließen.

Ein langes Gesicht mit hervorspringenden Knochen deutet auf einen streitsüchtigen Charakter, Strenge und Klugheit.

Ein mageres, blasses Gesicht verrät Schwäche, Leichtsinn und Neigung zu Ausschweifungen; oft auch Stolz und Neid.

B. Von den Haaren.

Weiche und glatte blonde Haare bedeuten Friedfertigkeit, das Streben, sich beliebt zu machen, und dabei Mangel an Festigkeit.

Kurze gekräuselte schwarze Haare deuten auf Mut und Kraft. Wer solche Haare hat, ist oft streitsüchtig und schalkhaft.

Eine große Fülle von Haaren auf der Stirn und an den Schläfen sind ein Zeichen von Stolz, Eitelkeit, Prahlsucht und Unfreundlichkeit. Dicke starre Haare bezeichnen Neigung zu Ausschweifungen und schlechte Sitten.

Rote Haare lassen auf Neid, Falschheit und Tücke schließen; wo aber diese Eigenschaften sich nicht finden, da sind rote Haare gewöhnlich mit einem guten Herzen gepaart.

Schwarze Haare bezeichnen im allgemeinen Entschlossenheit, Kraft und körperliche Anlagen.

Kastanienbraune Haare findet man bei den meisten Menschen von ausgezeichnetem Genie.

Schon in der Jugend weißliche Haare lassen auf Geschwätzigkeit und Leichtsinn schließen.

Der Haarwuchs steht im allgemeinen zwar im innigen Zusammenhange mit der Beschaffenheit der Haut und deutet daher mehr auf physische Eigenschaften; allein dennoch und sogar eben deshalb dient er dem gebildeten Beobachter auch zur Beurteilung und Erkennung der moralischen.

Bei den Schlüssen, welche man aus den Haaren ziehen will, achte man auf deren Länge, auf ihre Menge und die Art, wie sie gepflanzt sind; auf ihre Beschaffenheit, d. h. ob sie weich, glatt, rund, starr oder gekräuselt sind; auf ihre Farbe.

Kurze, schlechte oder schlecht geordnete Haare, oder solche, die in kleinen ungefälligen Locken herabfallen, sind selten mit hervorragenden oder bessern Eigenschaften gepaart, besonders wenn sie hart und dunkelbraun sind.

Ein günstiges Vorurteil dürfen die Haare erwecken, welche goldgelb sind, oder in das Bräunliche fallen, dabei einen milden Glanz haben und sich leicht kräuseln lassen.

Schwarze, glatte, dicke und harte Haare lassen auf wenig Geist schließen, deuten indes Fleiß und Ordnungsliebe an. Dünne schwarze Haare mit halb kahlem Kopfe, dessen Stirn hoch und gewölbt ist, verraten einen gesunden Verstand, richtige Urteilskraft, aber Mangel an Erfindungsgeist, Einbildungskraft und Witz.

Ein auffallender Widerspruch in der Farbe des Kopfhaares und der der Augenbrauen ist geeignet, Mißtrauen einzuflößen.

C. Von der Stirn.

Die Stirn darf mit gutem Grunde als der wichtigste Teil des menschlichen Gesichtes betrachtet werden; sie ist deshalb auch von Lavater das Thor der Seele und der Tempel der Schamhaftigkeit genannt worden. Schriftsteller des Altertums haben der Stirn sogar eine solche Wichtigkeit beigelegt, daß sie meinten, sie allein reiche hin, den ganzen Charakter des Menschen zu beurteilen und nicht nur dessen Vergangenheit zu erkennen, sondern auch sogar sichere Schlüsse auf seine Zukunft zu ziehen.

Will man sich indes auch keiner Übertreibung schuldig machen, so muß man dennoch zugeben, daß die Stirn der Sitz der Heiterkeit, der Freude, der Besorgnisse, des Kummers, der Albernheit und des Genies, der Dummheit und des Geistes, der Unwissenheit und der Gelehrsamkeit, des Nachdenkens und der Gedankenlosigkeit, der Bosheit und der Güte ist.

Die Stirn verdient daher unter allen Teilen des Gesichtes eine ganz besondere Aufmerksamkeit und erfordert das eifrigste Studium; denn aus ihr offenbaren sich vorzugsweise und am unverkennbarsten alle Eindrücke der Seele, alle Leidenschaften und Gefühle.

Man kann im allgemeinen drei Hauptarten von Stirnen annehmen: Nach hinten gebogene, — gerade sich senkende oder perpendikuläre, — vorspringende.

Die vorzüglichsten charakteristischen Kennzeichen der Stirn sind folgende:

Eine hohe Stirn bedeutet einen umfassenden Geist, dem es aber an Thatkraft mangelt.

Eine gedrängte, niedrige Stirn verrät einen festen, soliden Charakter.

Gebogene Linien verraten einen milden Charakter; sind die Linien gerade, so ist der Charakter fest.

Eine Stirn, welche ganz senkrecht von den Haaren bis zu den Augenbrauen herabfällt, ist das Zeichen gänzlichen Mangels geistiger Fähigkeiten.

Ist eine solche senkrechte Stirn in ihrem obern Teile gewölbt, so ist sie das Zeichen kalter, tiefer Überlegung.

Eine gerade, schräg liegende Stirn deutet auf Gewaltthätigkeit und einen lebhaften Geist.

Eine Stirn von edler Wölbung, welche sich dadurch auszeichnet, daß sie zwischen den Augenbrauen eine einfache oder doppelte senkrechte Linie hat, verrät Zuverlässigkeit, Klugheit und einen männlichen Charakter. Bei dem weiblichen Geschlechte ist eine solche Stirn das Zeichen der Tugend, Rechtschaffenheit und Seelengröße, des Stolzes einer Königin, gepaart mit der mildesten Bescheidenheit.

Eine solche Stirn, welche in der Mitte, höher oder niedriger, eine Vertiefung zeigt, verrät Schwäche.

Eine ganz glatte Stirn ohne Erhöhungen oder Vertiefungen deutet auf einen gemeinen Menschen mit mittelmäßigen Geistesgaben, arm an Gedanken und ohne alle Erfindungsgabe.

Eine bedeutend vorspringende Stirn bedeutet Schwäche und Dummheit.

Ein über den Augenhöhlen vortretendes Stirnbein ist gepaart mit großem Scharfsinn und einer besondern Befähigung zu solchen Unternehmungen, die zu ihrer glücklichen Durchführung großer Klugheit bedürfen.

Fehlt dieses Vortreten, so deutet das auf entschiedenen Verstand, vorausgesetzt, daß die Augenbrauen horizontal liegen, daß die Stirn sich senkrecht an dieselben anschließt und daß sie zu beiden Seiten der Schläfe leicht gewölbt sei.

Eine zurückliegende Stirn deutet Einbildungskraft, Geist und Zartgefühl an.

Eine Stirn, die beinahe senkrecht, aber etwas vornüber geneigt ist und sich in dieser geraden Linie nicht unmittelbar an die Nasenwurzel anschließt, dabei niedrig, schmal und faltig ist, verrät schwache geistige Mittel, wenig Verstand, Mangel an Einbildungskraft und Gefühl.

Eine Stirn, welche mit eckigen Vorsprüngen und Knoten bedeckt ist, verrät eine außerordentliche Thätigkeit und eine ganz unerhörte Hartnäckigkeit.

Eine Stirn, welche in ihrem Profile zwei Wölbungen zeigt, deren untere größer ist, läßt auf einen gesunden, klaren Verstand und auf eine kräftige Konstitution schließen.

Eine runde, oben vorspringende, unten aber gerade und im ganzen senkrechte Stirn ist gepaart mit Geist, Lebhaftigkeit, Reizbarkeit, Gewaltthätigkeit und Kälte des Gefühls.

Eine eckige, an der Seite sehr gespannte Stirn, mit starkem Stirnbeine über den Augenhöhlen deutet auf Zuverlässigkeit und Klugheit.

Eine schön gewölbte Stirn deutet auf Größe und Genie, verdeckt aber zuweilen Albernheit und Mittelmäßigkeit, wenn die Augenbrauen mangeln oder verworren sind.

Gewölbte Stirnen sind im allgemeinen das Eigentum des Weibes und deuten bei diesem auf klare Anschauungsweise und hellen Verstand.

Eine große Ader in der Mitte einer schön geformten und offenen Stirn, welche gewölbt und ohne Runzeln ist, deutet auf ungewöhnliches Talent, sowie auf einen edlen und enthusiastischen Charakter.

Eine niedrige, runzlige, knotige, unregelmäßige, an der Seite niedergedrückte Stirn fordert zum Mißtrauen auf.

Eine Stirn, in welcher sich gerade und gebogene Linien auf eine glückliche Weise miteinander vereinigen und unmerklich ineinander verlaufen, ist das Zeichen wahrer Weisheit.

Das entschiedene und gefällige Vorspringen eines gewölbten Stirnbeines über den Augenhöhlen ist das Zeichen eines großen und edlen Charakters.

Eine lange Stirn, deren stark gespannte Haut selbst bei der größten Aufregung nicht eine einzige Falte zeigt, verrät Kälte, Spottsucht, Hartnäckigkeit, einen argwöhnischen, kriechenden, anspruchsvollen und rachsüchtigen Charakter.

Eine Stirn mit senkrechten, übereinstimmenden Falten bezeichnet großen Fleiß und eine entschiedene Thatkraft; wagerechte Falten dagegen, welche in der Mitte entweder nach oben oder nach unten auslaufen, deuten auf Sorglosigkeit und Schwäche.

Eine Stirn mit schrägen Falten, besonders wenn diese gleichlaufend sind, sind ein untrügliches Zeichen von einem kleinlichen Geiste, von Falschheit und einem argwöhnischen Charakter.

Eine Stirn mit Falten, welche sich bei der geringsten Bewegung senken, deuten geistige Schwäche an; bleiben die Falten fest, oder sind sie sehr tief, besonders aber schräg und weit nach unten gesenkt, so sind sie das unfehlbare Zeichen der Trägheit und Dummheit, gepaart mit Kleinlichkeit und Geiz.

Vereinigt sich eine vorstehende Stirn mit einem länglichen Gesichte und einem spitzen Kinne, so bedeutet sie Albernheit und geistige Schwäche.

Eine Stirn mit starken Knochen verrät eine zänkische Natur; ist sie außerdem noch fleischig, so kommt Grobheit hinzu.

Eine breite, viereckige Stirn, mit einem offenen Blick vereinigt, deutet auf Einsicht und Mut.

Stirnen, welche oben faltig, unten aber glatt sind, verraten Beschränktheit.

Bei alledem, was über Falten und Runzeln gesagt worden ist, müssen wir darauf aufmerksam machen, daß sie zwar erst im Alter scharf hervortreten und dauernd werden, daß sie indes schon früher angedeutet sind und bei Aufregungen für den schärferen Beobachter sichtbar werden.

Eine senkrechte Stirn, welche zugleich hoch und breit ist, verkündet Kraft und Unternehmungsgeist. Bismark und Wallenstein sind Belege dafür.

Eine Stirn, die sich mehr nach hinten neigt, findet man bei Künstlern und Dichtern voll Phantasie und Gefühl. Hier gilt Schiller als Beweis.

Liegt die Stirn noch flacher und beinahe in gerader Linie mit der Nase, so darf man als gewiß annehmen, daß Gefühl und Phantasie über den Verstand herrschen.

Bei Künstlern verschiedener Art zeigt sich gewöhnlich noch folgender Unterschied: Die Stirn des Malers ist voll, aber etwas zurückgehend; dabei tritt das feurige Auge stark hervor. — Bei dem Musiker liegt das Auge mehr nach innen, die Stirn ist weiter rückwärts gebogen, und an beiden Seiten derselben tritt das Organ des Tonsinns hervor.

Eine Stirn, die sich stark vorbiegt, oder auffallend zurückspringt und mit gebogener Nase und länglichem Unterteile des Gesichtes verbunden ist, deutet an, daß ihr Besitzer der Narrheit nahe steht.

D. Von den Augen und den Augenbrauen.

Besonders in dem Spiegel der Augen zeigen und verraten sich, nächst der Stirn, die geheimsten Regungen der Seele. Dieser gehört das Auge mehr als irgend ein anderes Organ; mit ihr scheint es im innigsten Zusammenhange zu stehen. Das Auge spricht die leidenschaftlichsten Gefühle ebenso bestimmt aus, wie die sanftesten; diese verraten sich in ihm und spiegeln sich aus ihm zurück. Das Auge empfängt und erwidert das Licht des Geistes und die Wärme des Gefühles; seine Sprache ist zwar lautlos, aber dennoch deutlich und verständlich.

Große Augen, wenn sie durch die Lider zu wenig bedeckt sind, oder zu weit vortreten, deuten Trägheit, Verstandesschwäche an, oft auch dummen Stolz oder unbegründete Feindseligkeit.

Tief im Kopfe liegende Augen findet man in der Regel nur bei schlechten Menschen. Vorstehende Augen können zwar mit Geist und Herzensgüte gepaart sein, verraten aber Hang zu Ausschweifungen und gänzliche Nichtachtung von Geld und Zeit.

Augen, welche frech umherblicken und selten zufallen, deuten auf einen Menschen, der kein Mittel scheut, um zu seinem Zwecke zu gelangen.

Kleine, runde Augen sind ein Zeichen von Schwäche und Leichtgläubigkeit.

Blaue Augen verraten einen schwächeren Charakter als braune oder schwarze, dafür sind sie aber oft das Zeichen größeren Genies oder tieferer Innigkeit der Gefühle. — Sind sie sehr hell und, im Profil gesehen, beinahe durchsichtig, so deuten sie eine große Fassungsgabe an, zugleich aber auch einen empfindlichen, schwer zu behandelnden, argwöhnischen und eifersüchtigen Charakter und Neigung zur Wollust, sowie einen hohen Grad der Neugier.

Hellblaue Augen findet man selten bei cholerischem, dagegen gewöhnlich bei melancholischem Temperament.

Blaugraue Augen, welche trübe und unbeweglich sind, lassen auf die schlimmsten Eigenschaften schließen, und Menschen mit solchen Augen vermeidet man am besten soviel als möglich.

Braune oder schwarze Augen bezeichnen im allgemeinen einen männlichen und kräftigen Charakter und tiefen Sinn; sind schwarze Augen klein und hell funkelnd, haben sie dabei starke schwarze Augenbrauen, liegen die Augen tief, umzieht auch ein spöttisches Lächeln den Mund, so deutet dies Schlauheit, einen tiefen Blick und leichtes Fassungsvermögen an; fehlt der spöttische Zug um den Mund, so deuten solche Augen auf tiefsinnige Kälte, Geschmack, Anmut, aber mehr auf Neigung zu übertriebener Sparsamkeit, wie zur Freigebigkeit.

Gelblichbraune Augen sind beinahe jederzeit mit Genie gepaart.

Bei cholerischem Temperamente findet man selten blaue Augen, meistens dagegen braune oder grünliche. Augen von dieser letzteren Farbe sind sehr oft ein charakteristisches Zeichen der Lebhaftigkeit und des Mutes.

Augen, welche im Profile beinahe gleichlaufend mit dem Profile der Nase sind, dabei aber nicht aus dem Kopfe stehen, sich auch nicht unter den Augenlidern vordrängen, zeigen eine schwächliche Organisation und geringe Geisteskraft an.

Augen, welche bei freundlichem Ausdrucke entweder gar keine oder sehr viele Falten werfen, bezeichnen einen kleinlichen, blöden, schwachen Charakter, auch wohl völligen Blödsinn.

Große Beweglichkeit der Augen bedeutet Unbeständigkeit und Leichtigkeit des Geistes; zittert das Auge dabei, so ist das ein Zeichen von Blödigkeit, auch wohl von Mißtrauen und Falschheit.

Bewahrt das Auge einen festen Blick, mit beinahe unbeweglichen Augenlidern, so bedeutet das Dummheit; ist der Blick aber dabei belebt, Unverschämtheit.

Ein zu trocknes Auge deutet auf Härte und Roheit des Charakters; es ist auch ein Zeichen des Geizes, des Neides und der Grausamkeit.

Feuchte Augen verraten tiefe Empfindung, Wollust, Freigebigkeit und Wohlthätigkeit; zittert dabei der Blick, so zeigt das Liebe.

Indes nicht immer ist Feuchtigkeit ein untrügliches Zeichen guter Eigenschaften; nur wenn damit andere Zeichen von gleicher Bedeutung zusammentreffen, darf man dem Ausspruche trauen; denn Heuchler, Betrüger, Buhlerinnen verstehen es oft, in ihrem Auge künstlich die Feuchtigkeit hervorzulocken.

Wer mit offenen Augen schläft, verrät Furcht, Angst, Geiz oder Mißtrauen.

Augen, welche zu sehr hervortreten, oder zu dick sind, vergleicht man mit denen der Ochsen oder Esel, und in der That deuten sie oft die guten oder bösen Eigenschaften dieser Tiere an. Treten sie indes nicht zu sehr hervor, oder sind sie nicht rund, so lassen sie auf Geist, Lernbegierde und natürliche Fähigkeiten schließen. Einen Beweis dafür liefern die auf solche Weise gestalteten Augen des Sokrates, Plato und Homer.

Kleine, sehr hervortretende und trockne Augen hat man mit denen der Ottern verglichen und dann als ein sicheres Zeichen der Bosheit, der Mordbegier und sogar des Vatermordes betrachtet.

Hervortretende Augen von blauer Farbe bezeichnen Ungerechtigkeit und Unvorsichtigkeit; ist dabei das Weiße mit roten Adern gemischt, so bedeutet es Gefräßigkeit und Neigung zum Trunke.

Große, tiefliegende Augen zeigen einen guten, sanften Charakter an; kleine, halbbedeckte dagegen verraten Hinterlist und Betrug.

Im allgemeinen kann man annehmen, daß alle Augen mit zu grell hervorstechenden Eigenschaften der Farbe, der Größe oder der Lage irgend einen geistigen oder moralischen Mangel andeuten, sollte dieser auch in dem Übermaße einer an und für sich guten Eigenschaft bestehen. Auch ist der erste Eindruck, den ein Auge auf den Beschauer macht, wohl zu berücksichtigen.

Die Augenwimpern haben im allgemeinen mit den Augenbrauen den gleichen Charakter und die gleiche Bedeutung; weichen sie von den Augenbrauen ab, dann muß man sie selbständig ebenso beurteilen wie diese.

Beschreibt der äußerste obere Rand des Augenlides eine vollständige Kreislinie, so ist dies der Beweis natürlicher Güte und großen Zartgefühls, zuweilen auch der eines schüchternen, beinahe kindlichen Charakters.

Augen mit langen, spitzen, wagerechten Winkeln, mit dickhäutigen, sie nur halb bedeckten Lidern, bezeichnen Genie bei sanguinischem Temperament.

Große, offene, helldurchsichtige Augen mit scharf gezeichneten Oberlidern sind gepaart mit Scharfblick, Eleganz und Geschmack, Jähzorn, Stolz und heftiger Geschlechtsliebe.

Augen, welche, wenn sie weit geöffnet, oder doch wenigstens nicht zusammengekniffen sind, einen länglichen und sehr spitzen Winkel gegen die Nase bilden, verraten beinahe ausschließlich sehr urteilsfähige oder sehr feine Personen.

Große Augen, welche unter dem Augapfel viel Weißes haben, gehören dem phlegmatischen und dem sanguinischen Temperamente an; bei dem ersten indes sind sie matt und unbestimmt begrenzt, bei dem letzteren feurig, entschieden eingefaßt und minder ausgezackt. Die Augenlider sind hier runder, kürzer und minder fleischig.

Zurückliegende und stark ausgezackte Augenlider verraten beinahe immer ein choleriſches Temperament; auch den Künstler und den Mann von Geschmack erkennt man daran. Bei dem Weibe findet man sie sehr selten, dann aber bezeichnen sie viel Geist und eine seltene Beurteilungsgabe.

Tiefliegende, kleine, scharfgezeichnete blaue Augen unter einer knochigen, beinahe senkrechten Stirn, welche unten etwas einspringt, oben aber nach vorn gerundet ist, bezeichnen scharfsinnige und kluge Personen, die aber dabei gewöhnlich auch stolz, argwöhnisch, hart und kaltherzig sind.

Jemehr das Oberlid den Augenstern beschattet und sich oben unter den Augenknochen zurückschiebt, um so mehr ist dies ein Zeichen von Geist, Feinheit, verliebter Natur und genialem Geschmacke; damit verbindet sich Treuherzigkeit, Mut, Zuverlässigkeit und Zartgefühl.

Augen, welche nicht entzückend werden, indem sie sich verehrend mit einem geheiligten Gegenstande der Anbetung beschäftigen, deuten auf einen Menschen, der weder lieben kann, noch geliebt zu werden verdient. Daneben ist kein Gesichtszug möglich, welcher Wahrheit oder Kraft andeutet.

Weit geöffnete, vorstehende Augen in nichtssagenden Gesichtern verraten Eigensinn, Mangel an Standhaftigkeit, unbegründete Ansprüche auf Weisheit, Kälte, oder allenfalls Hitze ohne wohlthuende Wärme des Gefühls.

Hübsche, dichte, gewölbte Augenbrauen sind das zuverlässige Zeichen eines gesunden, männlich reifen Verstandes; seltener deuten sie ein originelles Genie an; nie verraten sie einen wahrhaft erhabenen Geist oder liebevolle Innigkeit.

Geradlinige, dichte, schöne Augenbrauen sind ein sicheres Zeichen von Verstand, Kälte des Herzens und planreichem Sinn.

Augenbrauen, welche hoch über den Augen zu schweben scheinen und dabei kurz, dicht und unterbrochen, auch weder schmal noch breit sind, verraten Gedächtnis, Schlauheit, Schmiegsamkeit und Frömmelei.

Dichte, schwarze, starke, herabhängende Augenbrauen, welche dicht über den Augen liegen und große, tiefliegende Augen beschatten, verraten meistens Verachtung, Trotz und kalten Hohn und gleichen einer wohl zu beachtenden Warnungstafel.

Ziehen die Augenbrauen sich in die Höhe, so deutet dies die grausamsten Leidenschaften an; findet dieses in die Höheziehen indes nur in der Mitte statt, so ist das ein Zeichen freundlicher Erregungen.

Ziehen die Augenbrauen sich in der Mitte herab, so verrät das körperlichen Schmerz.

Sanft gewölbte Augenbrauen deuten auf Bescheidenheit und Einfachheit.

Sind die Augenbrauen halb horizontal, halb gewölbt, so vereinigt sich Kraft des Geistes mit Güte des Herzens.

Sind die Augenbrauen struppig und verworren, so bezeichnen sie unlenksame Lebhaftigkeit; sind bei gleicher Verworrenheit die Haare weich, so bedeutet das ein gemäßigtes Feuer.

Sind die Augenbrauen dicht und glatt und die anliegenden Haare laufen beinahe parallel, so ist dies das Zeichen eines gereiften und gründlichen Urteils, tiefer Weisheit und geraden, verständigen Sinnes.

Augenbrauen, welche über der Nase zusammenlaufen, verraten einen mürrischen, eifersüchtigen Charakter, oft aber auch Geist und Witz.

Dünne, schmale Augenbrauen sind ein untrügliches Zeichen von Phlegma und Schwäche. Ein cholerischer und entschlossener Mensch kann zwar ebenfalls dergleichen Augenbrauen haben, dann wird aber auch die Kraft und die Lebhaftigkeit seines Charakters vermindert sein.

Je näher die Augenbrauen dem Auge treten, um desto ernster, tiefer und fester ist der Charakter.

Eckige und unterbrochene Augenbrauen verraten die Thätigkeit eines schöpferischen Geistes.

Je weiter die Augenbrauen sich von den Augen entfernen, desto mehr verliert der Charakter an Kraft, Festigkeit und Kühnheit.

E. Von der Nase.

Die Nase ist, sozusagen, der Ausläufer des Gehirnes. Auf ihr ruht die Wölbung der Stirn, welche ohne die Stütze, die sie durch die Nase empfängt, die Wangen und den Mund zusammendrücken würde. Eine schöne Nase verträgt sich nie mit einem mißgestalteten Gesichte. Selbst wenn man schöne Augen hat, kann man häßlich sein, eine regelmäßig schöne Nase bewirkt indes eine glückliche Analogie der andern Züge. Man findet daher auch tausend schöne Augen gegen eine einzige wahrhaft schöne Nase.

Eine lange, starke Nase bezeichnet im allgemeinen Klugheit, Gutmütigkeit und Mut. Ist sie gegen unten breit, jedoch ohne Mißgestalt, so wird ihr Träger treu und verschwiegen sein und viele gute Eigenschaften haben. Wird sie aber auffallend zu groß, so deutet sie auf Spottsucht, Neid und vorlautes Wesen.

Eine sogenannte römische oder Habichtsnase ist das Zeichen von Genie, gepaart mit Stolz.

Eine spitze Nase bei durchdringendem Blicke bedeutet Neigung zu Spott; dünne Lippen daneben lassen auf Geiz schließen.

Eine Stumpfnase verrät Genußsucht, Leichtsinn, Munterkeit, Eitelkeit und ein kaltes Herz.

Rote Nasen sind, als Folge von Krankheit oder Ausschweifung, eine Ausnahme von der Regel und lassen daher keine zuverlässigen Schlüsse zu.

Eine schöne Nase deutet einen schönen, oder doch wenigstens einen ausgezeichneten Charakter an.

Eine kleine, im Profil bogenförmige Nase bezeichnet einen sanften, aufmerksamen, lenksamen Charakter und die Fähigkeit zur Würdigung zarter Gefühle.

Nahe der Wurzel gekrümmte Nasen deuten auf einen Charakter, der berufen ist, zu gebieten und große Dinge zu vollbringen, welche Festigkeit bei der Entwerfung der Pläne und Feuer bei deren Ausführung verlangen.

Gerade, oder beinahe ganz gerade Nasen kann man als die Verbindungsbrücke zwischen den beiden vorher bezeichneten Charakteren betrachten. Sie deuten auf eine Seele, welche mit Kraft zu handeln und mit Ergebung zu dulden vermag.

Eine Nase mit breiter Spitze, mag sie übrigens gerade oder gebogen sein, verrät höhere Anlagen und Fähigkeiten.

Ein Nase mit sehr schmaler Wurzel ist das Zeichen großer Energie des augenblicklichen Entschlusses, aber ohne Nachdruck und Ausdauer.

Kleine Nasenlöcher bedeuten eine Schüchternheit, unfähig zu dem geringsten Wagnisse.

Wenn die Nasenflügel lose und beweglich sind, so deuten sie ein außerordentlich feines Gefühl an, das leicht in Sinnlichkeit und Wollust ausarten kann.

Eine auffallende Stülpnase bedeutet Unkeuschheit.

Eine gegen den Mund herabgebogene Nase findet man nie bei einem wahrhaft guten Menschen mit einem heitern, großen und edlen Charakter.

Etwas aufgeworfene, an der Wurzel sehr eingebogene Nasen unter einer weniger zurückgebogenen als senkrechten Stirn, verraten Wollust und Weichlichkeit und Neigung zur Eifersucht und Hartnäckigkeit. Indes können sie mit Feinheit des Geistes, Rechtschaffenheit und Talent gepaart sein.

Nasen ohne bestimmten Charakter findet man bei Menschen, die zwar verständig und gut sind, sich aber nicht über die Mittelmäßigkeit erheben.

Aufgeworfene Nasen unter einer hohen, unten vorspringenden Stirn zeigen einen groben, heftigen Menschen an.

Nasen, welche stark abwärts sinken, finden sich nie bei einem edlen, großen, wahrhaft frohen Charakter. Menschen mit solchen Nasen wenden ihren Sinn zu sehr dem Irdischen zu und sind dabei kalt, verschlossen, ohne Herzlichkeit, oft boshaft-witzig, übellaunig, hypochondrisch oder melancholisch, auch wohl in hohem Grade wollüstig.

Vorn nach oben gebogene Nasen, welche bei der Wurzel stark vertieft sind, deuten auf Neigung zur Wollust, Bequemlichkeit, Eifersucht, Eigensinn; damit kann indes ein feiner Sinn, Redlichkeit, Gutmütigkeit und manche Gabe verbunden sein.

Nasen ohne auffallenden oder scharf ausgeprägten Charakter, auch ohne Biegungen oder gefällige Bogenlinien, können zwar mit guten, begabten und edlen Charakteren verbunden sein, nie aber mit großen oder ausgezeichneten.

Nasen, welche an beiden Seiten Einschnitte haben, die bei jeder Bewegung sichtbar werden und selbst im Zustande der Ruhe nicht ganz verschwinden, sind ein Zeichen eines schwerfälligen, gedrückten, zuweilen hypochondrischen oder boshaften Charakters.

Sich leicht rümpfende Nasen findet man selten bei wahrhaft guten Menschen, und ebenso bei boshaften nicht leicht Nasen, die sich schwer oder gar nicht rümpfen lassen.

Leicht zu rümpfende Nasen bei guten Menschen bezeichnen Halbnarren.

Nach Lavater muß eine wahrhaft schöne Nase die folgenden Eigenschaften haben:

Die Länge muß der der Stirn gleich sein.

An der Wurzel muß sie leicht nach innen gekrümmt sein.

Von vorn gesehen, muß der Rücken breit und auf beiden Seiten bei nahe parallel sein; die Breite muß indes in der Mitte etwas größer sein.

Die Nasenspitze darf weder hart noch weich, noch fleischig sein, auch weder zu breit, noch zu spitz, und die untere Linie muß scharf und deutlich hervortreten.

Die Nasenflügel müssen sich, von vorn gesehen, deutlich zeigen, und die Nasenlöcher müssen sich nach unten zu etwas zusammenziehen.

Im Profil muß der untere Teil der Nase um ein Drittel ihrer Länge betragen.

Die Nasenlöcher müssen spitz zulaufen und sich nach hinten abrunden. Im allgemeinen müssen sie sanft gewölbt und durch das Profil der Oberlippe in zwei gleiche Teile geteilt sein.

Die Seiten der Nase oder des Nasenrückens müssen gleichsam zwei Wände bilden.

Die Nase muß sich oben an der Wurzel an den Bogen des Augenknochens anschließen und hier wenigstens 12 mm breit sein.

Indes können ausgezeichnete Eigenschaften oder großartige Charaktere auch sehr wohl ohne eine so vollendet schöne Nase bestehen, obgleich diese unfehlbar sich nur bei ausgezeichneten Menschen findet.

Der breite Rücken einer Nase ist ein sicheres Zeichen außerordentlicher Geistesgaben.

F. Von dem Munde und dessen Teilen*).

Der Mund ist der Dolmetscher und der Vertreter des Geistes und des Herzens; er vereinigt in seinem Zustande der Ruhe und in seinen Bewegungen eine ganze Welt von Charakteren und ist selbst in seinem Schweigen beredt. Man kann ihn mit Recht als eines der erhabensten Wunder unter den vielen andern Wundern des menschlichen Körpers betrachten.

Was der Mund andeutet oder verrät, ist daher von unendlicher Mannigfaltigkeit, und es gehört ein scharfes Auge und ein gründlich beobachtender Geist dazu, die verschiedenen Abstufungen aufzufassen und die Zeichen richtig auszulegen. Wollte man indes die hier möglichen Beobachtungen erschöpfen, so müßte man alle nur denkbaren menschlichen Regungen, Gefühle, Eindrücke und Leidenschaften in ihren verschiedenen Abstufungen durchgehen; denn alle finden mehr oder minder ihren Ausdruck durch den Mund. Wir

*) Man vergleiche das, was hier über den Mund, sowie das, was über die Zähne gesagt wird, mit dem Abschnitt „Bukkomantie“, wo dieser Gegenstand mit besonderer Ausführlichkeit behandelt wird, weshalb wir hier flüchtiger darüber hingehen zu können glaubten.

begnügen uns daher hier mit dem Wesentlichsten; dem geistreichen Beobachter werden diese Hindeutungen genügen.

Ein zu großer Mund deutet auf Plauderhaftigkeit und beschränkten Verstand; ein kleiner Mund dagegen läßt auf eine friedfertige und sanfte Gemütsart schließen. Die Mittelgröße ist bei dem Munde, wie bei allen Teilen des Körpers, das Beste.

Dicke, aufgeworfene Lippen deuten auf schwachen Verstand und geringe Umsicht, dabei aber auf Verschwiegenheit und List; sehr dünne Lippen dagegen bezeichnen Geiz.

Lippen von frischer roter Farbe, nicht zu dick und nicht zu dünn, bezeichnen gute moralische Eigenschaften.

Der Charakter der Lippen entspricht jederzeit dem moralischen Charakter.

Volle, ebenmäßige Lippen, welche von beiden Seiten eine schöne gekrümmte Linie zeigen, sind unverträglich mit einem niedrigen Charakter. Man findet sie nie mit Falschheit oder Bosheit gepaart; höchstens vereinigt sich damit eine Neigung zur Wollust.

Ein zusammengepreßter Mund ist das sichere Zeichen der Kaltblütigkeit, der Ordnungsliebe, der Pünktlichkeit und der Reinlichkeit.

Ist ein solcher Mund dabei an den Seiten in die Höhe gezogen, so verrät das Ziererei, Dünkel und Eitelkeit, auch etwas Bosheit und Leichtfertigkeit.

Fleischige Lippen bezeichnen Sinnlichkeit und Trägheit.

Leise geschlossene Lippen von untadeliger Form bezeichnen einen festen, überlegenden und gerechtigkeitsliebenden Charakter.

Springt die Oberlippe etwas vor, so ist es ein zuverlässiges Zeichen der Güte.

Eine vorspringende Unterlippe bezeichnet mehr kalte Gutmütigkeit als lebhafte Zärtlichkeit.

Eine in der Mitte gespaltene Unterlippe deutet auf Munterkeit.

Eine große, harte Zunge ist ein Zeichen der Klugheit, welche indes nicht immer zum Besten angewendet wird; eine zu lange Zunge bezeichnet Abgeschmacktheit, eine zu kurze Talente. Eine feine Zunge ist gepaart mit feinem physischem Geschmack.

Neigen die Lippen sich an den Seiten stark abwärts, so deutet dies auf Lieblosigkeit.

Läßt bei einem kraftvollen und geistreichen Menschen der geschlossene Mund in der Mitte durch einen schmalen, stets offen bleibenden Spalt die Zähne sehen, so ist das ein Zeichen kalter, unbarmherziger Strenge und hohnlachender Bosheit.

Ein kleiner, schmaler Mund unter kleinen Nasenlöchern und sehr rund gewölbter Stirn bezeichnet einen leicht erschreckenden, furchtsam-blöden, schwach-eiteln Menschen von sehr geringer Rednergabe. Vereinigen sich damit vorstehende, trübe Augen, so ist der Blödsinn nicht fern.

Ein langes, breites, grobes, knöchernes Kinn verrät einen rohen, harten, stolzen und gewaltthätigen Menschen.

Bei der Beurteilung des Mundes und den aus demselben zu ziehenden Schlüssen sind besonders zu berücksichtigen: Die eigentliche Oberlippe an sich; — die eigentliche Unterlippe an sich; — die Linie, welche aus der Vereinigung der beiden Lippen entsteht, wenn sie ohne Zwang geschlossen sind; — die Mitte der Oberlippe besonders; — das Ende der Mittellinie

zu beiden Seiten; — der Auslauf der Mittellinie zu beiden Seiten, entweder nach oben oder nach unten.

Ein vorstehendes Kinn zeigt immer etwas Vorhandenes, ein zurückspringendes dagegen etwas Fehlendes an.

Scharfe Einschnitte mitten im Kinn bezeichnen einen kalten, verständigen Menschen.

Ein spitzes Kinn gilt als ein Zeichen der List; man findet es aber auch bei sehr redlichen Menschen.

Ein weiches, fleischiges Kinn läßt auf die Neigung zum Wohlleben schließen.

Ein eckiges Kinn bezeichnet einen klugen, befähigten Menschen von festem Charakter; ein flaches Kinn ist mit Kälte gepaart, ein kleines mit Furchtsamkeit, ein rundes mit Güte.

G. Von den Zähnen.

Die Zähne haben die entschiedenste, zuverlässigste physiognomische Bedeutung, indes nicht bloß durch ihre Form und Stellung, sondern auch durch die Art und Weise, wie sie sich zeigen.

Kleine, schwache, kurze, nicht dicht zusammenstehende Zähne sind ein Zeichen von Verstand, Bescheidenheit und Rechtlichkeit, deuten aber auch auf schwache Gesundheit und ein kurzes Leben.

Ungleichstehende Zähne bezeichnen einen umsichtigen Menschen, der alles mit kluger Besonnenheit anfängt.

Kleine und kurze Zähne, welche fest aneinander stehen, bezeichnen große körperliche Kräfte.

Lange Zähne deuten auf Schwäche und Schüchternheit.

Weiße, reinlich gehaltene, gutgereihte Zähne, welche bei geöffnetem Munde ein wenig vorzutreten scheinen, verkünden einen sanften, höflichen Charakter, ein gutes Herz und Rechtschaffenheit.

Vernachlässigte Zähne verraten schlechte Gesinnungen.

Breite, dicht zusammenstehende Zähne lassen auf ein langes Leben schließen.

Spitze, lange und starke Zähne verraten Neid, Unverschämtheit, Gefräßigkeit und einen argwöhnischen, betrügerischen Charakter.

Zähne, welche von Natur gelb sind, verraten Leichtgläubigkeit und Neigung zu Thorheiten.

Große, breite Zähne bezeugen eine kräftige Natur.

H. Von den Wangen.

Die Wangen sind gewissermaßen nicht als Teile des Gesichtes zu betrachten, sondern können als Grundlage der Organe des physischen Gefühls gelten; dennoch sind sie jedenfalls bei den Gesichtszügen mit in Erwägung zu ziehen.

Fleischige Wangen deuten im allgemeinen auf ein feuchtes Temperament und sinnliche Neigungen.

Magere und eingesunkene Wangen deuten herbe Laune und Entsagung der Genüsse an.

Hohle Wangen verraten Kummer.

Tiefe Falten in den Wangen entstehen durch Roheit und Albernheit.

Leichte Wellenlinien, von Falten unterbrochen, deuten auf Weisheit, Erfahrung und Feinheit des Verstandes.

Mehr oder weniger dreieckige Vertiefungen in den Wangen sind unfehlbare Zeichen des Neides und der Eifersucht.

Entstehen auf der Wange eines Mannes, wenn derselbe lächelt, runde oder gleichlaufende Linien, so darf man auf große Thorheit bei ihm schließen.

Der Zustand, die Form und Farbe der Wangen steht übrigens in so innigem Zusammenhange mit dem Zustande der Gesundheit, daß man eben deshalb daraus keine zuverlässigen Schlüsse ziehen kann, es sei denn, daß man zugleich von der Gesundheit der betreffenden Person genau unterrichtet wäre.

Ebenso übt das Alter einen wesentlichen Einfluß auf die Beschaffenheit der Wangen und ist deshalb gleichfalls sehr mit in Erwägung zu ziehen, wenn man vermittelst der Wangen Einblicke in den innern Menschen thun will.

I. Von dem Kinne.

Ein zurückspringendes Kinn, welches man auch das weibliche Kinn nennen könnte, da es beinahe allen Frauengesichtern eigentümlich ist, läßt stets auf irgend eine schwache Seite schließen.

Ein Kinn, welches von der Unterlippe senkrecht heruntergeht, ist geeignet, Vertrauen einzuflößen, denn es wird meistens mit guten Eigenschaften vereinigt sein.

Ein spitzes Kinn verkündet scharfen Verstand und einen thätigen Geist.

Jedes Kinn, das einen einspringenden Winkel bildet, ist das sichere Zeichen des Geizes oder der Verzagtheit und des Kleinmutes.

Ein vorspringendes Kinn läßt mit Sicherheit auf einen sehr entschiedenen Charakter schließen.

Ein weiches, fleischiges Kinn, ein Kinn mit einem sogenannten Kader, oder ein doppeltes Kinn, ist sehr häufig das Zeichen oder die Wirkung eines höheren Grades der Sinnlichkeit.

Ein eckiges Kinn findet man nur bei verständigen, festen und wohlwollenden Personen.

Ein flaches Kinn läßt auf Kälte und Trockenheit des Temperamentes schließen.

Ein kleines Kinn ist, mit wenigen Ausnahmen, das charakteristische Zeichen der Schüchternheit.

Ein rundes Kinn, welches durch ein Grübchen geschmückt wird, ist ein Pfand der Herzensgüte.

Ein starker Einschnitt in der Mitte verkündet einen Menschen von gewiegtem Urteil, von Ruhe und Entschlossenheit.

K. Von den Ohren.

Können auch die Ohren noch weniger, als die Wangen, als ein Teil des Gesichts gerechnet werden, so stehen sie doch mit demselben in so nahem Zusammenhange, daß wir ihre charakteristischen Zeichen hier ebenfalls, wenn auch nur ganz kurz, angeben zu müssen glauben.

Große und glatte Ohren, ohne bedeutende Rundungen an den Umriſſen, findet man häufig bei muſikaliſchen Anlagen; mit dem Genie aber ſind ſie unverträglich.

Dicke, ſehr runde Ohren findet man nur bei ſehr gewöhnlichen Menſchen.

Kleine, ſchön gerundete Ohren vereinigen ſich gewöhnlich mit höheren Fähigkeiten.

Ohren ohne Rand bezeichnen einen einfältigen Menſchen.

Ein geſchlängelter Umkreis mit Vertiefungen iſt das zuverläſſige Zeichen der Gutmütigkeit.

Beinahe ganz an den Kopf angewachſen iſt das Ohr ein Zeichen kleinlicher Hartnäckigkeit und eines nichtsſagenden Geiſtes.

Abſtehende Ohren verraten einen offenen, tüchtigen Charakter.

Jedes Ohr, das ſowohl außen als innen und ebenſo auch in ſeinen Vertiefungen ſchöne Rundungen zeigt und ſich mit angenehmen Geſichtszügen verbindet, iſt das Zeichen einer beſonders reichen Begabung.

Lange und breite Ohren bezeichnen zwar nicht gerade — einen Eſel, — aber dennoch ſind ſie ſelten bei höheren Geiſtesgaben zu finden. Gewöhnlich iſt ein Menſch mit ſolchen Ohren ſchwerfällig von Begriffen und hat ein ſchwaches Gedächtnis.

Im allgemeinen gewähren die Ohren keine ſehr zuverläſſigen phyſiognomiſchen Kennzeichen.

Heinrich IV. in verſchiedenen Lagen.

Von J. K. Lavater.

Taf. XIII.

Je größer ein Geſicht, deſto weniger kann ſich, ſelbſt in der Karrikatur, ſeine Größe ganz verlieren. Immer bliebe wenigſtens die, der Form nach unveränderliche Naſe übrig. Hier ſind in allen 4 Bildern die Augen ſehr ſprechend. — 1. Beinahe großen Charakters ſind die Augen, beſonders durch die unten gleichſam durchſchnittene Dichtigkeit des Augendeckels. Mit Neugier und horchendem Erſtaunen ſchauen ſie hin. Der Mund beginnt zu überlegen und zu verachten. — 2. Augen, die vor einem plötzlich erblickten Ungeheuer mehr in Schrecken als in Wut geraten. Der Mund beinahe ſchwach und unbedeutend. — 3. Das Ganze unbeſtimmtes, leeres Staunen. Das Auge an ſich iſt keines ganz gemeinen, iſt eines klarſehenden, entſchloſſenen, feuerigen; nur ſollte der untere Umriß des obern Augenlides kräftiger ſein. — 4. Unbeſtimmtes, leeres Staunen mit Furcht und Mißvergnügen — untenher Memme; die Augen beinahe kraftlos närriſch. — Die Naſe 3 iſt die geſcheiteſte.

Taf. XIV.

Das iſt ein Mannsgeſicht, dem auch die vierzigſte Kopie noch Geiſt und Größe übrig laſſen mußte. Wer kann Heinrich IV. 1. ſchlafend, 2. tot ſehen, ohne zu fühlen? Hier iſt mehr als gemeiner Menſch. Ruhige, feſte Heldenkraft ſchwebt über dieſem Geſichte. Es iſt ein Geſalbter des Herrn, den niemand ungerochen verletzen darf. — Wenn wir 3. betrachten, wie er uns im trunkenen Zuſtande oder in völliger Verrücktheit vorkommen würde,

TAF. XIII.

1.

2.

3.

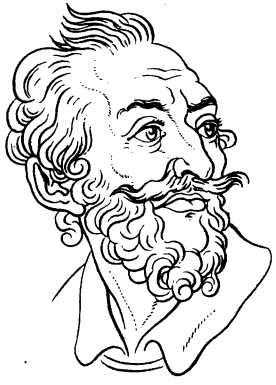
4.

Heinrich IV.

PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

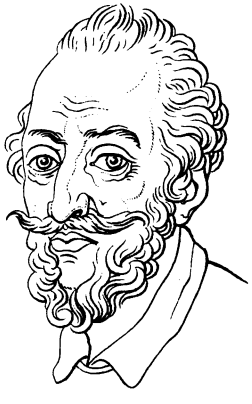
TAF. XIV.

1



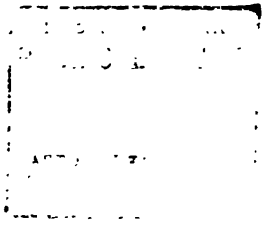
2.

3.



4.

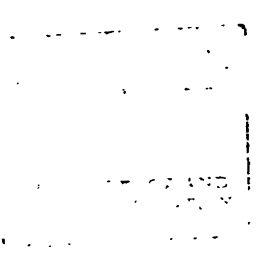
Heinrich IV.



das phlegmatische

das cholerische

Temperament.



wo vornehmlich die beweglichen Teile: Augenlider und am meisten die Unterlippen, schlaff werden und sinken, so können wir auch da noch den festen Umrissen unsere Bewunderung und Ehrfurcht nicht versagen. Der Stirn und Nase wird sich der Physiognomist immer neigen, wenn er auch den willkürlichen Verfall der muskulösen Teile, deren Kontrast mit den festen ihm so auffallend ist, nicht ohne Seufzen und Wehmut betrachten kann. — Der verachtende Widerwille, der im Munde von 4. ausgedrückt ist, ist zwar zu fade und kraftlos für das große Gesicht, aber doch immer noch in einem großen Stile.

§ 8.

Von der Physiognomie der Temperamente*).

Es ist bekannt, daß man für die Charakterbezeichnung des Menschen vier Temperamente angenommen hat, und zwar das choleriſche, das phlegmatiſche, das ſanguiniſche und das melancholiſche.

Indem man aber nur dieſe vier Temperamente aufſtellte, beging man den Fehler, jedes derſelben auf ein Individuum anwenden zu wollen, ohne auf die Verſchmelzungen des einen Temperamentes mit dem andern, auf die Übergänge aus dem einen in das andere, oder auf die Abſtufungen jedes einzelnen die erforderliche Rückſicht zu nehmen.

Indem man nun aber ſo auf der einen Seite zu weit ging, hat man auch auf der andern das Kind mit dem Bade ausgeſchüttet, indem die Gegner der Lehre von den vier Temperamenten in das Gegenteil verfielen und die Temperamentsverſchiedenheit vollſtändig leugneten.

Wie immer, ſo liegt indes auch hier die Wahrheit in der Mitte, und wie die Windroſe zwar zweiunddreißig verſchiedene Richtungen des Windes angibt, ſo ſtützen ſich dieſe doch nur auf die vier Himmelsgegenden und nennen jederzeit die vorzugsweiſe, welcher ſie am nächſten ſtehen.

Wir wollen daher dieſem Beiſpiele folgen und hier die Phyſiognomik der vier anerkannten Haupttemperamente angeben, es den Phyſiognomikern überlaſſend, bei ihren Beobachtungen der Abſtufungen die Übergänge, die andern achtundzwanzig Windſtriche des Temperamentes, bei der Anwendung auf die verſchiedenen Individuen herauszufinden.

Nach dem Ergebnis, welches die Erfahrung durch zahlreiche Forſchungen geläutert hat, ſind nun die vorzüglichſten charakteriſtiſchen Erkennungszeichen, ſowie die Bedeutungen der vier Temperamente die folgenden:

a) Das choleriſche Temperament**).

Das choleriſche Temperament hat dichte, ſtarke Augenbrauen; die Spitze der Naſe iſt bei demſelben eckig; die Lippen ſind dünn; der Hauptcharakter liegt indeſſen in dem Auge, ſei es nun, daß der Apfel desſelben ſich vordrängt, oder daß es unter der Pupille viel Weißes ſehen läßt, ſei es, das obere Augenlid ziehe ſich ſoweit zurück, daß es ganz verſchwindet, wenn das

*) Siehe hierzu die vier charakteriſtiſchen Köpfe auf Taf. II und III.

**) Man vergleiche zu der Charakteriſierung der vier Temperamente die Abbildungen derſelben auf Taf. II und III.

Auge vollständig geöffnet ist, oder endlich, daß das Auge sehr tief in seiner Höhle liegt und daß seine Umrisse scharf ausgeprägt, fest und nicht sehr gerundet sind. Zu diesen Zeichen kommt gewöhnlich noch hinzu, daß der Blick lebhaft und sicher ist, daß die Augen braun oder gelblich sind, die Haare schwarz oder braun und dabei hart und wohleingesetzt und daß der Cholerische schöne Zähne hat.

b) Das phlegmatische Temperament.

Die Umrisse des Gesichtes sind bei dem Phlegmatischen weich, schlaff, hängend und wenig gespannt; die Umgebungen des Auges sind gerundet. Die vorspringende Unterlippe ist jederzeit ein charakteristisches Zeichen, denn sie ist ein Beweis für den Überfluß und nicht für den Mangel der Feuchtigkeit. Dem Blicke des Phlegmatischen fehlt es an Lebhaftigkeit und der Haut seines Gesichtes an Färbung; seine Haare sind blond oder kastanienbraun, oft nur spärlich und beinahe immer ganz glatt; seine Zähne stehen unregelmäßig und haben eine bläuliche Färbung.

c) Das sanguinische Temperament.

Der Sanguiniker hat ein volles Gesicht, eine blühende Gesichtsfarbe, frische, lebhaft-rote Lippen und schöne, sehr regelmäßig stehende Zähne. Seine blonden oder hellbraunen Haare sind beinahe immer gekräuselt. Seine Augen, meistens blau, sprechen Heiterkeit aus, Neigung zu Vergnügungen und eine liebenswürdige Sorglosigkeit. Das Ganze der Physiognomie trägt den Stempel der Aufrichtigkeit, des Glückes und der Wollust.

d) Das melancholische Temperament.

Der Melancholikus ist besonders an der Nase zu erkennen, welche sich gegen den Mund herabsenkt, der beinahe immer geschlossen ist. Seine Nasenlöcher sind klein, seine Lippen dünn, und die Unterlippe springt vor; sein Kinn ist klein und weder zu flach noch zu fleischig. Seine Stirn wird in verschiedenen Richtungen von kleinen Linien durchzogen; die Haare sind braun und spärlich; der Blick trübe und gewöhnlich gesenkt; die Wangen sind hohl, und die Gesichtszüge sind außerordentlich beweglich. Seine Zähne sind selten weiß und gut geordnet.

Im Umgange ist der Cholerisch-Melancholische am meisten zur Freundschaft geeignet, sowie der Sanguinisch-Phlegmatische zur Ehe.

Im Verkehre mit den Menschen verschiedenen Temperamentes sehe man darauf, weder zu unmittelbar, noch zu häufig, noch zu lange hintereinander Dinge zu verlangen, welche dem Temperamente gerade entgegengesetzt sind; ebenso hüte man sich indes auch, solche Dinge zu fordern, welche zu sehr mit dem Temperamente übereinstimmen: in dem ersten Falle wird er sich gegen die Sache auflehnen, in dem letzten dieselben vernachlässigen.

Es liegt keine Tugend darin, den Antrieben seines Temperamentes zu folgen; dagegen zu kämpfen ist aber gefährlich.

das sanguinische

das melancholische

Temperament.

§ 9.

Von der Physiognomie der Krankheiten.

Im allgemeinen kann natürlich der Physiognomiker nur nach den Gesichtszügen des gesunden Menschen urteilen, und darauf beziehen sich auch alle die bisher aufgestellten Regeln. Da aber Krankheiten oder krankhafte Zustände oft sehr abweichende Zeichen hervorbringen, ist es zur vollständigeren Begründung der Wissenschaft unerläßlich, auch die Zeichen zu kennen, welche sich an der Physiognomik Kranker offenbaren, und wir halten es daher für unerläßlich, dieselben hier folgen zu lassen.

Diese Physiognomie der Krankheiten erstreckt sich zwar über den ganzen Körper, zeigt sich aber vorzüglich in den Zügen und dem Ausdrucke des Gesichtes; und nicht nur die Natur der Krankheit offenbart sich hier, sondern auch die Abweichungen und Fortschritte derselben.

Dies zeigt sich besonders bei hitzigen Fiebern, zehrenden und Gallenkrankheiten; bei der Bleichsucht und Gelbsucht; bei hysterischen Übeln; bei Würmerkrankheiten und dem Bandwurme.

Je mehr bei hitzigen Fiebern das Gesicht seinen natürlichen Ausdruck verliert, um desto größer ist die Gefahr.

Trübe Augen, hängende und blasse Lippen sind bei hitzigen Fiebern ein schlimmes Zeichen, weil sie eine große Schwächung verraten; die Gefahr ist außerordentlich groß, wenn das Gesicht plötzlich zusammenfällt.

Bei galanten Krankheiten werden die Fortschritte derselben selbst für den minder scharfsichtigen Beobachter in den Veränderungen des Gesichtes leicht erkennbar.

Jeder Mensch, dessen Gesicht für gewöhnlich heiter und sanft ist und der plötzlich bei glühendem Gesichte einen unstäten, ängstlichen Blick bekommt, leidet an irgend einer Geistesstörung.

Bei Brustentzündungen wird das Gesicht blaß, und der Blick verwirrt sich bei der Annäherung einer Krisis, welche den Kranken mit Kälte durchdringt und ihn sogar des Bewußtseins beraubt.

Der Krebs verrät sich, wenn bei Entzündungskrankheiten die Nase spitz und das Gesicht bleifarbig wird und die Lippen sich bläulich färben.

Im allgemeinen deutet das Gesicht den Zustand des Kranken durch Zeichen an, welche sich nirgend anders offenbaren und welche von der zuverlässigsten Bedeutung sind.

Die Augen allein lassen zahlreiche Beobachtungen anstellen.

Wenn die Augen eines Kranken sich fest auf das Licht richten, sich mit Thränen füllend zu schielen anfangen; wenn das eine kleiner zu sein scheint als das andere, oder wenn das Weiße sich rötet; wenn die Blutgefäße sich schwärzen, auftreten oder tief einsinken, so sind dies ebenso viele schlechte Anzeichen.

Die Bewegungen des Kranken, sowie dessen Stellung im Bette, sind ebenfalls zu erwägende Zeichen.

Oft befühlt sich der Kranke die Stirn, greift in die Luft, kratzt an der Wand, zupft am Betttuche, und alle diese Bewegungen haben ebenso eine Bedeutung, wie sie eine Ursache haben.

Je unbequemer die Lage eines Kranken ist, welcher an einer Entzündungskrankheit leidet, um so zuverlässiger verrät sie die Aufregung, in der er ist, und die Gefahr, in der er schwebt.

Jemehr die Lage oder die Stellung, welche ein Kranker annimmt, sich seiner gewöhnlichen Haltung im gesunden Zustande nähert, um desto weniger ist für ihn zu fürchten.

Kummer und Besorgnisse, ebenso wie der Ehrgeiz, magern ab.

Der Verlust des Verstandes vermehrt beinahe immer die Körperfülle.

Der Neid macht nicht nur mager, sondern kann auch ein Hinwelken und sogar die Schwindsucht zur Folge haben.

§ 10.

Von der Physiognomie der verschiedenen Alter.

Wie die Krankheit den normalen Zustand der Physiognomie verändert, so ist dies auch durch ein geringeres oder höheres Alter der Fall.

Die physischen Umwandlungen, welche das Fortschreiten des Alters in dem menschlichen Körper hervorbringen, lassen unvertilgbare Spuren auf dem Gesichte zurück, indem sie dessen Gestalt, Umfang, Farbe und Beschaffenheit verändern.

Das Kind hat ein kurzes, breites, gedrängtes Gesicht, eine vorspringende Stirn, volle und glatte Wangen, frische und rote Lippen, eine gespannte, weiche und rosige Haut, und alle seine Umrisse sind gerundet und lieblich.

Bei dem Jünglinge empfangen die Knochen des Gesichtes eine bedeutende Entwickelung; die Nase tritt deutlicher hervor; die Wangen verlängern sich; ein leichter Flaum fängt an sich zu zeigen; der Blick gewinnt Zuversicht und Charakter; die Farben verblassen ein wenig, die Physiognomie gewinnt Ausdruck, und die Gefühle bereiten schon den eigentümlichen Stempel vor, durch dessen Züge das Gesicht später charakterisiert werden wird.

Sobald der Jüngling zum Manne reift, sind die vollkommen entwickelten Züge deutlicher ausgesprochen, zugleich aber weniger beweglich. Die Physiognomie verrät auf dieser Lebensstufe alle Anzeichen der Nationalität, der Familie, des Temperamentes und des Charakters. Sind die Formen minder weich, so sind sie dafür schöner und erhalten sich längere oder kürzere Zeit in ihrer Reinheit, je nachdem die Lebhaftigkeit der Leidenschaften und die Zufälligkeiten des Lebens beschaffen sind.

Die Physiognomie des Greises verwischt sich, seine Züge werden härter und verschwimmen; die Haut wird trocken und runzlig; seine Augen verlieren ihren Glanz und ihre Lebhaftigkeit; seine Formen werden eckig, und seinem ganzen Gesichte mangelt es an Kraft und Beweglichkeit.

Der Tod endlich zerstört oft den ganzen Ausdruck der Physiognomie. Dabei ist aber bemerkenswert, daß die Gesichter der Toten — einige Stunden nach dem Sterben und je nach der Krankheit, an welcher sie erlegen sind, — eine Zeichnung haben, welche bestimmter, ebenmäßiger, edler und mit dem Ganzen übereinstimmender ist.

Zweiter Abſchnitt.

Die Phrenologie oder die Schädellehre.

Gall.

(Siehe hierzu das Porträt.)

Sowie die Physiognomik schon früher ein Gegenstand eifriger Forschungen für die Weisesten, für die tiefsten Denker war, so mußte dies notwendig auch in Beziehung auf die Phrenologie der Fall sein; aber sowie die Physiognomik nach vielen vorangegangenen, mehr oder minder glücklichen oder mißglückten Bestrebungen erst durch Lavater zu der Würde einer systematischen Wissenschaft erhoben wurde, ebenso war es Gall vorbehalten, auf die Phrenologie oder Schädellehre, die Zwillingsschwester der Physiognomik, wo es gilt, Einblicke in den innern Menschen zu erlangen, systematisch und wissenschaftlich zu begründen, so daß sie jetzt, wenn auch vielfach angefeindet und bestritten, dennoch im allgemeinen in die Reihe der Wissenschaften aufgenommen ist und als solche zahlreiche Anhänger, Verteidiger und Jünger zählt.

Dies gelang Gall besonders dadurch, daß er überzeugend den Beweis lieferte, dem vor ihm schon viele Gelehrte verschiedener Zeiten nachgestrebt hatten: Albertus Magnus (Bischof von Regensburg), Mundini, v. Luzzi, Servetto, Petrus Montagna, Ludoviko Dolci, Johann Huarto, Ambrosius Paré, ohne daß es ihnen gelungen wäre, ihn hinreichend zu führen, den Beweis nämlich: daß das Gehirn das Zentralorgan des Geistes und als solches bei jeder Äußerung geistiger, Thätigkeit beteiligt ist.

Wie also Lavater der Vater der Physiognomik genannt werden darf, so ist Gall als der der Phrenologie zu betrachten, und als solchem gebührt ihm hier die besondere, wenn auch nur kurz gehaltene Schilderung seines Lebens.

Franz Joseph Gall, geboren am 9. März 1758 zu Tiefenbrunn in Württemberg, war der sechste Sohn eines kleinen Kaufmannes, welcher außer ihm noch neun andere Kinder hatte. Den ersten Unterricht empfing Franz Joseph von seinem Oheim, einem ehrwürdigen Geistlichen. Ernsteren Studien widmete er sich darauf in Baden, später in Bruchsal, und in Straßburg, wo er die Universität bezog, war er Schüler des berühmten

Anatomen, Professor Herrmann. Durch die Erfahrungen, die er auf dem Wege durch seine verschiedenen Studien an sich selbst machte, wurde er schon früh auf die verschiedenartigen Äußerungen der Geistesgaben aufmerksam gemacht und dadurch zu Beobachtungen veranlaßt, welche man als die erste Grundlage des später von ihm entwickelten Systems der Phrenologie betrachten darf. Während Gall nämlich durch seine schriftlichen Arbeiten viele seiner Mitschüler überflügelte, wurde er oft und sogar meistens von diesen Schülern in den Schatten gestellt, wo es mehr auf das Gedächtnis ankam. Diese sich wiederholenden, ihn kränkenden und beschämenden Umstände mußten seiner Überzeugung nach eine Ursache haben, irgend einen Unterschied der Organisation zwischen ihm und jenen, die er bei gewissen Gelegenheiten überflügelte, während er bei andern von ihnen überflügelt wurde. Der Entdeckung dieser Ursache forschte er nun eifrig nach, und so entdeckte er bald, daß alle die, welche ihn durch die Stärke ihres Gedächtnisses besiegten, einen gemeinsamen Zug der Ähnlichkeit hatten, nämlich große und vortretende Augen. Konnte er diese körperliche Eigentümlichkeit auch nicht als eigentlichen Grund erkennen, sondern nur als ferneres Zeichen der bereits gemachten Erfahrung, nämlich, daß diese Leute ein besseres Gedächtnis hatten als er, so führte ihn die Beobachtung doch der Entdeckung des eigentlichen Grundes um einen wesentlichen Schritt näher, und die einmal betretene Bahn der Forschungen weiter verfolgend, kam er endlich zu den Entdeckungen, die dazu bestimmt waren, seinen Namen für alle Zeiten berühmt zu machen, indem er sie in ein System zusammenfaßte.

Ist auch seine Wissenschaft noch keineswegs abgeschlossen, bedarf sie vielmehr noch weiterer Beobachtungen und Beschäftigungen, so kann doch dadurch der Ruhm Galls keineswegs geschmälert werden. Denn welche Wissenschaft, bei der die Beweisführungen ungleich leichter sind, als bei der Phrenologie, könnte sich rühmen, daß sie als vollkommen begründetes Ganze abgeschlossen sei? Das sollten die Gegner der Phrenologie bedenken, eben das aber haben sie teils zu wenig beachtet, teils gänzlich außer Augen gesetzt. Gall beendigte seine medizinischen Studien in Wien, wo er sich nach Beendigung derselben als praktischer Arzt niederließ. Als solcher trat er bald auch als Schriftsteller auf durch sein 1792 erschienenes Werk: „Philosophisch-medizinische Untersuchungen über Natur und Kunst im kranken und gesunden Zustande des Menschen". Dies Werk machte Aufsehen und lenkte die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf den Verfasser; noch mehr Aufsehen aber machten die Vorlesungen, welche Gall in Wien im Jahre 1796 über Schädellehre eröffnete.

Diese Vorlesungen fanden eine zahlreiche Zuhörerschaft, unter welcher Spurzheim zu erwähnen ist, dessen Biographie wir auf die seines berühmten Lehrers folgen lassen, da er nicht nur einer der eifrigsten Schüler Galls, sondern später auch dessen Mitarbeiter wurde, bis er, teilweis eigne Bahnen verfolgend, die Phrenologie zur Hauptaufgabe seines Lebens machte. Die neuen Ideen indes, welche seine Lehren notwendig erwecken mußten, hatten die Folge, daß man ihm zuerst die Vorlesungen ganz untersagte und dann auf Galls Einspruch nur mit großen Beschränkungen gestattete. Wie es aber oft zu gehen pflegt, so geschah es auch hier: die Unterdrückungsmaßregeln dienten nur dazu, den Ruf der Vorlesungen zu erhöhen und weiter zu verbreiten, und als er später eine Reise durch Deutschland unternahm und bei Gelegenheit derselben auf mehreren Universitäten und in großen

Städten Vorlesungen hielt, fanden dieselben ungeheuern Zulauf und dienten reichlich dazu, seinen Ruf zu erhöhen und weiter zu verbreiten, obgleich es natürlich auch an zahlreichen und heftigen Angriffen und Anfeindungen nicht fehlte. Seine Reise glich daher, zur Wut und Verzweiflung seiner Widersacher und Feinde, einem wahren Triumphzuge.

Die Erfahrungen, welche Gall in Wien gemacht hatte, verleideten ihm den dortigen Aufenthalt; er kehrte deshalb nicht dahin zurück, sondern wendete sich nach Paris, wo er ein weiteres, besonders aber ein freieres Feld für seine Bestrebungen zu finden hoffte und auch wirklich fand. Hier war er eifrig bemüht, für seine neue Lehre und deren Verbreitung zu wirken, und er that dies sowohl durch öffentliche Vorträge, als auch ganz besonders durch das große und geistige, in Gemeinschaft mit seinem ehemaligen Schüler und jetzigen Freunde herausgegebene Werk: „Anatomie et physiologie du système nerveux en général et du cerveau en particulier"*) (Paris, 4 Bde. 1810—1820; zweite Auflage, 6 Bde., 1822—1825, mit einem Atlas von 100 Kupfertafeln).

Neben dieser Verfolgung seines wissenschaftlichen Zweckes beschäftigte er sich auch mit glücklichem Erfolge als praktischer Arzt und benutzte als solcher jede Gelegenheit zu neuen Beobachtungen und Erfahrungen. In Paris machte Gall dieselben Erfahrungen, welche er bereits in Deutschland gemacht hatte: Seinen Vorlesungen, welche er im Jahre 1807 eröffnete, strömten alle ausgezeichneten Geister zu, und er gewann durch dieselben begeisterte Bewunderer und erbitterte Widersacher. Diese bildeten eine mächtige Gegnerschaft, welcher selbst Napoleon angehörte, ohne indes seine Macht zur gewaltsamen Vertreibung des Staunen erregenden Gelehrten anzuwenden.

Im Jahre 1819 wurde Gall in Frankreich durch eine königliche Verfügung nationalisiert. Er bewarb sich darauf um Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften, wurde aber zurückgewiesen. Dadurch schmerzlich gekränkt und zugleich in der Absicht, seine ziemlich ungünstigen finanziellen Verhältnisse zu verbessern, ging er nach England; aber auch hier sah er sich in seinen Hoffnungen getäuscht, und so kehrte er denn wieder nach Paris zurück, wo er seine Vorlesungen fortsetzte und sein letztes Werk vollendete, bis er einer langen und schmerzhaften Krankheit am 22. August 1828 erlag. Seinem letzten Willen zufolge wurde sein Schädel seiner eignen Sammlung einverleibt, die er mit ausdauerndem Fleiße und unter Anwendung großer Kosten angelegt hatte und welche von dem Pariser Museum der Naturgeschichte erworben wurde, wo sie noch jetzt zu sehen ist.

*) Anatomie und Physiologie des Nervensystemes im allgemeinen und des Gehirnsystemes im besondern.

Spurzheim.

Der vorstehenden Lebensbeschreibung Galls möge sich die Spurzheims anschließen, nicht nur, weil derselbe ein eifriger Schüler, Anhänger und Mitarbeiter Galls war, sondern auch und zwar besonders, weil Spurzheim das System Galls mehrfach ergänzt und vervollständigt hat, so daß es jetzt ohne dessen Zuthaten kaum noch gedacht werden kann. Wir werden deshalb auch in der nachfolgenden Darstellung der Phrenologie die Aussprüche Galls und Spurzheims ohne Sonderung, als zu einem Ganzen verschmolzen, zusammenstellen.

Kaspar Spurzheim wurde am 31. Dezember 1776 zu Longwich bei Trier geboren. Seine erste wissenschaftliche Bildung empfing er in dem Kollegium zu Trier. Dann ging er, um Medizin zu studieren, im Jahre 1795 nach Wien, wo eben damals Gall durch seine Vorlesungen über Phrenologie viel Aufsehen machte. Spurzheim gehörte bald, wie wir oben bereits anführten, zu des Meisters eifrigsten Schülern und schloß sich demselben so innig an, daß er alle seine Schicksale teilte, bis er 1813 nach England ging, wo er in mehreren bedeutenden Städten phrenologische Vorlesungen hielt. Er legte dabei zwar im ganzen das System Galls zu Grunde, machte sich aber durch mehrere Abweichungen von demselben, welche er auf seine eigenen Beobachtungen und Wahrnehmungen stützte, selbständig.

Seit 1817 lebte er wieder in Paris, wo er die medizinische Doktorwürde erwarb und als Arzt praktizierte. Allein schon im Jahre 1821 ging er abermals nach England, und sein dortiger Aufenthalt verlängerte sich bis zum Jahre 1828. Während dieser ganzen Zeit hielt er über Phrenologie Vorlesungen, welche sehr besucht waren und ihm viele Anhänger gewannen, so daß man sagen kann, er gelte als eine größere Autorität auf dem Gebiete der Phrenologie, als selbst der erste Begründer dieser Wissenschaft.

Von England kehrte er abermals nach Paris zurück; doch wieder litt es ihn dort nicht lange, denn im Jahre 1832 ging er nach Nordamerika. — Hier hielt er in Boston Vorlesungen, und sein System machte, wie alles Neue, Auffallende, in Nordamerika ungeheures Aufsehen. Doch auf dem Gipfel seiner Berühmtheit starb er noch in eben dem Jahre, in welchem er nach der Neuen Welt gekommen war, am 10. November 1832.

Nicht bloß durch das lebendige Wort seiner Vorlesungen ist Spurzheim bemüht gewesen, das System der Phrenologie zu begründen und zu verbreiten und demselben Glauben und Anhänger zu verschaffen, sondern auch durch verschiedene Schriften strebte er diesem Ziele zu. Außer dem bereits erwähnten, mit Gall herausgegebenen Werke gab er mehrere Schriften heraus, welche teils in englischer, teils in französischer Sprache erschienen und zum Teil auch in das Deutsche übersetzt worden sind.

Wie Gall, so wollte auch Spurzheim seinen eigenen Schädel als sprechenden Beweis für sein System aufstellen. Infolge seiner testamentarischen Verfügung wurde daher ein Gipsabguß seines Schädels an alle phrenologischen Gesellschaften geschickt.

Das Verdienst Spurzheims um die Phrenologie ist unbestreitbar, und wäre die erste Begründung nicht wichtiger als die Verbesserung, so könnte man es sogar über das Galls setzen. Jedenfalls hat Spurzheim seine Wissenschaft wesentlich bereichert und in manchen Punkten fester begründet, indem er einige Irrtümer, welche Gall von seinen Gegnern am heftigsten zur Last gelegt worden waren, berichtigte und beseitigte.

§ 1.

Allgemeine Bemerkungen über die Schädellehre.

Alle neuen Erfindungen oder Entdeckungen auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste haben das gemeinschaftliche Los, sich durch vielfache Zweifel und Anfechtungen durchwinden und durchkämpfen zu müssen, bis sie durch die Kraft ihrer Wahrheit endlich, wenn auch nicht den unbedingten Sieg errungen haben, aber doch wenigstens eine Stellung, welche sie in den Stand setzt, sich gegen weitere Angriffe mit der begründeten Hoffnung des einstigen Sieges zu verteidigen.

Dieses allgemeine Los hat auch die Phrenologie geteilt; allein es kann bei dem beschränkten Raume, auf den wir angewiesen sind, nicht unsere Absicht sein, der Wissenschaft auf ihrem bisher zurückgelegten Wege durch alle die Kämpfe zu folgen, welche sie zu bestehen hatte, um bis zu dem gegenwärtig von ihr eingenommenen Punkte zu gelangen; wir gehen daher sogleich zu dem über, was unerläßlich ist, um die Lehre Galls von den Verrichtungen des Gehirns und von den Organen, welche es zu diesen Verrichtungen befähigen, verstehen zu können.

Die Grundsätze, auf welche diese Lehre sich stützt und welche zum Teil durch den Bau des menschlichen Körpers belegt werden, zum Teil aber freilich auch auf bisher noch unerwiesenen Hypothesen beruhen, bestehen in folgendem:

Den Menschen (und den Tieren) sind gewisse Anlagen und Neigungen angeboren;

diesen Anlagen und Neigungen sind zu ihren Verrichtungen gewisse Organe beigegeben, angeborene Werkzeuge, durch welche sie mit der Außenwelt in Verbindung treten können;

diese Organe haben ihren Sitz im Gehirne, welches indes nicht selbst als Kraft betrachtet werden darf, sondern nur als materielle Bedingung derselben;

das Gehirn ist nicht allgemeines Organ aller Seelenkräfte, sondern nur der Sammelplatz, der Zentralpunkt aller einzelnen Organe, denn jede angeborene Anlage oder Neigung hat ihr eigenes Organ, und dieses ist um so größer, je stärker sich die Kraft jener Anlage oder Wirkung äußert;

diese Organe der angeborenen Anlagen und Neigungen drücken sich auf der Hülle des Gehirnes aus, also auf der Oberfläche des Schädelknochens;

sie bilden hier gewisse Erhöhungen;

aus diesen Erhöhungen oder Erhabenheiten kann man unter gewissen Einschränkungen und Bedingungen das Dasein jener Organe erkennen;

aus den zu dieser Erkennung angestellten Beobachtungen entsteht die Schädellehre.

Es ist eine vielfach erwiesene Thatsache, daß solche Menschen, welche in einer oder der andern Richtung etwas Ausgezeichnetes leisteten, dazu von ihrer frühesten Kindheit an eine ganz besondere Anlage zeigten.

Wurden nun auch diese Anlagen durch Erziehung und gesellschaftliche Bildung entwickelt, so ließ sich doch nicht bestreiten, daß sie in ihrem ersten Keime angeboren sein mußten; es lag also der Gedanke nahe, diese Anlagen ließen sich durch äußere Zeichen erkennen, und zahlreiche angestellte Beobachtungen führten bald zu der Entdeckung, daß Menschen, welche gleiche Anlagen und Neigungen verrieten, gleiche, oder doch wenigstens sehr ähnliche Eigentümlichkeiten der Körperbildung, namentlich aber der Bildung des Gesichtes und des Schädels, an sich trugen.

Wie früher die Physiognomik, so stützte jetzt auch die Phrenologie auf diese Ähnlichkeiten ihre Beweisgründe, und was die rückwärts gerichteten Beobachtungen dargethan hatten, indem man nach Erkennung der Wirkungen die Ursachen derselben, oder mindestens die Zeichen dieser Ursachen aufsuchte, das wurde nun vorwärts angewendet, indem man sagte: Wo sich die Zeichen finden, welche dort und dort mit einer solchen Wirkung in Verbindung standen, da werden auch bei andern Individuen dergleichen Wirkungen vorauszusetzen sein, oder mit andern Worten: Anlagen und Neigungen, welche bei bekannten Menschen mit gewissen Organen verbunden waren, werden sich auch bei solchen Menschen finden, welche man zwar noch keiner Prüfung oder Beobachtung unterworfen hat, bei denen sich aber eben diese Organe vor den andern auszeichnen.

Schon lange vor Gall war diese Meinung vielfach aufgestellt worden, und es fehlte selbst nicht an Versuchen, die angestellten Beobachtungen als Bausteine zu einem festbegründeten Systeme zusammenzufügen.

Ein solches, das bei aller Mangelhaftigkeit dennoch schon viel Ähnlichkeit mit dem Systeme Galls hatte, stellte bereits im Jahre 1562 Ludoviko Dolci in Venedig auf, indem er das Gehirn in neun Provinzen teilte und diesen die folgenden Benennungen beilegte: 1. Fantasia, 2. Cogitativa, 3. Vermis, 4. Sensus communis, 5. Imagina, 6. Aestimativa, 7. Memorativa, 8. Olfactus, 9. Gustus *).

Dabei beging Dolci denn aber freilich den Irrtum, den verschiedenen Teilen oder Regionen des Gehirnes, welche er Provinzen nannte, bestimmte, ausschließlich in einer Richtung wirkende Funktionen beizulegen und auf solche Weise das ganze innig verschmolzene Gehirn in einzelne, gewissermaßen selbständige Teile zu zerlegen. Von diesem Irrtume, den auch andere geteilt hatten, machte Gall sich los, und wenn auch seine Grundsätze noch jetzt keineswegs allgemein anerkannt werden, so haben doch selbst seine Gegner seinen Behauptungen bereits manche nicht unwesentliche Zugeständnisse gemacht, als z. B. Johannes v. Müller in seiner Physiologie, und es steht danach zu erwarten, daß weitere Beobachtungen und Forschungen zu einer endlich anerkannten Feststellung der Wissenschaft führen werden.

Die Beobachtungen, welche Gall mit ebensoviel Fleiß und Ausdauer, als Gewissenhaftigkeit angestellt hat, führten ihn zur Feststellung der folgenden Grundsätze:

---

*) Siehe hierzu die Abbildung, Fig. 1, Taf. V.

Die Organe, welche der Natur nach die edelsten und wichtigsten sind, liegen dem Rückenmarke am nächsten, die aber, welche wir nach menschlichen Begriffen für die edelsten halten, liegen entfernter davon.

Der Natur nach aber sind die Organe die wichtigsten, welche den Zweck haben, zur Erhaltung des Ganzen zu dienen, also das Organ des Fortpflanzungstriebes, der Kinderliebe. Nach menschlichen Begriffen sind das die edelsten Organe, welche zu den eigentlichen Geistesverrichtungen dienen.

Die Organe, deren Verrichtungen analog oder einander verwandt sind, liegen miteinander nachbarlich beisammen, wie das bei den eben genannten Organen des Fortpflanzungstriebes und der Kinderliebe der Fall ist.

Die Natur hat bei den Tieren alle Organe eben dahin gelegt, wo sie auch bei den Menschen ihren Ausdruck finden.

§ 2.

Von dem Schädel und dem Gehirne.

Um dem, was wir über die Verrichtungen und die Erkennung der einzelnen Organe sagen werden, mit dem nötigen Verständnis der Sache folgen zu können, wird es nötig sein, von dem Schädel und dem Gehirne eine Beschreibung zu geben, welche zwar für den Mann von Fach nicht erschöpfend sein kann, für den Laien aber hinreichend sein wird, ihm einen allgemeinen Begriff von dem Wesen der Sache beizubringen; und mehr können wir hier nicht beabsichtigen.

Es ist vielfach der Glaube verbreitet, Gall sei durch seine anatomischen Untersuchungen auf seine Entdeckungen von den Verrichtungen des Gehirnes gekommen; das ist aber durchaus falsch, denn es ist unmöglich, aus der Zerlegung eines Nerven dessen Bestimmung kennen zu lernen. Wer würde z. B. aus der bloßen Ansicht des Sehnerven auf die Vermutung geraten, daß er dem Auge die wunderbare Kraft des Gesichtes verleiht? Die Wirkungen, welche er aus zahlreichen Beobachtungen kennen lernte, waren es daher, welche ihn zur Untersuchung der Ursachen führten, die er sehr richtig in gewissen Organen vermutete; seine Forschungen richteten sich daher auf die Entdeckung eben der Organe, welche mit den beobachteten Äußerungen im innigen Zusammenhange standen.

Man gibt im allgemeinen dem Begriffe des Schädels eine zu weite Ausdehnung, indem man darunter den ganzen Knochenbau des Kopfes begreift, während für den Phrenologen der Schädel nur jenen Teil des Kopfes ausmacht, welcher das Gehirn umfaßt; denn dieses mit seinen verschiedenen Äußerungen und Wirkungen ist allein für den Phrenologen der Gegenstand des Studiums im engern Sinne.

Dieser Teil des Kopfes oder der eigentliche Schädel zerfällt in folgende Hauptteile, deren Absonderungen sich auf dem kahlen Schädel durch ausgezackte und ineinander greifende Nähtchen leicht erkennen lassen.

a) Das Stirnbein, welches den ganzen vordern Teil des Kopfes umfaßt und von der Stirnhaut bedeckt wird.

b) Die Vorderhauptbeine, welche sich an das Stirnbein zu beiden Seiten anschließen und sich nach dem Genicke zu herabwölben.

c) Die Schlafbeine, zu beiden Seiten unterhalb der beiden Vorderhauptbeine gelegen. Sie haben eine sehr unregelmäßige Gestalt und auf der innern Seite eine pyramidenförmige Erhöhung, das Felsenbein, in dessen Innerem das Organ des Gehörs liegt.

Die äußere Seite der Schlafbeine hat zwei knochige Vorsprünge, das Jochbein und das Überbein. Diese beiden letztern betrachtet man zuweilen als die Entwickelungen eines Organes des Gehirns, indes nur fälschlich, denn sie sind weiter nichts als Befestigungspunkte für gewisse Muskeln.

d) Das Hinterhauptbein, unter dem Vorderhauptbeine gelegen. Es begrenzt den Schädel nach hinten und schließt sich an die Rückenmarkwirbel an, zu deren Aufnahme es ein großes, rundes Loch hat.

e) Die Kopfkeilbeine. Ihren Namen haben sie davon, daß sie zwischen den andern Knochen gewissermaßen eingekeilt sind. Sie bilden einen Winkel zwischen dem Stirnbeine, dem Vorderhauptbeine und den Schlafbeinen, und ihre Beobachtung wird durch ihre vertiefte Lage sehr erschwert.

Diese einzelnen Teile sind bei verschiedenen Individuen sehr verschieden an Form und Größe, da sie sich nach der Entwickelung der Gehirnteile richten, welche sie bedecken. So ist z. B. bei Blödsinnigen die Entwickelung des Gehirns gehemmt worden, und die Folge davon ist eine organische Verkleinerung des Stirnbeines.

§ 3.

Von der Entwickelung des Gehirnes und dessen Einfluß auf die Bildung des Schädels.

Einer der wichtigsten Teile der Schädellehre, ja gewissermaßen der allerwichtigste, ist der Beweis, daß nicht das Gehirn durch die Formen des Schädels bestimmt wird, sondern daß dies umgekehrt der Fall ist, und daß die Entwickelung des Knochens durch die der Nervenmasse bedingt wird, aus welcher das Gehirn besteht.

Dieser wichtigste Satz ist lange bestritten worden, jetzt aber vollkommen erwiesen. Während der ersten sechs Wochen des Daseins des Kindes im Mutterleibe besteht zwar schon das Gehirn, aber noch durchaus kein knochiger Teil; gleichwohl ist das Organ schon mit seinen verschiedenen Hüllen umgeben, aber diejenige, welche später die Hirnschale bilden soll, besteht nur aus einer knorpeligen Masse, welche weich, biegsam und außerordentlich fein ist, sich mit den andern Häutchen an das Gehirn anschmiegt und dessen Form nach außen genau bezeichnet. Von der achten Woche an beginnt die Verknöcherung dieser knorpeligen Masse. Da die Ablagerung der Kalkstoffe in der Dicke des Gewebes dieses Häutchens erfolgt, das sich selbst wieder nach dem Gehirne formt, welches es umhüllt, so ist es erwiesen, daß die verschiedenen Formen des Kopfes, welche man bei neugeborenen Kindern findet, die Wirkung von der verschiedenartigen Gestalt ihres Gehirns sind.

Ist die Verknöcherung einmal vollendet, so müssen die aufeinander folgenden Veränderungen, welche man bei den verschiedenen Lebensaltern bemerkt, eine andere Ursache haben. Alle Teile unseres Körpers werden ohne Unterlaß zusammengesetzt und aufgelöst; der Stoff, welche dessen Grundlage bildet, wird heute durch den Stuhlgang ausgeworfen und morgen durch einen

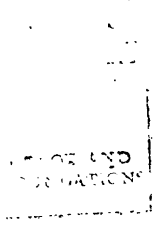
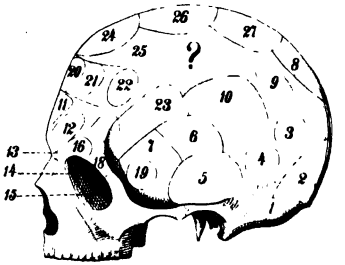


Fig. 1.

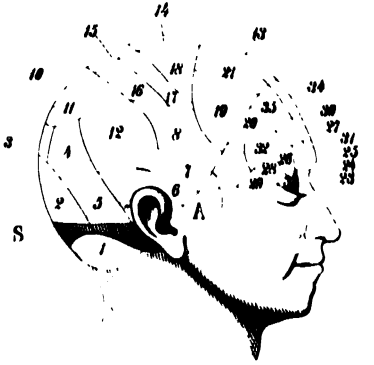
System des Ludowico Dolci.

Fig. 2.



System Gall's.

Fig. 3.



System Spurzheim's.

TAF. V.

andern Stoff ersetzt, welche die Nahrungsmittel liefern. Das Gehirn und der Schädel zeigen diese Zersetzung und Erneuerung ebenso, als alle andern Organe des Körpers; und infolge der Harmonie, welche nach dem Gesetze der Natur zwischen diesen beiden Teilen bestehen soll, muß unter allen Umständen und in allen Zeitabschnitten die Ausdehnung des Schädels sich ebenso nach dem Gehirne richten, wie zu Anfang dessen Verknöcherung. Nimmt daher das Gehirn größere Ausdehnungen an, so zwingt es die Knochenbildung des Schädels, sich seinen Formen anzuschließen, und dies zwar sowohl bei der Vergrößerung des Ganzen, wie bei der einzelner Teile.

Die Fälle des Wasserkopfes liefern den hinlänglichen Beweis, wie das Knochengewebe des Schädels, seiner Festigkeit ungeachtet, dem Drucke der innern weichen Teile nachgibt, denen es zum Schutze zu dienen bestimmt ist.

§ 4.

Von der Einteilung des Gehirns.

Um nun die Äußerungen der verschiedenen Organe, aus denen das Gehirn zusammengesetzt ist und durch welche es als Ganzes seine Wirkungen offenbart, noch besser verstehen zu können, ist es nötig, zu wissen, daß das Gehirn in zwei Teile zerfällt, welche an Ausdehnung und Größe, sowie ihrer innern Beschaffenheit nach, wesentlich voneinander verschieden sind.

a) Das eigentliche Gehirn ist der größere Teil. Es füllt die ganze Höhlung unter dem Stirnbeine, den Vorderhauptbeinen, den Schlafbeinen und den Kopfkeilbeinen aus und besteht aus zwei Hälften, welche ein unzertrennbares Ganze bilden und von vorn nach hinten in der Mitte durch einen Spalt geteilt sind und rechts oder links zu beiden Seiten des Schädels liegen. Man nennt diese beiden Hälften die Hemisphären, indes mit Unrecht, da dieses Wort ihre eiförmige Gestalt nicht richtig bezeichnet. Deshalb ist es besser, den Namen des rechten und des linken Gehirnes beizubehalten, welchen Galienus ihnen gegeben hat.

b) Das kleine Gehirn verdient diesen Namen mit der That, denn es füllt nur die geringe Wölbung aus, welche von dem Hinterhaupte gebildet und bedeckt wird. Es besteht ebenfalls aus zwei gleichen Hälften.

Es ist lange fraglich gewesen, welchen Grund diese Teilung des großen Gehirns sowohl, wie des kleinen hat; jetzt lautet die Lösung: Nicht weil, wie man früher glaubte, die Fähigkeiten des Gehirnes dadurch besser gesichert sind, sondern weil zu beiden Seiten des Gehirnes gleiche, den beiden Hälften entsprechende Organe liegen.

§ 5.

Das System Galls.

(Man vergleiche hiermit die Fig. 2, Taf. V.)

Die oben genannten Hauptteile des Schädels hat Gall in 27 verschiedene Gebiete zerlegt und jedes derselben als den Sitz eines besonderen Organs bezeichnet, wie dies in unserer Abbildung Fig. 2, Taf. V, angegeben ist.

Bei allen phrenologischen Studien und Beobachtungen ist es nun unerläßlich, sich diese Einteilung fortwährend zu vergegenwärtigen; man präge daher dem Gedächtnisse die folgenden, den bezeichneten Nummern entsprechenden Benennungen gründlich ein:

A. Fortpflanzungstrieb (physische Liebe; Instinkt der Zeugung; Geschlechtstrieb).

Das kleine Gehirn ist das Organ dieses Triebes; es offenbart sich nach außen durch die Breite und mehr noch durch die Erhöhung des Genicks.

B. Kinderliebe (Liebe der Eltern zu den Kindern; Organ der Mutterliebe; kindliche Ergebenheit und Frömmigkeit).

Dieses Organ liegt unmittelbar über dem vorigen, mit dem es seiner ganzen Natur nach innig verwandt ist. Zeigt es sich sehr entwickelt, so entstehen dadurch zu beiden Seiten des Hinterhauptes Erhöhungen, welche dem Kopfe die längliche Gestalt geben, die man häufig bei dem weiblichen Geschlechte findet.

C. Erziehungsfähigkeit (Sachgedächtnis; schnelle Auffassungsgabe; außerordentliche Befähigung, sich mit allen Zweigen des menschlichen Wissens zu beschäftigen; allgemeines Streben, sich zu unterrichten, Bildungsfähigkeit).

Dieses Organ zeigt sich durch eine Erhöhung auf der untern Stirn, unmittelbar über der Nasenwurzel.

D. Ortssinn (Sinn für die Beurteilung des Raumes; Neigung zu häufigem Wechsel des Aufenthaltsortes; Reiselust; Kosmopolitismus; die Fähigkeit, sich leicht zu orientieren; Anlage zum Studium der Geometrie).

Der Sitz dieses Organs sind die Augenhöhlen; äußerlich drückt es sich durch zwei Erhöhungen an der Nasenwurzel aus, dicht neben dem vorigen und am innern Bogen der Augenbrauen.

E. Personensinn (die Leichtigkeit, sich die hervorstechendsten Gesichtszüge und das Wesen aller Individuen zurückzurufen. Besonderes Talent, die Gestalt der Dinge aufzufassen und Sammlungen von Porträts und Kupferstichen anzulegen).

Der Sitz dieses Organs ist die innere Wölbung der Augenhöhlen.

F. Farbensinn (Empfänglichkeit für die Schönheit der Farben; Sinn für die Analysierung und die Harmonie der Farbenmischungen, welcher den Malern nötig ist. Angeborne Liebe zu Gemälden).

Dies Organ bildet eine Erhöhung über den Augenbrauenbogen, dicht neben dem Ortssinne, und verleiht den Augenbrauen eine eigentümliche Wölbung, wenn es im höheren Grade vorhanden ist.

G. Tonsinn (Befähigung, die musikalischen Dissonanzen zu erkennen. Sinn für Melodie und Harmonie. Gedächtnis für Töne; Neigung zum Gesange).

Das Organ drückt sich ebenfalls auf der Stirn aus, über der äußern Wölbung des Augenbogens. Bald zieht es sich mehr nach den Schläfen hinter in die Breite, bald mehr in der Gestalt eines Dreiecks nach der Stirn aufwärts.

H. Zahlensinn (Fähigkeit zu allem, was mit Zahlen in Verbindung steht. Anlage zur Arithmetik; Gedächtnis für Tage und Jahreszahlen; Sinn für Zeit; Organ der Chronologie).

Das Organ liegt über der Augenhöhle, neben dem Farbensinne, aber etwas mehr nach den Schläfen zu. Ist es stark entwickelt, so drückt es das Auge etwas schief nach innen und erzeugt dann sogar neben den Augen, nach den Schläfen zu, eine Wulst, welche dem Gesicht ein beinahe viereckiges Ansehen verleiht.

I. Wortsinn (Gesprächigkeit, Geschwätzigkeit. Neigung, die Studien vorzuziehen, bei denen es nötig ist, viele Namen auswendig zu behalten: Mineralogie, Botanik, Entomologie, Numismatik. Im allgemeinen ist dies Organ das Zeichen eines guten Gedächtnisses und der Befähigung, leicht auswendig zu lernen).

Das Organ hat seinen Sitz über dem obern und hintern Teile der Augenhöhle und äußert sich dadurch, daß es die Augen vor- und niederwärts drückt, so daß die sogenannten Glotzaugen entstehen.

K. Sprachsinn (Neigung und Befähigung zur Erlernung der Sprachen. Kenntnis der natürlichen oder herkömmlichen Zeichen, durch welche die Menschen sich ihre Gedanken mitteilen. Leichtigkeit des Ausdrucks. Befähigung, den Charakter und den Geist der Sprachen zu erfassen. Philologie, Polyglottismus).

Das Organ liegt ebenfalls innerlich über der Augenhöhle, mehr nach vorwärts, als der Wortsinn. Es drückt die Augen unter die Augenbrauenbogen tief abwärts, wodurch die sogenannten Schlappaugen entstehen, und unter den Augen, nach der Nase zu, eine Wulst.

L. Kunstsinn (Bauliebe; Neigung zur Vornahme von Bauten; Geschicklichkeit in den Händen; mechanisches Genie; Sinn für die schönen Künste; Befähigung zur Bildhauerei und zur Architektur).

Das Organ bildet eine rundliche Wölbung, an der Seite des Stirnbeins, hinter dem Tonsinne und verleiht dem Schädel von vorn gesehen ein gleiches Aussehen.

M. Freundschaft, Anhänglichkeit (Sinn der Sympathie; Geselligkeitstrieb; Sinn der Treue).

Dies Organ hat seinen Sitz neben dem verwandten der Kinderliebe und zeigt sich zu beiden Seiten dieses letztern durch rundliche Erhöhungen.

N. Raufsinn (Instinkt der Selbstverteidigung; Organ des Mutes, der Händelsucht; Kampfbegier, Neigung zum Streite; Sucht nach Abenteuern und Gefahren).

Das Organ liegt unter dem vorigen und bewirkt unmittelbar hinter den Ohren und in gleicher Linie mit diesen auf beiden Seiten eine Erhöhung, welche je nach der Entwickelung dieses Sinnes bedeutender ist.

O. Würgsinn (Zerstörungswut; Neigung, sich von Fleisch zu nähren; Mordlust; Neigung zum Zorn, zu aufbrausender Hitze).

Dieses Organ liegt zu beiden Seiten des Kopfes, unmittelbar über den Ohren.

P. Schlauheit (List, Verstellungsgabe; Instinkt der Verheimlichung und der Intrigue; Geschicklichkeit).

Das Organ liegt unmittelbar über dem vorigen. Ist es sehr stark entwickelt, so dient es dazu, den Kopf breit zu machen.

Q Diebessinn (Instinkt, Vorräte zu sammeln. Streben nach Eigentum; Habsucht, Geiz).

Dies Organ liegt vor und über dem vorhergehenden; es hat die Gestalt einer länglichen und gewölbten Erhöhung.

R. Höhesinn (Stolz, Eigenliebe, Herrschsucht, Neigung zu befehlen; Rechthaberei; Leidenschaft zur Unabhängigkeit; Selbstsucht).

Der Sitz dieses Organs ist der obere und hintere Teil des Schädels.

S. Ruhmsucht und Eitelkeit (Sucht, Lob zu erringen; Gefallsucht, Buhlerei, Prunkliebe; Nacheiferung, Eifersucht).

Dies Organ liegt auf jeder Seite neben dem vorhergehenden, auf dem obern und hintern Teile des Schädels.

T. Bedächtigkeit (Vorsicht, Umsicht, gesetzter Charakter, Überlegtheit; Anlage, die möglichen Fälle der Begebenheiten zu berechnen; Unruhe, Unentschlossenheit).

Das Organ liegt neben dem vorigen, in der Mitte der Vorderhauptbeine.

U. Vergleichender Scharfsinn (besondere Befähigung, Analogieen, sowie die Gleichheit und die Ähnlichkeit der Dinge aufzufinden; Anlage, die Dinge durch gefühlvolle Bilder zu schildern und in der Rede Vergleiche aufzustellen; Quelle der Mythologie, der Allegorie und der Fabellehre).

Der Sitz dieses Organs ist in der Mitte der Stirn, über dem der Gutmütigkeit; das Organ bewirkt bei größerer Ausbildung eine Art Wulst und zieht sich als umgekehrter Kegel gegen das Organ der Erziehungsfähigkeit.

V. Tiefsinn (Beobachtungsgabe; das Verlangen, die Bedingungen kennen zu lernen, unter denen die Dinge bestehen; Neigung, den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung aufzufinden; Befähigung zu Abstraktionen und Generalisationen; Verlangen, bis zu den ersten Ursachen zu gelangen, welche wir nicht zu erkennen vermögen; übersinnlicher Scharfsinn; und Spekulationsgeist).

Das Organ nimmt den ganzen obersten Teil der Stirn ein, etwa 12 mm unter dem obersten Stirnrande; es schließt das vorhergehende Organ mit ein und bildet eine nach unten sich verengende Wulst.

W. Witz (Befähigung, die komische Seite der Personen und der Dinge aufzufassen; Geist plötzlicher Einfälle, der Lustigkeit, treffender Entgegnungen; Spottsucht; Neigung zur Satyre).

Eine doppelte, gerundete Erhöhung zu beiden Seiten außerhalb des vorigen Organs, zu jeder Seite der Stirn, bezeichnet die Lage dieses Organs.

X. Induktionsvermögen (poetisches Gefühl; Liebe zum Schönen; reiche Einbildungskraft; Geschmack an dem Erhabenen in der Kunst; dichterische Begeisterung, Erhebung).

Das Organ liegt an der obern Seite des Kopfes, etwas über den Schläfen, über und vor dem Diebessinn.

Y. Gutmütigkeit (Wohlwollen, Nächstenliebe, Herzensgüte, Menschlichkeit, Mitleid, Frömmigkeit, Barmherzigkeit; die Neigung zu Wohlthaten; Philanthropie).

Die größere Entwickelung dieses Organs bewirkt auf dem obern und mittlern Teile der Stirn eine bedeutende Erhöhung, eine Art Vorsprung.

Z. Theosophie (Gefühl des Daseins Gottes; Frömmigkeit, Gottesfurcht; Achtung vor allem, was ehrwürdig ist; Unterwürfigkeit, Demut).

Bei größerer Entwickelung bildet dieses Organ von dem obern Stirnrande an, indem er fortwährend in die Höhe steigt, bis zu dem Anfange der Pfeilnaht, eine Wulst, so daß über derselben die ganzen Teile zu beiden Seiten des Kopfes glatt herabfallen.

AA. Beharrlichkeit (Festigkeit, Charakter, Trotz. Dieser Sinn verleiht auch den andern Fähigkeiten Beständigkeit und Ausdauer. Entschlossenheit, Kraft, Emsigkeit; Neigung zur Hartnäckigkeit und zum Eigensinn).

Das Organ liegt hinter dem Stirnbein, in dem Winkel, welchen die Pfeilnaht mit der Kranznaht bildet.

BB. Darstellungsvermögen (die Gabe, die Bewegungen und das Wesen anderer nachzuahmen; Anlage zu glücklichen Erfolgen auf der theatralischen Laufbahn, zu übertriebenen Schilderungen, zu Spaßmacherei; Fähigkeit, Gefühle und Begriffe durch Bewegungen richtig auszudrücken. Dieser Sinn gibt den Malern, den Bildhauern und den Schauspielern die Wahrheit der Bewegungen und der Stellungen ein).

Zwei längliche Erhöhungen, zu beiden Seiten neben dem Organe der Gutmütigkeit liegend, sind die Zeichen dieses Organs.

§ 9.

Das System Spurzheims.

(Man vergleiche hiermit Fig. 3, Taf. V.)

Spurzheim hatte bei seinen Beobachtungen gefunden, daß die von seinem gefeierten und von ihm selbst bewunderten und aufrichtig geliebten Lehrer bezeichneten Organe teils nicht hinreichten, alle die verschiedenen und verschiedenartigen Anlagen des Menschen zu erklären, teils nicht den notwendigen Unterschied zwischen den Arten dieser Anlagen machten, sowie daß der Sitz der Organe von ihm zum Teil nicht genau genug angegeben worden war.

Indem er daher im ganzen dem Systeme Galls treu blieb und viele von demselben aufgestellte Grundsätze anerkannte, erweiterte und berichtigte er dasselbe, indem er sowohl die angeborenen Anlagen, Neigungen und Fähigkeiten in vier Klassen sonderte, als auch die Organe zum Teil anders benannte und ihre Zahl bis auf fünfunddreißig vermehrte. Diese Vermehrung entstand hauptsächlich dadurch, daß Spurzheim auf einem Teile der obern Seitenwölbung des Schädels, den Gall unerörtert gelassen hatte, noch verschiedene neue Organe entdeckte.

So entstand denn das folgende System mit den bezeichneten Abteilungen und Benennungen:

A. Neigungen*).

1. Begattungstrieb. (1.) 2. Philogenitur. (2.) 3. Habitativität. 4. Anhänglichkeitstrieb. (3.) 5. Kampflust. (4.) 6. Zerstörungssinn. (5.) 7. Sinn der Verschwiegenheit. (6). 8. Erwerbungstrieb. (7.) 9. Bausinn (19.)

*) Die in Parenthese angegebenen Zahlen bezeichnen die entsprechenden Nummern in dem Systeme Galls.

B. Gefühle.

10. Selbstachtung. (8.) 11. Beifallstrieb. (9.) 12. Behutsamkeit. (10.) 13. Wohlwollen. (24.) 14. Ehrfurcht. (27.) 15. Festigkeit. (27.) 16. Gerechtigkeit. 17. Hoffnung. 18. Wunderglaube. (26.) 19. Idealität. (22. 23.) 20. Spottsucht. 21. Nachahmungssucht. (25.)

C. Fähigkeiten intellektueller Wahrnehmung.

22. Individualität. (11.) 23. Konfiguration. (13. 19.) 24. Ausdehnung. (12.) 25. Schwere. 26. Farbe. (16.) 27. Lokalität. (12.) 28. Rechnung. (18.) 29. Ordnung. 30. Möglichkeit. (11.) 31. Zeit. (18.) 32. Töne. (17.) 33. Sprache. (14. 15.)

D. Fähigkeiten intellektueller Überlegung.

34. Vergleichung. (20.) 35. Wirkungsart einer Ursache. (21.)

§ 7.

Belege zu dem Systeme der Phrenologie; Beispiele; Anekdoten*).

Zu A. Fortpflanzungstrieb.

Bei allen Tieren, bei welchen der Begattungstrieb am stärksten ist, zeigt sich das kleine Gehirn verhältnismäßig am größten.

Bei Wasserköpfen wird das kleine Gehirn von dem Wasser verschont, und es besteht daher bei den Menschen, welche an dieser Krankheit leiden, der Begattungstrieb sehr lange. — Die Kretins, welche oft eine viehische Brunst zeigen, während ihnen alle Geisteskräfte mangeln, haben, nach vielfach angestellten Beobachtungen, ein ungemein umfangreiches kleines Gehirn.

Ein kleines Gehirn von geringerer Entwickelung ist dagegen ein Zeichen von unbedeutender Geschlechtsliebe, ja, der Mangel kann sogar so weit gehen, daß er zur Abneigung gegen das andere Geschlecht wird. So erwähnt Gall eines Wiener Arztes, Hett, welchem übel wurde, wenn ein Frauenzimmer ihm einen Kuß geben wollte.

Ungewöhnlich stark war dieses Organ nebst mehreren andern an dem Schädel der Kaiserin Katharina II. von Rußland entwickelt, und es lassen sich dadurch die ungewöhnliche Geschlechtsliebe erklären, durch welche diese auch in so vielen andern Beziehungen ausgezeichnete Frau ihr Privatleben befleckte.

Zu B. Kinderliebe.

Dies Organ bezeichnet mehr die Mutterliebe, als im allgemeinen die Liebe der Eltern zu den Kindern oder der Kinder zu den Eltern. Des-

*) Die Buchstaben beziehen sich auf die in dem Systeme Galls angegebenen Organe.

halb ist es auch in der Regel an dem weiblichen Schädel ungleich mehr entwickelt, als an dem männlichen, und schon bei der Geburt kann man danach an der Gestalt des Schädels das Geschlecht des Kindes erkennen. Wo es sehr schwach ist, oder wo es gänzlich fehlt, da mangelt auch das Gefühl der Mutterliebe, und bei mehreren Kindesmörderinnen, deren Schädel Gall in Wien, Leipzig und Torgau untersuchte, war der Sitz dieses Organs ganz flach. Dagegen fand er eine ungemein große Erhöhung bei einer Frau, welche in ihrer Schwangerschaft an der fixen Idee litt, sie werde mit sechs Kindern niederkommen.

Bei dem Abbé Gaultier, welcher sein ganzes Leben der Erziehung der Kinder widmete und namentlich auch durch eine Menge vortrefflicher Kinderschriften bekannt ist, zeigt sich dies Organ stark entwickelt; dagegen fehlte es gänzlich bei dem Muttermörder Boutiller, welcher seine Mutter mit siebenundzwanzig Messerstichen getötet hatte, dann die Nacht ruhig neben dem Leichname derselben zubrachte und den folgenden Tag unter Ausschweifungen verlebte.

Sehr interessant ist die folgende Anekdote, welche wir einer Schrift von Alexander David entlehnen.

„Vor einigen Jahren begab sich der Doktor Leroy nach dem Museum von Versailles, um dort den Schädel der berüchtigten Giftmischerin Marie Margarete Dreux d'Aubray, Marquise von Brinvilliers, zu untersuchen, der in jenem Museum aufbewahrt wurde, wie er gehört hatte. Die Geschichte dieses abscheulichen Weibes ist, daß die Brinvilliers ihr eigenes, neugebornes Kind, die Frucht eines heimlichen, strafbaren Umganges, ihren Vater, ihre beiden Brüder, ihre Kammerfrau und ihren Sohn vergiftet hatte, und aller dieser Verbrechen überführt, am 17. Juli 1676 hingerichtet wurde.

Nachdem der Doktor Leroy den ihm vorgelegten Schädel genau untersucht hatte, sprach er gegen den Direktor des Museums die Behauptung aus, der Schädel sei nicht der der Brinvilliers. Unter andern Organen, welche mit dem Charakter jener Giftmischerin unverträglich waren, deutete er besonders auf das der Kinderliebe, welches stark entwickelt war, während die Brinvilliers ihr neugebornes Kind und ihren Sohn vergiftet hatte. Der Zustand der Knochen verriet überdies eine viel jüngere Person, als die Brinvilliers, welche bei ihrer Hinrichtung einige fünfzig Jahre alt war. Auch mit der Größe der Giftmischerin stimmte der Schädel nicht überein. An diesem zeigten sich als die hervorspringendsten Organe Eigenliebe, Eitelkeit, Vorsichtigkeit, List, Würgsinn, Gottesfurcht und Festigkeit.

Einige Zeit später machte der Konservator des Museums durch aufgefundene ältere Papiere die Entdeckung, daß der vorgebliche Schädel der Brinvilliers der der Madame Tiquet sei. Er teilte die gemachte Entdeckung dem Doktor Leroy mit, und dieser ließ es sich nun angelegen sein, in der Geschichte dieser Madame Tiquet die Bestätigung der von ihm aufgestellten Behauptungen zu finden. Dies gelang ihm auch in der That beinahe über Erwarten, denn die causes célèbres sagten über das Leben der Tiquet folgendes:

Angelika Nikole Cordier war groß und schön. Frühe schon zur Waise geworden und im Besitze eines großen Vermögens, wählte sie unter ihren zahlreichen Bewunderern den, welcher ihrer Eitelkeit am besten zu

schmeicheln wußte, und wurde die Gattin des Staatsrats Tiquet. Nach einer zweijährigen Ehe büßte Tiquet infolge falscher Spekulationen sein Vermögen ein, und mit diesem verschwand auch die Liebe seiner Frau. Verletzt dadurch, ihr früheres glänzendes Leben nicht mehr führen zu können, faßte sie Haß gegen ihren Mann, und indem sie sich ihren schlechten Neigungen, besonders dem Würgsinne, hingab, kam sie zu dem Entschlusse, Tiquet zu ermorden.

Mehrere Mordversuche scheiterten, aber eines Abends wurde Tiquet durch einen Pistolenschuß seines Portiers, welcher der Mitschuldige seiner Frau war, getötet.

Um den Verdacht von sich abzulenken, bestimmte ihre Vorsichtigkeit sie, am Tage nach diesem Ereignisse eine Abendgesellschaft zu besuchen, und hier wußte sie durch ihre List und Verstellungskunst alle Welt zu täuschen. Gleichwohl entstanden mehrere Verdachtsgründe gegen sie und führten zu ihrer Verhaftung. Als diese erfolgte, befand sich in ihrem Zimmer eine Dame, und sie bat dieselbe dringend, sie nicht zu verlassen, denn ihre Eigenliebe ließ sie eine gewaltige Scheu davor empfinden, mit all dem Gesindel, wie sie das Gerichtspersonal nannte, allein zusammen zu sein.

Nachdem sie die Anlegung der Siegel erbeten und im Gefühl ihrer Kinderliebe ihren Sohn zärtlich umarmt hatte, ließ sie sich in das Gefängnis abführen. Hier bewog ihre Gottesfurcht sie, den Trost der Religion zu fordern, den sie auf eine sehr erbauliche Weise hinnahm.

Ihre Festigkeit endlich zeigte sie am Tage der Hinrichtung, wo sie mit großer Fassung ihren Mitschuldigen vor ihr das Schaffot besteigen sah und mit eigener Hand die Vorbereitungen zu ihrer letzten, verhängnisvollen Toilette unterstützte.

So bestätigten also alle diese einzelnen Züge die Unfehlbarkeit der Aussprüche, welche die Wissenschaft durch den Mund des Doktors Leroy gethan hatte."

Zu C. Erziehungsfähigkeit.

Dieses Organ, sonst Memoria realis genannt, bezeichnet die Anlage zu geistiger Bildung überhaupt. Auch hier wieder gilt der Schädel des Abbé Gaultier als Beleg und ebenso der von Descartes.

Zu D. Ortssinn.

Diese Benennung ist nicht bezeichnend genug, denn der Ortssinn Galls ist überhaupt die Fähigkeit, Verhältnisse des Raumes aufzufassen. Gall beobachtete dies Organ in größerer Ausbildung bei dem Professor Schultes, dem Professor Stein, an dem Hofrat Höfer, Leibarzt des Erzherzogs Karl. Die Anlagen, welche von diesen Organen abhängen, sind die Neigungen zu allen Wissenschaften und Künsten, bei denen es auf Beobachtung, Ausmessung und Darstellung der Verhältnisse des Raumes ankommt; daher Hang zur Geographie und folglich auch zu Reisen. Deshalb zeigen Büsten und Porträts von Cook, Columbus und anderen Seefahrern dies Organ in höherem Grade.

Auch Newton ist ein Beispiel dafür; ferner findet man das Organ stärker ausgebildet bei Landschaftsmalern, z. B. Schönfelder. — Die Fähigkeit, ein Terrain schnell zu überblicken und aufzufassen, bei Feldherren von so großer Wichtigkeit, wird ebenfalls durch dies Organ bedingt, und Laudon, Mack und andere Generale liefern dazu den Beleg.

Zu E. Personensinn.

Dies Organ wird als eines der unwichtigsten bezeichnet; dennoch findet es sich bei einzelnen Personen in hohem Grade entwickelt, und namentlich Eroberern und Feldherren ist es oft sehr ersprießlich gewesen. Ein guter Polizeimann kann kaum ohne einen höheren Grad dieses Sinnes gedacht werden. Wegen seines Sitzes läßt es sich an Porträts sehr schwer bezeichnen und selbst an den lebenden Menschen eben deshalb nicht leicht erkennen. Friedrich der Große und Napoleon sind Belege für diesen Sinn.

Zu F. Farbensinn.

Der Sinn für Farben liegt keineswegs bloß im Auge, wie viele Menschen anzunehmen geneigt sind; denn es gibt manche Leute mit übrigens sehr guten und scharfsichtigen Augen, denen dennoch der Farbensinn mangelt. Es ist daher offenbar, daß der Sinn für Farben und alles, was damit zusammenhängt, noch einen andern Grund hat, und diesen entdeckte Gall in dem Organe, welches unter anderem auch den Hang bezeichnet, sich durch die Mannigfaltigkeit der Farben an den Blumen zu ergötzen.

Wie manche Personen den Farbensiun in ausgezeichnet hohem Grade besitzen, was man namentlich durch viele berühmte Maler bewiesen findet, so gibt es andere, denen er beinahe gänzlich mangelt, und Gall kannte, z. B. in Wien zwei Familien, deren sämtliche Mitglieder alle Farben entweder für Weiß oder Schwarz hielten und die mithin farbenblind waren.

Ausgezeichnet war dies Organ bei Raphael, Titian, Rubens und anderen Malern. Im allgemeinen haben die Frauen es in höherem Grade, als die Männer.

Zu G. Tonsinn.

Daß der Tonsinn wirklich mit dem ihm angewiesenen Organe zusammenhängt, wird dadurch bewiesen, daß die gewölbten Erhöhungen, welche dieses Organ bezeichnen, sich bei allen Singvögeln finden, während es den Vögeln mangelt, welchen die Gabe des Gesanges von der Natur nicht verliehen worden ist. Auch an vielen großen Musikern und Tondichtern hat man dies Organ in besonderer Entwickelung bemerkt, so z. B. an Mozart, Gluck, Haydn, Gretry, Rossini, Meyerbeer u. a.

Der Tonsinn umfaßt zugleich auch den Sinn für Takt und Tonmaß, und als eine Merkwürdigkeit muß es bezeichnet werden, daß er sich sogar an Taubstummen findet, welche dann nach dem Takte der Musik ebenso gut tanzen können, als hörten sie die Töne. Auch bei Harthörigen zeigt sich etwas Ähnliches; sie haben einen feinen Sinn für Musik, und ein, für die Sprache gänzlich Tauber, Lyser, war sogar ein tüchtiger musikalischer Kritiker. Auch einen gerade entgegengesetzten Fall erwähnt Gall, indem näm-

lich ein Mensch durch eine schwere Krankheit das Gehör verlor, während sich bei ihm zugleich der Tonsinn plötzlich auf eine auffallende Weise offenbarte. Eine andere merkwürdige Erscheinung war, daß ein wahnsinniger Knabe, welcher an epileptischen Zufällen litt, während der heftigsten Anfälle derselben mit der größten Deutlichkeit und Sicherheit Volkslieder sang.

An Kindern entwickelt sich der Tonsinn schon sehr zeitig.

Zu H. Zahlensinn.

Gall wurde auf das Organ dieses Sinnes zuerst bei einem dreizehnjährigen Knaben, dem Sohne eines Schmiedes in St. Pölten aufmerksam. Dieser Knabe konnte drei Zahlenreihen, jede von 11 Ziffern, ebenso schnell, wie sie aufgeschrieben wurden, auswendig lernen und im Kopfe die verschiedensten Berechnungen damit vornehmen.

An der Büste Newtons ist dies Organ in besonderer Ausbildung bemerkbar; ebenso findet man es bei vielen großen Mathematikern und mit Ortsinn verbunden bei Astronomen, z. B. bei Kästner, Euler ꝛc. Der Schädel von Descartes ist ebenfalls ein Beleg für die Bedeutung dieses Organs.

Gall machte bei seinen Beobachtungen mehrere Erfahrungen, welche die Wirksamkeit dieses Organs bestätigten und zwar zuweilen auf eine merkwürdige Weise.

Nach jenem Knaben in St. Pölten fand er es zunächst auf besondere Weise ausgeprägt bei dem Apellationsrat Mantelli in Wien, welcher als ausgezeichneter Rechner und wegen seines merkwürdigen Zahlengedächtnisses bekannt war. Ein Wahnsinniger zählte unabläſſig von 1 bis 99, aber nie weiter, obgleich auch bei ihm das Organ sehr entwickelt war. Der Apotheker Rebhahn in Wien fühlte jedesmal zu Neujahr, wenn er seine Rechnungen zu machen hatte, einen heftigen Schmerz an der Stelle dieses Organs, und dieselbe Erscheinung zeigte sich bei dem Kaufmann Stock zur Zeit seiner Meßrechnungen.

Bei Tieren fehlt dies Organ gänzlich.

Zu I. Wortsinn.

Dies Organ findet man in besonderer Stärke an mehreren berühmten Schauspielern, z. B. an Iffland, an der Unzelmann-Bethmann ꝛc. Auch Büffon, der berühmte Naturforscher, der zu seiner Wissenschaft allerdings eines ausgezeichneten Wortgedächtnisses bedurfte, zeigt diese Eigentümlichkeit.

Dies Organ führt auch zu der Bildung von Sammlern und sogenannten Gedächtnisgelehrten.

Zu K. Sprachsinn.

In großer Deutlichkeit zeigte sich dies Organ an Philologen und Sprachforschern: Lavater (vergleiche dessen Porträt), Adlung, Johannes v. Müller, Leibnitz ꝛc.

Rücksichtlich dieses Organs hat Gall die merkwürdige Erfahrung gemacht, daß es zwar in hohem Grade vorhanden sein kann, daß aber die

Personen, welche damit begabt sind, oft nur mit großer Schwierigkeit sprechen und zur Erlernung von Sprachen gar keine Anlagen haben. Dergleichen Fälle konnten ihm indes nicht als Widerlegung von der Wirksamkeit des Sprachsinnes gelten, da sie von offenbaren Anlagen zum Wasserkopfe, oder von andern Ursachen des Blödsinnes herrührten.

Für den von ihm aufgestellten Satz sprechen wieder andere Beispiele; namentlich das einer Frau in Wien, welche ihrer Geisteskräfte vollkommen mächtig war, sogar den Unterricht ihrer Kinder selbst leitete, aber niemals sprechen lernen konnte. Nach ihrem Tode zeigte die Sektion, daß ihr das Organ des Sprachsinnes gänzlich mangelte. Auch bei einigen Wahnsinnigen, die zwar früher gesprochen hatten, seit ihrem Wahnsinn indes nicht zum Sprechen zu bringen waren, zeigte es sich, daß ihre Augenhöhlenplatten an der Stelle, wo der Sprachsinn liegt, höher als gewöhnlich aufgewölbt waren.

Dagegen gewann Gall durch seine Forschungen aber auch die Überzeugung, daß Zunge und Gaumen zur Sprache nicht so unbedingt erforderlich seien, als man dies gewöhnlich annimmt; denn in Straßburg kannte er eine Frau, welche keine Spur von einer Zunge hatte und dennoch mit voller Deutlichkeit sprach. Einer andern Person, die Gall ebenfalls persönlich kennen lernte, war der Gaumen der ganzen Länge nach durch eine Hasenscharte gespalten, ohne daß sie sich dadurch am Sprechen gehindert sah.

Zu L. Kunstsinn.

Dies Organ findet sich bei allen Personen, welche sich durch mechanische Fertigkeiten, oder doch wenigstens durch eine besondere Anlage dazu auszeichnen. Mit besonderer Deutlichkeit zeigt sich dies Organ an dem Schädel Raphaels und ebenso an dem des bekannten Mechanikers Frater David in Wien. Bréguet, der bekannte Uhrmacher in Paris, ist ebenfalls ein Beispiel; ferner Canova, der Bildhauer David, der englische Ingenieur Brunel.

Zu M. Freundschaft, Anhänglichkeit.

Gall wurde durch seine Beobachtungen auf das Dasein eines Organs für dieses Gefühl geleitet, und in seinen Annahmen sowohl durch die Schädel des Pudels und des Dachshundes, der treusten unter den Hunden, bestätigt, als auch durch die Erfahrung, daß selbst bei den ärgsten Verbrechern diese Tugend zuweilen in hohem Grade besteht. So erhängte sich z B. in dem Gefängnisse zu Lichtenstein bei Wien ein berüchtigter Straßenräuber lediglich aus dem Grunde, um seinen Spießgesellen nicht durch die ihm abzudringenden Geständnisse verraten zu müssen.

An dem natürlichen Schädel des Dichters Alxinger zeigte sich das Organ sehr deutlich, ebenso an dem General Wurmser und an dem authentischen Schädel der Heloise.

Der oben nach der Erfahrung Galls angeführte Fall, daß ein Straßenräuber sich erhängte, um seinen Freund vor der Strafe zu bewahren, fand ein Seitenstück an einem gewissen Héluin, welcher wegen eines mit Mord verbundenen Straßenraubes hingerichtet wurde und nach dem Ausweise der Akten, sich des Verbrechens doch lediglich schuldig gemacht hatte,

um dem Wunsche des Anstifters, des mit ihm durch innige Freundschaft verbundenen Le Pelletier nachzukommen.

Zu N. Rauffinn.

In der edleren Bedeutung, welche das Organ dieses Sinnes ebenfalls bezeichnet, gilt der früher bereits erwähnte General Wurmser auch hier als Bestätigung und zugleich als verneinender Beweis der Schädel Alxingers, der sein ganzes Leben hindurch nicht nur schüchtern und ängstlich, sondern sogar feig war, und bei dem sich die Stelle dieses Organs ganz abgeplattet zeigte. Mochte auch Wurmser als Feldherr seinem großen Gegner Bonaparte nicht gewachsen sein, so gab doch dieser selbst ihm das Zeugnis eines ausgezeichneten persönlichen Mutes, für welchen der Rauffinn ebenfalls als Ausdruck dient.

Zu O. Würgsinn.

Nach Gall findet sich dieser Sinn nur bei fleischfressenden Tieren und bezeichnet deshalb auch bei den Menschen nicht bloß Mordlust im allgemeinen, sondern auch Grausamkeit, die sich an den Qualen anderer ergötzt. Dennoch deutet dieses Organ, wie jedes andere, nur die Anlage an, und diese kann entweder durch äußere Einflüsse, oder durch das Übergewicht anderer Anlagen an der Entwickelung gehindert werden. Wo indes eine solche Hinderung nicht eintritt, da wird das Vorhandensein dieses Organs stets zu Mord und Grausamkeit führen, und man findet es daher auch an allen bestraften Mördern, deren Verbrechen einen Charakter tragen, welcher besonders geeignet ist, das Gefühl zu empören.

Die Wahrheit des soeben aufgestellten Satzes wird durch den Schädel eines gewissen Voirin bestätigt, welcher einen seiner Verwandten ermordet hatte. Er kannte seine Mordlust, aber er verabscheuete sie und machte wiederholt den Versuch des Selbstmordes, um sich den verderblichen Folgen dieser Neigung zu entziehen. — Wurde er heftig aufgeregt, namentlich, wenn genossene Getränke ihm in den Kopf stiegen, so fühlte er seine Mordlust in erhöhtem Grade erwachen und war dann ein sehr gefährlicher Gesellschafter; aber er verminderte die Gefahr dadurch, daß er seine Gefährten selbst warnte und sie von seinem dringenden Verlangen, einen von ihnen umzubringen, benachrichtigte.

Die Gazette des Tribunaux teilte seiner Zeit den folgenden Fall mit, welcher den schlagenden Beweis liefert, welche Sicherheit Gall in der Erkennung der Organe und darauf gegründeten Erkennung der Charaktere erlangt hatte.

Im Jahre 1823 hielt Gall in seinem eigenen Hause eine seiner berühmten phrenologischen Vorlesungen. Seine Zuhörer waren größtenteils Studenten der Medizin, welche als solche Zutritt in den Hospitälern hatten. Alle hingen voll Begeisterung an ihrem Lehrer und benutzten eifrig jede Gelegenheit, die Sammlung Galls durch wertvolle Beiträge zu vermehren. Zu diesem Zwecke machten sie sich kein Gewissen daraus, zum Nutzen der Wissenschaft Diebstähle zu begehen, wenn in dem Hospitale irgend ein merkwürdiges Individuum gestorben war. Zwar hatte ihnen Gall dies

streng untersagt, allein dennoch fand er mehrmals auf seinem anatomischen Tische Geschenke der Art.

Zu der erwähnten Zeit wurde in Versailles einer jener Menschen hingerichtet, deren Verbrechen in der Geschichte der Kriminaljustiz beinahe ohne alles Beispiel dastehen. Einige der Zuhörer Galls beschlossen, sich den Kopf des Hingerichteten zu verschaffen. Es gelang ihnen, diesen Vorsatz auszuführen, und noch an demselben Abend stand der Kopf auf der Tafel Galls. Sobald er das neue Beutestück seiner Schüler erblickte, rief er aus: „Da haben Sie wieder eine Thorheit begangen!“ und lächelte dabei halb zürnend, halb gutmütig. Als er dann aber unwillkürlich die Augen prüfend auf den Schädel richtete, brach er in die Äußerung aus: „Pfui! Was für ein häßlicher Kopf!“

Darauf nahm er ihn in beide Hände, betastete ihn mit der größten Genauigkeit, betrachtete ihn aufmerksam nach allen Richtungen. Nach einer gründlichen Untersuchung von einigen Minuten fuhr er dann fort: „Das ist der Kopf eines Gerichteten; — dieser Mensch muß ohne Zweifel durch den Ungestüm seiner Sinne zum Verbrechen geführt worden sein; die Wollust, die glühendste Begier, diesen Trieb zu befriedigen, hat ohne Zweifel alle übrigen Fähigkeiten dieses Unglücklichen beherrscht. Er muß überdies sehr beschränkte Verstandeskräfte besessen haben, einen ziemlich finstern Charakter und einen starken Vernichtungstrieb. Seine Begierden, durch Einsamkeit und Entbehrungen gesteigert, werden ihn zu einem solchen Grade wütender Aufregung getrieben haben, daß ihm zu deren Befriedigung alle Mittel willkommen waren, besonders aber das des Mordes.“

Bei diesen Worten deutete Gall auf die niedrige Stirn, auf die ganz gepreßte Bildung dieses Schädelteiles, auf die große Entwickelung des Hinterhauptes und der Seitenteile, welche der Sitz vom Organe der List und des Würgsinnes sind. Besonders machte er auf den Hals aufmerksam, welcher am untern Teile des Schädels ausgezeichnet stark war und an welchem sich ein kleines Gehirn angeschlossen haben mußte, welches durch seine ungemeine Größe alle übrigen Teile des Gehirnes zusammendrücken mußte.

Indem er auf einige Ausbiegungen oder Knochenspitzen deutete, welche nach innen in das Gehirn eindrangen, fügte er hinzu, daß diese krankhafte Anlage möglicherweise den Handlungen der Roheit, deren der Verbrecher sich schuldig gemacht, einen wahrhaft unerklärlichen Charakter der Verwilderung verliehen haben könnte.

Alle Zuhörer vernahmen schweigend und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit diese Auseinandersetzungen ihres Lehrers, welcher, ohne es zu wissen, die Verbrechen schilderte und erklärte, welche ein gewisser Léger begangen hatte, der am Morgen eben dieses Tages hingerichtet worden war und dessen Schädel Gall auf solche Weise mit staunenerregender Wahrheit deutete. Denn alles, was Gall aus dem Anblicke des Schädels geschlossen hatte, wurde im höchsten Grade durch das Leben und das Verbrechen dieses Léger bestätigt.

In dem Alter von zwanzig Jahren war dieser Mensch durch seine finstere Melancholie bewogen worden, sich in eine Felsenhöhle zu flüchten, welche in der Mitte eines dichten Waldes lag. Hier nährte er sich von den Tieren des Waldes, die er im Laufe überholte, zerriß und dann noch frischblutend verschlang. Eines Tages kam an seinem Felsensitze ein junges, fünfzehn Jahre altes Mädchen vorüber. Léger stürzte über die Unglückliche her,

warf ihr eine Schlinge über den Hals und schleppte sie in die Tiefe des Waldes. Hier befriedigte er an dem bereits leblosen Körper seine zügellosen Begierden, — und hielt dann von der Leiche ein unmenschliches Mahl.

Drei Nächte hintereinander schlief Léger neben dem verstümmelten und zerfleischten Leichname seines Opfers. Das Geschrei der Raubvögel, welche ihm seine Beute streitig machten, verscheuchte ihn davon. Da entfloh er und fiel in die Hände der Gerechtigkeit. Vor dieser legte er mit großer Unbefangenheit das offene Geständnis ab: „Ich habe ihr Blut getrunken, weil ich danach Durst empfand."

Um dahin zu gelangen, sich mit solcher Sicherheit über die Organe der Schädel auszusprechen, welche einer Prüfung unterworfen, ist nicht nur lange praktische Erfahrung durch angestellte Beobachtungen erforderlich, sondern namentlich auch eine vorzügliche Beobachtungsgabe, und einer solchen darf sich natürlich nicht jeder rühmen, der sich mit phrenologischen Studien beschäftigt. Leicht erklärlich sind aus diesem Grunde die lächerlichen Mißgriffe und verkehrten Urteile, welche einzelne Phrenologen sich haben zu schulden kommen lassen und welche dann von den Gegnern eifrig als Waffen benutzt worden sind. Dürfen aber mit Recht die Fehler einzelner der ganzen Wissenschaft zur Last gelegt werden? Gibt es nicht z. B. auch dumme oder ungeschickte Ärzte, ohne daß man deshalb die Wissenschaft der Medizin verwerfen darf? Findet man ähnliches nicht in allen Wissenschaften?

Gall und Spurzheim besaßen den erforderlichen Scharfblick der Beobachtung, welchen der Phrenolog weniger entbehren kann, als irgend ein anderer Forscher, in ausgezeichnetem Grade; aber auch mehrere ihrer Nachfolger dürfen sich desselben rühmen und haben von dieser Befähigung auffallende Beweise geliefert. Unter diesen verdient ganz besonders Herr Dumoutier, Professor der Anatomie in Paris, einer rühmlichen Erwähnung. Die nachfolgende interessante Anekdote möge dafür den Beweis liefern.

Eine alte Frau, die Witwe Houet, welche in der rue de Vaugirard in Paris wohnte, verschwand plötzlich. Die Unordnung, welche in dem Zimmer herrschte, ließ vermuten, die Alte sei ermordet und ihre Leiche fortgeschafft worden. Es fiel Verdacht auf Robert, den Schwiegersohn der Houet, und einen gewissen Bastien; allein es konnte kein Beweis gegen sie entdeckt werden. Dessenungeachtet behielt die Justiz sie im Auge, und nach achtzehn Jahren gelang es, einen Brief Bastiens an Robert aufzufangen, der das Verbrechen beinahe außer Zweifel stellte. Beide wurden verhaftet, und die Untersuchnng führte zu einem höchst merkwürdigen Auftritte, welchen wir abgekürzt dem „National" nacherzählen:

„Das geheimnisvolle Haus der rue de Vaugirard war am vergangenen Sonnabend der Schauplatz einer interessanten Verhandlung. Der berühmte Anatomiker Dumoutier war ohne Angabe des Grundes berufen worden. Er fand in einem größeren Gemache verschiedene Gerichtspersonen und die beiden Angeklagten und wurde von dem Staatsanwalt aufgefordert, sein Urteil darüber abzugeben, ob die ihm vorgelegten Gebeine einem und demselben Menschen angehörten, welches Geschlechtes derselbe gewesen und wie lange die Gebeine in der Erde gelegen. Herr Dumoutier untersuchte die Trümmer des Skeletts, beseitigte einige darunter gemischte Tierknochen und sagte dann: Aus der länglichen Gestalt des Schädels gehe hervor, daß derselbe einem weiblichen Individuum angehört habe; die Schädelnähte ließen auf ein hohes Alter der Verstorbenen schließen, und nach dem

Zustande der Knochen zu urteilen, müßte sie schon vor mehreren Jahren beerdigt worden sein. Alle Anwesenden hörten diese Erklärungen mit großer Teilnahme, besonders aber verriet die Physiognomie der beiden Angeklagten, daß sie ihnen nicht gleichgiltig waren. Aber wie wuchs das Staunen aller, als Herr Dumoutier fortfuhr, und, mit dem Schädel in der Hand, versicherte, die Verstorbene müßte geizig und geneigt zu heftigem Aufbrausen gewesen sein. Dann brachte er noch andere Details hinzu, welche vollkommen mit dem übereinstimmten, was man von der Witwe Houet wußte."

Zu P. Schlauheit.

Dies Organ bezeichnet im allgemeinen die Fähigkeit, fremde Anschläge zu durchschauen und sie zu eigenem Vorteil zu lenken; diese Eigenschaft wird mit Klugheit gepaart zur Tugend und im Verein mit Falschheit zum Laster.

Das Organ läßt auf einen Charakter schließen, der geneigt ist, im Trüben zu fischen oder den Mantel nach dem Winde zu hängen; man findet es bei ausgezeichneten Diplomaten, aber auch bei Feldherren und Staatsmännern, welche die feinsten Anschläge zu entwerfen und geheim zu halten verstehen, und bei Schauspiel- und Romandichtern, welche sich durch Feinheit und Intrigue bei der Anlage ihrer Dichtungen auszeichnen.

Zu Q. Diebessinn.

Dies Organ bezeichnet den Trieb, durch Schlauheit und Verschmitztheit andere zu betrügen, namentlich aber sich fremden Eigentums zu bemächtigen. Damit sind Eigennutz oder Habgier keineswegs unbedingt und notwendigerweise verbunden, vielmehr fehlt es nicht an Beispielen, daß Personen, welche ihrem unwiderstehlichen Drange zum Diebstahl folgten, die gestohlenen Gegenstände freiwillig wieder zurückgaben.

Es ist vielfach dagegen geeifert worden, daß dieser Trieb angeboren sein solle, und man hat daraus sogar eine moralische Straflosigkeit des Diebes ableiten wollen; allein das Vorhandensein dieses Organes ist nichtsdestoweniger überzeugend dargethan. Als Beweis dafür kann mit Recht die Elster gelten, welche ihren Diebessinn auf merkwürdige Weise dadurch offenbart, daß sie ein Geldstück, welches man ihr offen hinwirft, zwar betrachtet, auch mit dem Schnabel aufhebt und umwendet, es aber liegen läßt, während sie eben dieses Geldstück entwendet und heimlich fortträgt, wenn man es ihr verbergen zu wollen scheint.

Daß die Befriedigung des Diebessinnes nicht immer mit Habgier oder Eigennutz verbunden ist, beweist der König Viktor von Sardinien, welcher dem Drange, sich heimlich irgend einer Sache zu bemächtigen, nicht widerstehen konnte. Auch bei andern hochgestellten Personen hat sich diese eigentümliche Erscheinung gezeigt, unter anderen an König Heinrich IV. von Frankreich, der auch noch für die Wirksamkeit anderer Organe, welche sich bei ihm stark ausgeprägt fanden, als Beleg dienen kann. Er selbst soll über diesen angeborenen Hang scherzhaft geäußert haben: „Wäre ich nicht König von Frankreich geworden, so würde ich wahrscheinlich als Dieb gehangen worden sein."

Einen Fall, der ebenfalls als Bestätigung dient, erzählt Gall: Ein Gesandter hatte einen kalmückischen Knaben aus Rußland mit nach Wien

gebracht. Dieser Knabe wurde nach einiger Zeit von dem lebhaftesten Verlangen zur Rückkehr nach seiner Heimat aus keinem andern Grunde befallen, als weil er nicht stehlen durfte, und die christliche Religion, in welcher man ihn unterrichtete, ihm den Diebstahl verbot. Einen Versuch zu machen, ob sein Heimweh sich beschwichtigen ließe, erlaubte ihm der Geistliche, welcher ihn im Christentum unterwies, einmal zu stehlen. Er mauste darauf dem Geistlichen selbst während der Messe die Uhr und gab sie ihm am nächsten Tage zurück, indem er über die bewiesene Schlauheit eine ausgelassene Freude äußerte.

Ohne alle Ausnahme zeigte sich das Diebsorgan an mehr als hundert Personen beiderlei Geschlechtes, welche wegen begangener Diebereien im Zuchthause zu Torgau saßen und dort in Gegenwart vieler Zeugen durch Gall untersucht wurden.

An dem Schädel des berüchtigten Cartouche ist das Diebsorgan ebenfalls sehr stark ausgeprägt.

Einen höchst merkwürdigen Fall erzählt das amerikanische Phrenologische Journal vom April 1841, und wir können nicht umhin, ihn unsern Lesern hier zu erzählen:

Der Doktor W. W. Reid aus Rochester sagt dort: „Im März 1835 wurde ich zu einem Knaben gerufen, der seit ungefähr 12 bis 14 Tagen erkrankt war. Seine Beschwerden hatten sich allmählich eingestellt; anfangs klagte er über bloße Unbehaglichkeit, dann über Kopfschmerz und Schlaflosigkeit, indem er nachts durch allerlei fremdartiges Geräusch am Schlaf verhindert wurde. Es ergab sich ein entzündlicher Zustand des Gehirns. Als ich ihn zuerst sah, zeigte er gelindes Fieber, war blaß, unruhig, aufgeregt, wahnwitzig und rief fortwährend: „Ach, ach, mein Kopf, mein Kopf!“ während die Züge höchste Angst ausdrückten. Mitunter faßte er ein zufällig ausgesprochenes Wort auf und konnte dasselbe dann ein dutzendmal in einem scharfen, lauten Tone vor sich hinsprechen. Ehe er noch so matt wurde, wie die Krankheit und die Behandlung ihn notwendig machen mußten, deutete er auf die Frage, wo es ihn schmerzte, stets auf die gleiche Weise mit seinen Händen auf die Seiten des Kopfes vor und oberhalb der Ohren (an den Sitz des Erwerbs- und Verheimlichungstriebes Spurzheims, welcher mit dem Diebessinn Galls übereinstimmt) und klagte: „Mein Kopf, mein Kopf!“

Ungeachtet er gleich anfangs sehr ergreifend behandelt wurde, trat doch keine Besserung in den Erscheinungen ein, bis der Kopf abrasiert und zwei große Blasenpflaster zu beiden Seiten des Kopfes gelegt worden waren. Die Stellen wurden zwei Wochen lang offen und in Eiterung erhalten. Gleich vom Anfange ihrer Anwendung besserte er sich und ward endlich ganz hergestellt.

Als er nun seine gewöhnliche Beschäftigung wieder vornehmen konnte, ließ sich eine merkwürdige Veränderung in seinem Charakter wahrnehmen. Vor seiner Krankheit war er überall in der Nachbarschaft wegen seiner Offenheit, Freundlichkeit, seines Gehorsams und seiner Ehrlichkeit bekannt. Da der Vater ein ausschweifender Mann war, so unterhielt die Mutter größtenteils die Familie durch ihre Näharbeit. Der Knabe wurde daher zu mancherlei kleinen Besorgungen und häuslichen Geschäften benutzt, welche gemeiniglich älteren Personen zufallen, als Einkaufen auf dem Markte, beim Krämer, Besorgung von Brennmaterial u. s. w., was er stets treu und

genau ausführte. Als er aber nach der Krankheit dieselben Geschäfte wieder wie vordem übernahm, behielt er von Zeit zu Zeit einen Teil des Geldes für sich und verwendete es dann zu Ankäufen von Süßigkeiten oder Spielzeugen. Ebenso fing er auch an, von Nachbarn und Krämern im Namen seiner Mutter Geld zu borgen, unter Vorwänden, als bedürfe es seine Mutter zur Zahlung der Miete u. s. w. Auch suchte er sich anderweitig noch Geld zu verschaffen, um, dem ausdrücklichen Verbote zuwider, ins Theater zu gehen und so in jeder Hinsicht seine Mutter zu hintergehen und zu betrügen. Zieh man ihn der Lüge und des Betruges, so leugnete er nicht, sondern gestand sofort ein; es schien ihn Leid zu thun, er versprach Besserung; aber sofort verfiel er wieder in seine alten Fehler und wurde am Ende ebenso berüchtigt wegen seiner Falschheit und Unehrlichkeit, als er vordem wegen seines geraden und offenen Wesens bekannt gewesen war. Die Mutter, tief bekümmert und seiner Verkehrtheiten müde, beschloß ihn aufs Land zu schicken, um ihn der Versuchung zu entziehen und womöglich wieder auf guten Weg zu bringen. Er blieb dort einige Zeit und kehrte etwas gebessert zurück; aber es vergingen sechs Monate, ehe er ganz wieder der Alte war. Seitdem ist er, wie vor seiner Krankheit, ein guter und ehrlicher Knabe geblieben und ist jetzt 14 Jahr alt. Die Mutter wie der Knabe leben beide noch an demselben Orte, und eine Menge Zeugen bestätigen die Wahrheit der angegebenen Thatsachen."

Gall hatte durch die zahllose Menge der von ihm angestellten Beobachtungen eine solche Sicherheit erlangt, nach der bloßen Ansicht eines Kopfes die Organe desselben zu erkennen und daraus Schlüsse auf die verschiedenartigen Abstufungen in den Anlagen oder dem Charakter der Personen zu ziehen, daß er in den Salons oft nicht nur das größte Staunen erregte, sondern zuweilen sogar in Schrecken versetzte. Auch war dies in der That leicht zu begreifen, da mancher Heuchler fürchten mußte, seinen wahren Charakter durch diesen Wundermann an das Licht gezogen zu sehen.

Eines Abends befand sich Gall in einer zahlreichen Gesellschaft von Weltleuten, Philosophen und Gelehrten. Wie gewöhnlich, wenn Gall zugegen war, kam das Gespräch bald auf sein System, welches eben damals allgemeines Aufsehen machte. Man bestritt die Angaben und Behauptungen Galls mit großer Lebhaftigkeit, und da er keine große Rednergabe besaß, war er nahe daran, von seinen Gegnern besiegt, oder doch wenigstens zum Schweigen gebracht zu werden. Da trat ein Fremder in die Gesellschaft, ein deutscher Professor. Gall betrachtete ihn mit aufmerksamen Forscherblicken, und ein Augenblick genügte ihm, seine vorherrschenden Organe zu erkennen. Darauf wendete er sich zu denen, welche er von der Wahrheit seiner Behauptung zu überzeugen gestrebt hatte: Er könne aus der bloßen Besichtigung eines Kopfes die Neigungen der Person erkennen. „Der Herr Professor," sagte er zu seinen Gegnern, „wird hoffentlich die Güte haben, mir zum Beweise meines Satzes zu verhelfen. — Ich haben ebensowenig die Ehre, ihn zu kennen, wie von ihm gekannt zu werden; dennoch kann ich ihnen seine herrschende Neigung nennen: Er besitzt das Organ der Sammlungen und hat sich eine angelegt."

Der Fremde bestätigte sehr überrascht die Behauptung Galls.

„Ich könnte dabei stehen bleiben," fuhr der berühmte Phrenolog fort, „und Sie würden gestehen müssen, daß ich bereits einen genügenden Be-

weis lieferte; allein ich zögere nicht, noch weiter zu gehen. Man kann Sammlungen der verschiedensten Art anlegen, Sammlungen von Büchern, Autographen, Insekten, Mineralien, Pflanzen, Münzen ꝛc. Ich aber will Ihnen nun auch noch sagen, welcher Art die Sammlung des Herrn Professors ist. Sie gehört keiner der bisher genannten Gattungen an, sondern es ist eine Gemäldesammlung."

Aller Blicke wendeten sich auf den Professor, und dieser bestätigte diese neue Angabe Galls ebenso wie die frühere. Staunen und Bewunderung malten sich auf allen Gesichtern, und Gall feierte einen wahren Sieg, denn auf den Unglauben war die Begeisterung gefolgt. Nach einer kurzen Pause bat Gall um die Erlaubnis, noch einige Worte hinzufügen zu dürfen, und als ihm diese bereitwillig erteilt worden war, sagte er:

„Was würden Sie wohl von meiner Lehre halten, wenn sie mich in den Stand setzte, auch noch die Gattung der Gemälde zu bezeichnen, welcher der Herr Professor seine Liebhaberei gewidmet hat? Ich sage aber mit voller Zuversicht, daß die Sammlung weder historische Gegenstände, noch Porträts, noch Kostüme, noch Tier-, noch Blumenstücke enthält, sondern — Landschaften."

Auch dies wurde bestätigt. Gall hatte den glänzendsten Sieg errungen, und das Vertrauen auf sein System war von da ab unerschütterlich befestigt.

Zu R. Höhensinn.

Dies Organ bezeichnet den Stolz in seinen guten, wie in seinen bösen Bedeutungen, deshalb auch Hochmut und Dünkel. — Gall entdeckte es zuerst in auffallendem Grade an einem Bettler, dessen ganze Lebensgeschichte darauf hinauslief, daß er sich von Kindheit an für zu gut und zu vornehm gehalten hatte, von andern Lehre und Unterricht anzunehmen. Ebenso fand Gall diesen Sinn später an Wahnsinnigen, welche der Hochmut um ihren Verstand gebracht hatte. Weitere Beobachtungen führten ihn zu der Überzeugung, daß dieser Sinn sich nicht bloß auf moralische, sondern auch auf physische Höhe bezieht, demnach auf die Neigung zur Ersteigung von Bergen, zur Luftschiffahrt ꝛc. Dafür spricht auch der Umstand, daß sich dieses Organ ebenfalls an den Schädeln solcher Vögel findet, die auf den Berggipfeln leben oder sehr hoch fliegen.

Zu S. Ruhmsucht und Eitelkeit.

Gall hat dies Organ in größerer Entwickelung öfter an Frauen als an Männern beobachtet. Ebenso fand es sich an zahlreichen Wahnsinnigen, von denen die Weiber aus übermäßiger Eitelkeit, die Männer aus Ruhmsucht und dem Bestreben nach Auszeichnung toll geworden waren. Die letztern hielten sich daher immer für Könige, Fürsten, berühmte Männer. Eine eigentümliche Erscheinung ist, daß Menschen, bei denen dieses Organ besonders stark ist, den Kopf gewöhnlich etwas nach hinten tragen. Das Sprichwort sagt: Er trägt die Nase hoch — ist daher von höherer psychologischer Bedeutung, als man zu glauben geneigt sein dürfte.

Zu T. Bedächtlichkeit.

Dies Organ findet man an solchen Menschen, welche mit genauer Überlegung und Erwägung aller Umstände und daher mit Unentschlossenheit und Langsamkeit zu Werke gehen und sich bei allen ihren Handlungen Einwürfe auf Einwürfe, Zweifel auf Zweifel machen. Bei Menschen, denen dies Organ fehlt, ist der Schädel an der Stelle, wo es seinen Sitz hat, ganz flach, und ein solcher Schädel ist dann das Zeichen des Leichtsinns und der Unüberlegtheit. Bei Bettlern von Profession scheint dies Organ ganz weggeschnitten zu sein. Bei höherer Entwickelung führt dieses Organ zu einem krankhaften Kleinmut und endlich zu dem Wahnsinn, der Mensch könne in seinem gegenwärtigen Zustande nicht auskommen.

Einen höchst merkwürdigen Fall aus der eigenen Erfahrung und Beobachtung teilte der schottische Arzt B. Beamish, Esq. der Londoner phrenologischen Gesellschaft mit. Es erhellt daraus auf eine auffallende Weise, welche außerordentliche und überraschende Wirkung die Organe besonders bei einer krankhaften Aufregung und Reizbarkeit haben können; Wirkungen, welche geeignet sein können, den Arzt zu verwirren, welcher bei seinen Beobachtungen die Phrenologie nicht mit zu Hilfe nimmt.

B. P. B., ein Knabe von 8 Jahren, sanguinisch-nervösen Temperaments, doch so, daß das nervöse beträchtlich vorherrschte, war schon seit langer Zeit wegen äußerst hartnäckiger Magen- und Unterleibsbeschwerden, welche die gewöhnlichen Rückwirkungen auf die Gehirnthätigkeiten zur Folge hatten, in ärztlicher Behandlung gewesen. Verschiedentlich hatten Luft- und Wohnortsänderungen stattgefunden, und überall war ärztliche Hilfe nachgesucht; alles Aufregende war sorgsam vermieden, sein Unterricht aufgegeben, seine Diät auf das umsichtigste beachtet worden, mit einem Worte, alles, was sich von geregelter Lebensweise, von Arzneien und der größtmöglichsten elterlichen Sorgfalt erwarten ließ, war vergeblich bereits in Anwendung gebracht. Gestörter Schlaf, nächtliche Schweiße, Abmagerung, gestörte Verdauung, Nervenreizbarkeit alles kam zusammen, um den Eltern so große Besorgnis einzuflößen, daß sie als letzten Versuch sich mit beträchtlichen Opfern zu einer längern Seereise entschlossen. Eines Abends, im Märzmonat, als dieser Plan gerade beraten wurde und etwa eine Stunde, nachdem das Kind zu Bett gebracht war, hörte man dessen Fußtritt in dem neben seiner Schlafstube befindlichen Zimmer, wo stets Feuer im Kamine unterhalten wurde; der Vater lief sofort, um sich zu erkundigen, was den Knaben veranlaßte, das Bett zu verlassen; allein zu seinem Erstaunen fand er ihn ruhig in demselben liegen, ohne daß er sich bewegt zu haben schien. Gefragt, ob er aufgestanden gewesen sei, antwortete er „nein" und blieb auch fest dabei, als man in ihn drang, seine Anwesenheit im andern Zimmer einzugestehen.

Ich muß hier bemerken, daß der Knabe mit seinen Eltern in einem Zimmer schlief, daß er um 7 oder halb 8 Uhr, sie um 10 oder 11 Uhr, also 3 Stunden später, zu Bett gingen, wo er dann gewöhnlich wachend oder in einem ganz unruhigen Schlafe gefunden wurde.

Der Vater ging fort, um ihn nicht noch mehr aufzuregen, und empfahl ihm bloß, sich zu beruhigen und einzuschlafen zu suchen. Bald nachher aber ward sein kleiner Tritt wieder im Nebenzimmer gehört, und der besorgte Vater eilte aufs neue hinein. Das Zimmer war leer, der Knabe in seinem

Bette und scheinbar ohne Arg wegen der Ursache des väterlichen Erscheinens. Wieder ward er darauf angeredet, daß er sein Bett verlassen; aufs neue leugnete er die Beschuldigung mit vollkommen gesetzter Miene. Der Vater wußte nun in seiner höchst schmerzlichen Verlegenheit kaum, was er thun sollte, als ihm ein Strahl der Wahrheit plötzlich durch die Seele fuhr. Er bemerkte, daß das Feuer niedrig gebrannt hatte, so daß es das eine Zimmer nur wenig, das andere gar nicht erhellte; er schloß nun aus phrenologischen Gründen auf die stark entwickelte Vorsicht*) gestützt, daß diese das Kind veranlaßt haben dürfte, die Nähe des belebenden Feuerscheins zu suchen; daß eine gleich stark ausgebildete Beifallsliebe es verhindert, seine Furchtsamkeit einzugestehen, um so mehr, da man fälschlicherweise ihm Feigheit zum Vorwurfe gemacht hatte; und daß die sämtlich beträchtlichen Organe der Nachahmung, der Verheimlichung und der Festigkeit die Mittel an die Hand gegeben, mit scheinbar so völliger Aufrichtigkeit bei seinem ersten Ableugnen zu bleiben. Als demgemäß am folgenden Morgen ihm die Quellen, aus denen seine Empfindungen und Handlungen hervorgegangen, deutlich gemacht wurden, was zu begreifen ihm keine Schwierigkeiten machte, brach er in Thränen aus und gestand offen, daß alles sich so verhielte. Er wurde indes durch die Versicherung getröstet, daß, obgleich er sich einer, und zwar fast der einzigen Unwahrheit in seinem Leben schuldig gemacht, er doch nicht wieder allein gelassen werden, sondern daß fortan jemand mit Licht im Nebenzimmer bleiben sollte, bis die Eltern sich zur Ruhe begäben. Die Folge davon war eine sofortige Besserung in allen seinen Lebensverrichtungen, insbesondere in denen des Magens; das Gleichgewicht im Zusammenhang war wieder hergestellt; das Ansehen des kleinen Dulders gewann zusehens; und von jener Zeit hat er sich bis jetzt einer Gesundheit und Zufriedenheit zu erfreuen gehabt, die ihm lange fremd gewesen und für die er in spätern Jahren, wenn ihm das Leben erhalten bleibt, sich gewiß dankbar zum Teil der Wissenschaft verpflichtet fühlen wird, zu deren Ehre, Pflege und Verbreitung wir uns hier zusammenfinden."

Zu U. Vergleichender Scharfsinn.

Dies Organ hat man namentlich an beliebten Predigern oder Rednern bemerkt, welche es verstanden, ihre Zuhörer durch Bilder, Gleichnisse und Parabeln für sich einzunehmen oder zu überzeugen.

An Goethe zeigt sich dies Organ besonders entwickelt.

Zu V. Tiefsinn.

Dies Organ läßt über seine Wirksamkeit keinen Zweifel, da es sich an den Köpfen vieler tiefsinniger Selbstdenker in auffallendem Grade zeigt. Sokrates, Kant, Mendelssohn, Fichte sind dafür Belege. Auch der Schädel Burdachs, des berühmten Arztes, liefert den gleichen Beweis, und nicht minder der Voltaires.

---

*) Vorsicht (12.), nach dem Systeme Spurzheims, welches sowohl in England als in Amerika durchgängig angenommen ist; Bedächtlichkeit aber nach dem Galls, welches in Deutschland mehr angenommen ist, und das wir auch eben deshalb hier zu Grunde legten.

Zu W. Witz.

Das Organ der Eigenschaft, welche man gewöhnlich Witz zu nennen pflegt, hat einen viel größeren und umfassenderen Wirkungskreis, als man gewöhnlich mit diesem Worte zu bezeichnen pflegt. An den Schädeln mehrerer ausgezeichneten und witzigen Schriftsteller aus dem Fache der schönen Wissenschaften zeigt sich dies Organ in besonderer Entwickelung, namentlich bei Cervantes, Wieland, Jean Paul; auch Heinrich IV. von Frankreich besaß es in höherem Grade. (S. Taf. XIII und XIV.)

Zu X. Induktionsvermögen.

Dies Organ zeigt sich vorzugsweise bei Dichtern und ebenso bei großen Denkern, welche die verschiedenartigsten Dinge mit einem gewissen ganz eigenen Scharfblick aufzufassen, zu einem großen Ganzen zu vereinigen und die einzelnen Beobachtungen in eine streng systematische Ordnung zu bringen wissen, kurz, bei vielumfassenden Köpfen. Anfangs nannte Gall diesen Sinn „Beobachtungsgeist", und später wurde das Organ als Ausdruck des poetischen Geistes bezeichnet. Bei Kindern, welche auf alle ihre Umgebungen genau achten und bei denen der Verstand sich früh entwickelt, zeigt sich dies Organ öfter in höherem Grade und bewirkt dann die oft bei Kindern bemerkbare gewölbte Stirn, welche sich indes in späteren Jahren wieder mehr oder minder verflacht.

Ein dichterischer Schuhmacher, ein zweiter Hans Sachs, François in Paris, wird von Gall, dessen Sammlung den Originalschädel enthält, als Beleg aufgestellt. Unter mehreren andern Dichtungen schrieb er auch ein fünfaktiges Trauerspiel: „Die Ruinen von Palmyra," in welchem sich ein schönes dichterisches Talent offenbaren soll.

Ein weiterer von Gall aufgestellter Beweis ist der italienische Dichter und Musiker Sestini, welcher sich schon in früher Jugend durch ein seltene Rednergabe auszeichnete.

Zu Y. Gutmütigkeit.

Dies Organ findet man an allen gutmütigen Tieren, am Schaf, am Reh, an den Tauben, an mehreren Hundearten. Bei solchen Tieren und nicht minder bei solchen Menschen, an denen sich dies Organ nicht findet, oder wo sogar an dessen Stelle eine Vertiefung ist, darf man mit Sicherheit in dem ersten Falle auf Mangel an Mitgefühl bei fremden Leiden, und im letztern auf Grausamkeit schließen. Die Schädelsammlung Galls enthält als merkwürdigen Beleg den Schädel eines Negers, Eustach, dessen ganzes Leben eine Reihenfolge von Selbstaufopferungen zum Vorteil anderer war, so daß seine Gutmütigkeit an Wahnsinn grenzte. — Ein schönes Beispiel gewährt auch Kaiser Joseph II., der sich durch die lebhafteste Sympathie für die Leiden geringerer auszeichnete.

Zu Z. Theosophie.

Dies Organ ist oft mit einem sehr dünnen Haarwuchs und einer frühzeitigen Platte verbunden und darf nach vielfältigen Erfahrungen als der

Ausdruck der Religiosität betrachtet werden. Man findet es bei Menschen, denen das Heilige entweder wirklich heilig ist, oder die dies Gefühl wenigstens heucheln; in dem letztern Falle ist es dann mit minder edlen Organen von gleich starker Entwickelung vereinigt und wird durch diese in seiner Wirksamkeit unterdrückt. Gall fand dies Organ immer bei solchen Personen ausgedrückt, bei welchen das religiöse Gefühl gegen alle andern vorherrschte, sodann bei Geistersehern, Wahrsagern, religiösen Schwärmern und Narren.

An den Schädeln der Egypter, welche schon von den ältesten Zeiten an geistige Schwärmer waren, ist diese Schädelbildung nationell, und an allen Jesusköpfen findet man sie bezeichnet, im Verein mit ihrem charakteristischen Zeichen, dem gescheitelten Haar. Dieser letztere Umstand läßt sich dadurch erklären, daß die Maler und Bildhauer als Modelle zu ihren Jesusköpfen die frömmsten Menschen, die inbrünstigsten Beter, beobachteten. In besonderer Entwickelung zeigt sich dies Organ an Sokrates.

Zu AA. Beharrlichkeit.

Dies Organ, welches zugleich auch Festigkeit und Tiefe ausdrückt, findet man an solchen Menschen, welche sich durch die Festigkeit ihrer Grundsätze, sowie durch Beharrlichkeit und Ausdauer in ihren Gesinnungen und Handlungen auszeichnen. Der Sinn steigert sich leicht bis zu Starrsinn und Hartnäckigkeit. An Belegen dazu mangelt es nicht; man findet sie unter vielen andern durch die größere Entwickelung dieses Organs, welche sich an den Schädeln Gregors VIII., des Kardinals Richelieu, Karls XII., Napoleons u. v. a. zeigt.

Zu BB. Darstellungsvermögen.

Mit diesem Organ, welches man an mehreren dramatischen Künstlern besonders entwickelt findet, vereinigt sich auch die Liebe zum Wunderbaren, welche bei manchen Schauspielern die Sucht nach Abenteuern hervorrufen mag. Die berühmte Wahrsagerin Mademoiselle Lenormand hatte dies Organ sehr stark. Auch bei dem Ingenieur Deshayes, von welchem die ausgezeichneten Befestigungen Cherbourgs herrühren, zeigte es sich hervorstechend. Als geschickter Mathematiker suchte er in geheimnisvoller Zusammenstellnng der Zahlen das Mittel, in der Lotterie zu gewinnen.

Walter Scott, sowie Tasso, denen sich die Neigung zum Wunderbaren gewiß nicht absprechen läßt, waren mit diesem Organe mehr als andere Menschen begabt.

§ 8.

Von der Anlage zu besondern Fähigkeiten.

A. Rechenkunst.

Unsere Kindererziehung, wie sie gegenwärtig ist, achtet noch zu wenig auf die natürlichen Anlagen. Verschmähte sie es nicht, zur Erkennung derselben die Phrenologie zu Hilfe zu ziehen, so würde sich in den verschiede-

nen Fächern des menschlichen Wissens manches ausgezeichnete Talent heranbilden lassen.

Entdeckt man nun bei einer Person irgend eine hervorstechende Fähigkeit, so soll man diese zwar vorzugsweise ausbilden, aber keineswegs auf Kosten aller andern; denn dadurch würde nur eine sehr einseitige Bildung bewirkt, und die erlangten Kenntnisse können noch überdies, als unpraktisch, unfruchtbar bleiben.

Daraus, daß man diese Vorschrift vernachlässigt, erklärt sich die schon oft bemerkte Erscheinung, daß sogenannte Wunderkinder, welche durch ihre wahrhaft überraschenden Leistungen alle Welt in Erstaunen setzten, in der Folge sehr gewöhnliche Menschen wurden und die von ihnen gehegten Erwartungen keineswegs rechtfertigten. Denn teils finden sich in dem Kindesalter Anlagen, die mit reiferen Jahren entweder abnehmen oder beinahe ganz verschwinden, teils führen solche scheinbare Wundergaben oft zu übermäßiger Anstrengung, welche die Erschöpfung der ursprünglichen Kraft zur Folge haben, ähnlich wie bei übertriebenen Treibhauspflanzen.

Man soll daher wohl auf die hervorstechenden natürlichen Anlagen achten und sie vor den andern auszubilden streben, aber auf eine vernunftgemäße Weise, sonst wird man eben diese Anlagen durch übermäßige Anstrengungen töten, während die andern unentwickelt erstickt werden.

Nicht Wunderkinder soll man bilden, sondern praktisch-brauchbare Menschen; nicht Staunen zu erregen soll der Zweck der Erziehung sein, sondern durch die Entwickelung der angeborenen Anlagen Männer von wahrhaft ausgezeichneter Tüchtigkeit, von vorzüglichen Leistungen in einer oder der andern Richtung zu bilden.

Die phrenologischen Beobachtungen haben ergeben, daß mit dem Eintritt der Mannbarkeit nicht nur in dem leiblichen, sondern auch in dem geistigen Wesen des Menschen Veränderungen vorgehen, für welche eine genügende Erklärung bis jetzt noch nicht vollständig aufgefunden ist. Diese Veränderungen, welche sich nie im voraus berechnen lassen, sind als ein wichtiger Umstand mit in Erwägung zu ziehen.

Wir erwähnten unter den Belegen zu dem Zahlensinn des Schmiedsohnes in St. Pölten, an welchem Gall dieses Organ zuerst beobachtete. Dieser hatte keine bessere Erziehung genossen, als seine Kameraden, welche mit ihm die Schule des kleinen Städtchens besuchten; namentlich war sein Talent für das Rechnen keineswegs besonders ausgebildet worden, und dennoch beendigte er in einem Alter von neun Jahren verschiedene schwierige Rechnungsaufgaben im Kopfe viel schneller, als gebildete Erwachsene, welche mit ihm wetteiferten, auf dem Papiere.

Nicht minderes Staunen erregte der junge Amerikaner Colborn, welcher der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgestellt wurde. Besonders überraschend war die gedankenschnelle Lösung der ihm gestellten Aufgaben.

Der kleine Colborn vereinigte übrigens mit diesem ausgezeichneten Zahlensinne auch noch die Gabe schneller und treffender Antworten. Eine Dame machte sich den Spaß, ihn zu fragen:

„Wieviel geben drei Nullen multipliziert mit drei Nullen?“

„Den Wert Ihrer Frage,“ antwortete Colborn: „nichts!“

Zu d'Alembert brachte man einen Hirtenknaben, der ebenfalls ein ungemeines Rechentalent besaß. „Mein Kind,“ sagte der berühmte Mann, „ich bin so alt. Wie viele Minuten habe ich gelebt?“ Das Kind zog sich

in eine Ecke des Zimmers zurück, verbarg das Gesicht in beide Hände und kehrte beinahe augenblicklich zurück, die Antwort zu geben, als d'Alembert mit der Feder in der Hand kaum halb fertig war. Der Philosoph beendigte seine Arbeit, aber die beiden Zahlen stimmten nicht überein. Das Kind kehrte in seine Ecke zurück, nahm die Rechnung noch einmal vor, und erklärte dann, sich nicht geirrt zu haben. Aber auch d'Alembert bekam das frühere Ergebnis. „Haben Sie aber auch die Schaltjahre gerechnet?" fragte plötzlich das Kind. d'Alembert hatte sie vergessen, und der kleine Hirtenknabe behielt Recht.

Paul Chybiorz, ein Deutscher aus Mähren, blindgeboren, ließ sich, als mittlerer Dreißiger, in den 50er Jahren d. Jahrh. in den höhern Unterrichtsanstalten, auch Weimars, als Rechenkünstler hören. Er multiplizierte u. a. auch zwei siebenstellige Zahlen miteinander im Kopfe und war mit dem Ergebnis nicht nur eher fertig als die anwesenden Schüler und Lehrer, unter denen sogar ein Universitätsprofessor der Mathematik, sondern hatte es auch allein richtig, während alle andern, die dieselbe Aufgabe schriftlich rechneten, sich mehr oder weniger verrechnet hatten.

Bernhard Bachstein, Sohn eines angesehenen Kupferschmiedemeisters in Apolda, welcher mit dem Herausg. dies. zu gleicher Zeit die Oberklasse der Bürgerschule genannter Stadt besuchte, zeichnete sich durch seine Begabung für das Rechnen so aus vor seinen Mitschülern, daß er, obwohl einer der jüngsten, jede Aufgabe, auch die schwierigste, die der Lehrer (Rektor Faber) im Kopfrechnen stellte, sofort und stets richtig löste und daß kein anderer, wenn auch noch so befähigter Schüler, in diesem Fache gleichen Schritt mit Bachstein zu halten vermochte. Er widmete sich später dem höhern Baufach, und jetzt ist er, ganz seinen hohen Anlagen gemäß, ein vielgenannter und -gesuchter Eisenbahnbauunternehmer Mittel- und Norddeutschlands.

Der Zahlensinn ist indes keineswegs ein Beweis für eine ausgezeichnete Anlage zu den Wissenschaften, welche sich zwar vorzugsweise mit Zahlen beschäftigen, aber neben dem Organe dafür noch mancherlei andere Fähigkeiten erfordern, z. B. Sternkunde und Mathematik. Man muß daher, wo sich der Zahlensinn in höherem Grade bei einem Kinde zeigt, wohl darauf Rücksicht nehmen, in welcher Richtung derselbe weiter zu entwickeln ist, wobei es namentlich auch auf die Lage der Eltern und deren Mittel zur Ausbildung des Kindes ankommt; denn ebenso wie die Malerei der menschlichen Gesellschaft Kolorierer, Musterzeichner für Fabriken, Dekorationsmaler, Stubenmaler und endlich große Künstler gibt, ebenso bildet die Rechenkunst den Kassierer, den Feldmesser, den Architekten, den Ingenieur, den Physiker, den Mathematiker, den Sternkundigen.

Es kommt daher darauf an, da, wo sich ein Organ besonders entwickelt zeigt, die andern zu erkennen, welche demselben zu Hilfe kommen können.

B. Dichtkunst.

Die Grundfähigkeit dazu ist die Idealität (Spurzheim, 19), welche dem Verstande die besondere Richtung verleiht, alle Dinge zu beleben und sie uns auf eine gewisse Weise darzustellen; feurige Einbildungskraft (Ge-

fühl des Schönen); dann der Sprachsinn; das Darstellungsvermögen verleiht diesem letztern die Fähigkeit, durch Worte zu schildern; der Tonsinn gewährt dem Ohre das Zartgefühl, welches dahin führt, sich durch harmoniöse Worte auszudrücken. Die Wunderliebe (Spurzheim, 18) bringt den Geschmack an dem Übernatürlichen hervor. Die Vergleichungsfähigkeit (Spurzheim, 34) liefert Metaphern, Allegorien, Apologien. Die Möglichkeit (Spurzheim, 30) das Gedächtnis der Ereignisse (Sachgedächtnis), die historischen Thatsachen. Die Selbstachtung (Spurzheim, 10) und die Spottsucht (Spurzheim, 20) bringen das Spottgedicht und den Spott hervor.

C. Theater.

Das Darstellungsvermögen, die Mimik, welche die Fähigkeit gewährt, die Gefühle und die Gedanken mit Richtigkeit durch Bewegungen auszudrücken, und die andern Organe bezeichnen dann das Talent; Heiterkeit und Witz bilden den Komiker; Selbstachtung und das Gefühl der Würde die Tyrannen und die Königinnen; Eitelkeit, Verlangen nach Lob, Buhlerei die Soubretten ꝛc.

Wenn ein Schauspieler in mehreren Darstellungsarten nebeneinander Glück macht, so verdankt er dies mehr dem Studium, als seinen Anlagen; es ist dazu ein höherer Grad von Verstand erforderlich, ferner Umsicht und List, welche machen, daß er gegen seine eigenen Aufregungen auf der Hut ist, so daß er sich ganz den Bewegungen hingeben kann, welche sein Talent den Ideen des Dichters verleiht. Dann wird er Künstler, denn er erschafft selbst; er verleiht den Gedanken des Dichters einen Körper, welcher fühlt und sich bewegt.

D. Musik.

Der Tonsinn ruft das Gefühl der Melodie und der Harmonie hervor; das Organ der Zeit (Spurzheim, 31) liefert Maß und Takt; der Bausinn (Kunstsinn) verleiht den Händen die Geschicklichkeit der Ausführung.

Das Darstellungsvermögen führt zu der lyrischen Deklamation.

Bei dem Komponisten sind es die Idealität und die Wunderliebe, welche die Schöpfungen hervorrufen; der Zahlensinn bewirkt die Zusammensetzungen, der Ordnungssinn zeigt sich zuerst auf eine allgemeine Weise; dann verleihen die andern Organe den Charakter; die Gottesfurcht führt zu religiösen Kompositionen, zu der Kirchenmusik; der Witz, die Heiterkeit, erschaffen die leichteren Tongattungen. Die Kampflust (Würgsinn) und die Freiheitsliebe begeistern zu kriegerischen und patriotischen Gesängen. Herrschen die überlegenden Fähigkeiten vor, so entsteht die musikalische Kritik.

E. Malerei.

Die Grundanlage ist der Farbensinn und der Ortssinn, welche die Zeichnung hervorrufen; dann treten das Darstellungsvermögen und der Kunstsinn durch die Geschicklichkeit der Hände hinzu. Darauf zeigt sich auf eine allgemeine Weise die Idealität, die Wunderliebe und die Festigkeit.

Vereinigen sich die hier genannten Fähigkeiten mit dem Spott-Sinne, so entstehen die satyrischen Maler, wie Hogarth, Grandville.

Die Eventualität oder das Sachgedächtnis führt zu dem Historienmaler; herrscht der Mut vor, so werden Schlachtenbilder das Element sein, welches der Historienmaler vorzugsweise zur Darstellung bringt. Der Ortssinn bildet den Landschaftsmaler, der Personensinn den Porträtmaler, und die Gottesfurcht begeistert zu religiösen Darstellungen.

F. Bildhauerei.

In der ersten Reihe steht hier die Geschicklichkeit der Hände, welche mit dem Kunstsinne (Bausinn, Spurzheim, 9) zusammenhängt; der Formensinn oder die Konfiguration (Spurzheim, 23) das Darstellungsvermögen (Nachahmungstalent, Spurzheim, 21), welche zu der anschaulichen Erkenntnis der Wahrheit in den Bewegungen und Stellungen führt; endlich das Schönheitsgefühl, die Idealität.

Wir wollen diese Untersuchungen nicht weiter führen. Das Gesagte wird vollkommen genügen, darzuthun, wie notwendig es ist, zu der Ausbildung einstiger kräftiger Männer für das praktische Leben schon bei der ersten Erziehung auf die natürlichen Anlagen mehr zu achten und Rücksicht zu nehmen, als dies bisher geschieht, wo oft mehr auf die künstliche Unterdrückung als auf die verständige Entwickelung dieser natürlichen Anlagen hingearbeitet wird. Die neue, von Friedrich Fröbel angebahnte Erziehung, welche sich hauptsächlich auf die Entwickelung des Thätigkeitstriebes stützt, entspricht darum unsere Forderung mehr als jede andere. Wir verweisen auf „Friedrich Fröbels pädagogische Schriften. Herausgegeben von Fr. Seidel. Wien und Leipzig, A. Pichlers Witwe & Sohn. 3 Bände.“ Die Anlagen sind aber ohne den Beistand der Phrenologie kaum zu erkennen; man legte daher auf diese Wissenschaft bisher viel zu wenig Gewicht; denn wenn sie auch wirklich von ihrer vollständigen Entwickelung noch weit entfernt ist, so verdient sie doch auch schon auf ihrer gegenwärtigen Stufe mehr Beachtung, als viele Gelehrte und Erzieher ihr zu zollen geneigt sind.

Dritter Abſchnitt.

Die Bukkomantie,

oder

die Kunſt, aus dem Munde und den Zähnen den innern Menſchen kennen zu lernen.

Einleitung.

Nachdem die Physiognomik durch Lavater und die Phrenologie durch Gall als wissenschaftliche Systeme begründet waren, jene mehr auf Spiritualismus, diese mehr auf Materialismus, beide aber, innig verschwistert, dem gleichen Ziele zustrebend, lag der Gedanke nahe, einen Schritt weiter zu gehen und neben diesen beiden Systemen noch ein neues zu begründen, welches den gleichen Zweck mit jenen beiden hat: Erforschung des innern Menschen durch den äußern.

Diesen Schritt that denn auch, nicht ohne die Kühnheit, deren jeder Neuerer bedarf, aber auf gründliches Studium aller seiner Vorgänger auf ähnlichen Gebieten gestützt, der ausgezeichnete französische Zahnarzt William Rogers, welcher bereits als Verfasser der „Encyclopédie du Dentiste", sowie durch verschiedene andere Schriften über Zahnheilkunde einen in der wissenschaftlichen Welt sehr geachteten Namen sich erworben hatte.

Dies System nannte Rogers „Bukkomantie" oder die Kunst, nach dem Munde und den Zähnen, deren Bildung und Beschaffenheit die Gesinnungsart eines Menschen zu erkennen, ein Titel, welcher das ganze Wesen des neuen Systems vollständig und erschöpfend bezeichnet.

Rogers sammelte zur Begründung seines Systems mit eisernem Fleiße alle die einzelnen Aussprüche, welche die Physiognomiker von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten über die Bedeutung des Mundes und seiner einzelnen Teile gesagt hatten. Zopyros und Aristoteles, Montaigne und Bacon, der Neapolitaner Porta und Lachambre, Leibarzt Ludwig XIII., Pernetti, Camper, Winckelmann, der ausgezeichnete Schlachtenmaler Lebrun, Büffon, sogar Lavater selbst, mußten ihm das Material liefern, mit dem er, vermehrt durch eigene Beobachtungen und Erfahrungen, das Gebäude seines neuen Systemes aufführte.

§ 1.

Allgemeine Bemerkungen über die Bukkomantie.

Von welcher großen Bedeutung die Bukkomantie ist, das erkannte schon Lavater an; denn dieser große Physiognomiker sagt in seinem zweiunddreißigsten Fragmente:

„Ein Menſch der die Würde dieſes Gliedes — wie ganz anders iſt es, als alles andere, was man Glied nennt? wie nicht abzulöſen, wie nicht zu beſtimmen? wie viel einfacher und zuſammengeſetzter? — ein Menſch, der die Würde dieſes Gliedes kennte, fühlte, innigſt fühlte, er ſpräche Gotteswort, und ſeine Worte wären Gottesthaten. O daß ich nur zittern kann, ſtatt zu ſprechen von der Herrlichkeit des Mundes, dieſes Hauptſitzes der Weisheit und Thorheit, der Kraft und Schwachheit, der Tugendhaftigkeit und Laſterhaftigkeit, der Feinheit und Grobheit des menſchlichen Geiſtes! dieſem Sitze aller Liebe und alles Haſſes, aller Aufrichtigkeit und Falſchheit, aller Demut und alles Stolzes, aller Verſtellung und aller Wahrheit.“

Lavater ſelbſt, der Vater der Phyſiognomik, deutete alſo durch dieſe Worte ſchon auf die große Nützlichkeit hin, welche die nähere Kenntnis des Mundes, die eben die Aufgabe der Bukkomantie iſt, zur Erkenntnis des innern Menſchen, ſeiner Tugenden und Laſter, ſeiner Fähigkeiten und Leidenſchaften haben kann.

Und in der That iſt der Mund der Thron der Leidenſchaften; auf den Lippen haben Liebe, Haß, Zorn, Eiferſucht, Rache ihren Sitz; das Lächeln erweitert ſich bis ins Unendliche; dieſer Proteus der Phyſiognomie tritt abwechſelnd offen, fein, großmütig, leidenſchaftlich, matt, wohlwollend und ſpöttiſch, aufrichtig und ironiſch auf; durch den hohen Grad der Zuſammenziehungsfähigkeit, vorzüglich aber durch die außerordentliche Beweglichkeit der Lippen, ſpiegeln ſich auf ihnen in plötzlicher Erregung, im Augenblicke erzeugt, alle Leidenſchaften des Herzens, alle Empfindungen der Seele, alle Eingebungen des Geiſtes.

Die Form der Mundöffnung, die Dicke oder Dünne der Lippen, ihre mehr oder minder ausgeſprochene Färbung, die Bildung oder Stellung der Zähne, ihre Schönheit, ihre Weiße, ihr von Natur oder durch Zufall guter oder ſchlechter Zuſtand, ſind ebenſo viele Zeichen der Offenbarung.

Sich mit der Deutung dieſer Zeichen durch Studium und Beobachtung bekannt zu machen, iſt der Zweck und der Gegenſtand der Bukkomantie, und nicht ſchwer fällt es dem erfahrenen Bukkomanten, durch die Beurteilung des Mundes nicht nur die Vergangenheit und die Gegenwart, ſondern auch die Zukunft der Menſchen zu erkennen, welche man einer gründlichen Prüfung nach den Regeln der Bukkomantie unterwirft.

Hierauf nun gehen wir zur Unterſuchung des Mundes überhaupt und ſeiner einzelnen Teile insbeſondere über und ſtellen bei einem jeden derſelben die erfahrungsmäßig beſtätigenden Regeln zur richtigen Erkennung und Deutung der verſchiedenen charakteriſtiſchen Zeichen auf.

A. Von dem Munde.

Der Mund beſteht aus zwei durchaus verſchiedenen Teilen: einem äußeren und einem inneren.

Der äußere umfaßt die Wangen und die Lippen, der innere die Zähne, das Zahnfleiſch und die Kiefern.

Der Mund hat ſechs verſchiedene Begrenzungen, und zwar nach vorn die Lippen, nach hinten das Gaumenſegel, ſeitwärts die Wangen, oberhalb das Gaumengewölbe, unterhalb die Zunge.

Die beiden Öffnungen des Mundes ſind nach vorn die Geſichtsöffnung und nach hinten die Schlundöffnung.

Die Organe des Mundes sind die Lippen, die Kinnladen, das Zahnfleisch, die Zähne, die Zunge, die Gaumenhaut und die Mündungen der ausscheidenden Kanäle der Ohrenspeicheldrüse.

Der Mund dient zum Kauen, zur Einspeichelung der Nahrungsmittel, zum Schmecken, zum Hervorbringen von Tönen.

B. Von den Wangen.

In den Wangen, welche die Seitenwände des Mundes bilden, haben die Backennerven und die Backenadern ihren Sitz. Die Regeln, welche sich auf diesen Teil des Mundes stützen, sind dem Wesentlichsten nach die folgenden:

Volle Wangen bezeichnen im allgemeinen ein empfindsames Temperament und Sinnlichkeit.

Magere, eingefallene Wangen deuten auf Trockenheit der Säfte und Mangel an Genußsucht.

Hohle Wangen lassen auf Kummer schließen, tiefe Furchen auf Roheit oder Dummheit.

Eine heftige Bewegung der Wangen, welche durch Lachen oder Weinen, Freude oder Schmerz, Mitleid oder Unwillen bewirkt wird, bietet dem Bukkomanten einen wichtigen Anhalt zu seinen Beobachtungen.

Wenn gewisse Grübchen der Wangen mehr oder minder die Gestalt eines Dreiecks annehmen, so ist dies ein zuverlässiges Zeichen von Neid oder Eifersucht.

Eine anmutig geformte Wange, welche gegen die Augen zu leise zittert, deutet auf ein edles Herz, jeder niedrigen Empfindung oder Handlung unfähig.

Eine Wange, die sich niemals zu einem angenehmen Lächeln verzieht, ist geeignet, Mißtrauen einzuflößen.

Der Zug, der vom Nasenloche zum Mundwinkel führt, ist von besonderer Bedeutung; seine größere oder geringere Wölbung, seine Länge, seine Entfernung vom Munde haben ihre eigenen Bedeutungen in Beziehung zu dem Charakter des Menschen.

Ist dieser Zug bogenförmig, ohne Abweichung oder Wellenlinie, so ist er ein zuverlässiges Zeichen der Dummheit.

Eben dies ist der Fall, wenn das Ende dieses Zuges ohne Zwischenraum mit dem Ende der Oberlippe zusammenfällt, oder sehr weit von demselben absteht.

Bilden sich auf der Wange durch das Lächeln drei gleichlaufende Kreislinien, so ist der Charakter nicht frei von einer tüchtigen Portion Narrheit.

C. Von den Lippen.

Dicke, geschwollene Lippen sind das Zeichen der Anlage zu Skropheln.

Fleischige Lippen deuten auf Sinnlichkeit, Schlemmerei und Faulheit.

Abgemagerte, scharf markierte Lippen sind ein Zeichen von Unruhe und Geiz.

Hängt die Oberlippe sanft über die untere herab, so deutet dies auf Herzensgüte.

Eine Höhlung in der Mitte der Unterlippe bezeichnet einen aufgeweckten Geist.

Schließen sich die Lippen so dicht aufeinander, daß sie kaum noch zu bemerken sind, so zeigt dies mit voller Sicherheit Kaltblütigkeit, Ordnungssinn, Thätigkeit, Sauberkeit und Pünktlichkeit an.

Große, stark vorragende, dabei aber gut gezeichnete und ebenmäßige Lippen, deren Mittellinie sich zu beiden Seiten gleichmäßig und sanft schlängelt und leicht zu zeichnen ist, künden einen starken Hang zur Wollust an.

Feste Lippen sind das Zeichen eines festen, weiche Lippen das eines weichen Charakters.

Sind weiche Lippen dabei auch noch sehr beweglich, so deuten sie auf einen unentschlossenen, schwankenden Charakter.

Ein auffallendes Mißverhältnis zwischen der Ober- und der Unterlippe deutet auf Starrheit oder Hang zum Bösen.

Merklich schräg gesenkte Lippen sind das zuverlässige Zeichen eines gefühllosen oder geringschätzigen Charakters; dies gilt ganz besonders dann, wenn die Unterlippe dicker und hervorragender ist, als die Oberlippe.

Der Grad, in welchem bei Männern und Frauen von Geist die Unterlippe zurücksteht, ist im Verhältnis zu ihrer Launenhaftigkeit, Gemütskälte, Spottsucht und Arglist.

Tritt die Unterlippe mit den Zähnen, von der Seite gesehen, bis zur halben Breite des Mundes wagerecht vor, so ist dies ein untrügliches Zeichen von Dummheit, Roheit, Böswilligkeit oder Geiz.

Wenn die Lippen, besonders die Oberlippe, in der Mitte zucken, so deutet dies auf einen großen Hang zur Spottsucht.

Wer mit schief gezogener Lippe, ohne Veranlassung lächelt, steht dem Wahnsinn nahe.

Als allgemeiner Grundsatz läßt sich annehmen: wie die Lippen, so der Charakter; wie die Zähne, so die Leidenschaften.

Benagte Lippen deuten auf Geiz.

Das Vortreten der Unterlippe bezeichnet kalte Gutmütigkeit.

Eine in der Mitte gebogene Unterlippe ist das Zeichen eines aufgeweckten Geistes, verbunden mit harmloser Spottsucht.

D. Von den Zähnen.

Weiße, reinlich gehaltene und wohlgeordnete Zähne, welche, wenn der Mund geöffnet wird, vortreten, jedoch ohne über die Lippen hervorzuragen, oder völlig sichtbar zu werden, deuten bei Erwachsenen, besonders aber bei Frauen, auf Herzensgüte, Redlichkeit, Reinlichkeit und einen liebenswürdigen Charakter.

Die eben genannten Eigenschaften finden sich zwar auch bei Menschen mit unreinlichen, ungleichen oder sogar bei häßlichen Zähnen, allein in solchen Fällen ist mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß diese schlechte Beschaffenheit der Zähne Folge einer Krankheit oder der Beimischung einer moralischen Unvollkommenheit ist.

Die Form der Zähne, ihre Stellung, ihre Reinlichkeit steht in viel innigerer Beziehung und Wechselwirkung zu den Neigungen der Menschen, als man dies zu glauben geneigt ist.

Wenn man bei dem Öffnen des Mundes einen beträchtlichen Teil des oberen Zahnfleisches erblickt, so ist dies ein sicheres Zeichen von Kaltsinn und Trägheit.

Kurze, etwas breite und fest aneinander gereihte Zähne deuten auf körperliche Kraft.

Kleine, einwärtsstehende Zähne verkünden Schlauheit ohne Bosheit, dabei aber Neigung zu Rachsucht und Unverträglichkeit.

Lange Zähne sind ein sicheres Zeichen von Schwäche und Furchtsamkeit.

Weit vortretende Zähne, welche auf der Unterlippe aufliegen, deuten auf geringe Thatkraft, auf wenig Verstand und dabei auf Spottsucht und einen bissigen Charakter.

Weit vortretende untere Zähne, bei sehr langen oder sehr kurzen oberen, deuten bei einer Frau auf ein sehr hartes Gemüt.

Von welcher Wichtigkeit die Zähne im allgemeinen sind, geht aus dem Ausspruche J. J. Rousseaus hervor:

„Es gibt keine häßliche Frau mit schönen Zähnen."

Auch das spanische Sprichwort liefert dafür den Beweis, welches sagt:

Mas vale un diente
Que un diamante.
(Mehr Wert hat ein Zahn
Als ein Diamant.)

„Die Zähne", sagt schon Aristoteles, „können als ein Zeichen des Lebens, des Charakters, der Eigenschaften und Mängel, der Tugenden und Laster der Menschen dienen."

Voneinander abstehende Zähne deuten, nach demselben, auf ein kurzes Leben.

Große, feste und dicke Zähne dagegen lassen ein langes Leben voraussetzen. Nach der Meinung anderer sind sie ein Zeichen fester Gesundheit ihres Besitzers und beweisen zugleich, daß derselbe ein starker Esser ist, kühnen Mut besitzt und etwas von der Natur des Pferdes an sich hat.

Ein Mensch mit langen, spitzen und starken Zähnen ist neidisch, gefräßig, verwegen, argwöhnisch, treulos und hat etwas von der Natur der Schlange an sich.

Wenn die Augenzähne lang und fest sind und aus dem Munde vorstehen (sogenannte Raffzähne), so ist der Besitzer ein Vielfraß und ein Bösewicht.

§ 2.

Von der Erkennung der Empfindungen und moralischen Eindrücke.

Augen und Stirn stehen in näherer Beziehung zu dem Gehirne und drücken daher die Empfindungen der Seele, des Geistes und des Nachdenkens aus.

Die Wangen, die Nase und ein Teil des Mundes dienen hauptsächlich zur Bezeichnung der physischen Neigungen, der Gemütsbewegungen, des leiblichen Wohlbehagens oder Wehgefühls.

Der Mund, die Lippen, das Kinn stehen vorzüglich mit den Organen der Ernährung in Wechselwirkung und bezeichnen die Gelüste, die Äußerungen der Wollust, die fleischlichen Begierden und andere tierische Neigungen.

Die sinnlichen Begierden wohnen auf den Lippen und lassen sich durch Muskelzusammenziehungen erkennen.

Die körperlichen Schmerzen, der Schrecken, die physischen Eindrücke, äußern sich durch Verzerrungen in den Wangen oder am Munde.

Bei den Trieben, welche die Brust schwellen, als die Liebe, das Verlangen, die Freude, die Freundschaft, die Hoffnung, die Kühnheit, treten alle Teile des Mundes vor, entwickeln sich, dehnen sich aus, gleichsam als wollten sie etwas umfassen, ergreifen, an sich reißen.

Bei dem Hasse, der Furcht, der Traurigkeit, der Abneigung, dem Schmerze, der Verzweiflung, ziehen sich die Organe des Mundes zusammen und in sich selbst zurück.

Bei Menschen mit einer vorherrschenden Leidenschaft verändert sich oft mit der Zeit das Ansehen des Mundes und nimmt vorherrschend den Ausdruck jener Leidenschaft an.

Die Leidenschaften verändern den Mund hauptsächlich auf eine vierfache Weise.

In der Freude dehnen die Wangen sich aus; die Lippen trennen sich und lassen die Zähne sehen; ein freundliches Lächeln zieht sie anmutig zusammen.

In der Betrübnis werden die Wangen schmäler, die Lippen pressen sich aufeinander, und der Mund bekommt einen unangenehmen Ausdruck.

Im Zorne erheben sich die Wangen, die Nasenlöcher blähen sich auf, die Zähne stoßen unregelmäßig aufeinander.

In der Liebe und Bewunderung rundet sich der Mund unmerklich, die Kinnbacken sind unbeweglich, die Wangen färben sich lebhaft rot.

Ein weit geöffneter Mund verrät Neugier, Staunen, Verwunderung. Daher das Sprichwort: Er sperrt Mund und Nase auf.

Die Freude und das Lachen verschließen die Augen halb, heben die Mundwinkel, lüften die Wangen, öffnen die Nasenflügel und ziehen alle Teile nach den Seiten oder nach oben.

Traurigkeit und Weinen verlängern das Gesicht und senken die Lippen.

Durch den Schreck wird der Mund oft übermäßig weit geöffnet.

Haß und Zorn offenbaren sich durch Vortreten der Unterlippe, so daß sie die obere verdeckt.

Bei den heftigen Regungen des Neides und der unterdrückten Wut knirschen die Zähne gegeneinander, die Mundwinkel öffnen sich, die Mitte des Mundes aber bleibt geschlossen.

Die Eifersucht runzelt die Augenbrauen, hebt die Mitte des Mundes und zieht die Wangen zusammen.

§ 3.

Von den charakteristischen Zeichen der Leidenschaften.

Lachambre, Leibarzt König Ludwigs XIII., ein eifriger Forscher, namentlich auf dem Gebiete der Physiognomik, sagt in der von ihm verfaßten sehr beachtenswerten Schrift: Les Caractères des Passions: „Es ist eine ausgemachte Sache, daß der Körper aufgeregt wird und sich verändert, wenn etwas die Seele bewegt, und daß diese beinahe keine Einwirkung empfindet, ohne auch jenem die Merkmale davon aufzudrücken."

In der That läßt sich dieser Ausspruch nicht bestreiten, und es liegt daher sehr nahe, das Innere nach dem Äußeren beurteilen zu können. Es kommt nur darauf an, die Zeichen zu ergründen und kennen zu lernen, durch welche diese Beurteilung ermöglicht wird.

Von allen Teilen des Körpers wird aber keiner durch die Regungen der Seele sichtbarer verändert, als der Mund. In der That entfärbt der Schreck die Wangen; Üppigkeit, Völlerei, Liebe, Haß verändern die Lippen, die Zähne, das Zahnfleisch, und zwar in solcher Weise, daß ein Arzt aus dem bloßen Anschauen des Mundes bei einem Patienten die Art der Krankheit und den Grad derselben erkennen kann.

Der Bukkomant wird daher leicht, selbst ohne fortgesetzte Forschungen und Beobachtungen, aus dem Munde einer Person deren vorherrschende Leidenschaften erkennen können; ja, noch mehr, der erste Eindruck ist der wichtigste, und an ihn muß man sich jedesmal vorzugsweise bei der Begründung eines Urteils halten.

§ 4.

Von der Verschiedenartigkeit der Leidenschaften.

Verschiedene Gelehrte haben folgende verschiedenartige Einteilungen der Leidenschaften aufgestellt, und der Bukkomant wird gut thun, darauf zu achten, indem er den innern Menschen zu erforschen sucht. Dabei beherzige er den Spruch:

„Prüfet alles, und das Beste behaltet!"

Nach der Einteilung des Doktor Alibert ist in dem Menschen ein Urgesetz für das Gefühlsleben vorhanden; und die Grundlagen dieses Urgesetzes sind die folgenden vier Triebe mit ihren Unterabteilungen:

A. Der Erhaltungstrieb.

Dieser umfaßt: die Selbstsucht, den Geiz, den Stolz, die Eitelkeit, die Albernheit, die Bescheidenheit, den Mut, die Hoffnung, die Furchtsamkeit, die Klugheit, die Trägheit, die Langeweile, die Unmäßigkeit.

B. Der Nachahmungstrieb.

Dessen Unterabteilungen sind: die Nacheiferung, der Neid, der Ehrgeiz.

C. Der Verkehrstrieb.

Hier sind die Unterabteilungen: das Wohlwollen, die Freundschaft, die Wertschätzung, die Ehrerbietung, die Hochachtung, die Verachtung, die Spottsucht, das Mitleiden, die Bewunderung, die Begeisterung, die Undankbarkeit, die Dankbarkeit, der Groll, der Haß, die Rachgier, die Gerechtigkeit.

D. Der Fortpflanzungstrieb.

Die Unterabteilungen desselben sind: die eheliche Liebe, die mütterliche Liebe, die väterliche Liebe, die kindliche Liebe.

Es ist leicht zu erkennen, welche Lücken diese Einteilung läßt, denn viele der am häufigsten vorkommenden Leidenschaften sind darin nicht einmal annäherungsweise erwähnt.

Eine andere Einteilung, welche zwar gegen die vorstehende mancherlei Vorzüge hat, indes auch noch nicht erschöpfend ist, stellt der Doktor Descuret in seiner „Médecine des Passions" auf. Diese lautet:

E. Tierische Leidenschaften.

Die Völlerei, die Gefräßigkeit, der Zorn, die Furcht, die Faulheit, die Liederlichkeit.

F. Gesellige Leidenschaften.

Die Liebe, der Stolz, die Eitelkeit, der Ehrgeiz, der Neid, die Eifersucht, der Geiz, die Spielsucht, der Selbstmord, der Zweikampf, das Heimweh.

G. Geistige Leidenschaften oder Suchten.

Die Studiersucht, die Musiksucht, die Ordnungssucht, die Sammlungssucht, die künstlerische, die politische und religiöse Schwärmerei.

§ 5.

Von den Äußerungen und Erkennungszeichen der genannten Triebe und Leidenschaften.

1. Die Gefräßigkeit.

Warum zuerst gerade die Gefräßigkeit? Weil sie unter allen menschlichen Leidenschaften diejenige ist, deren sämtliche Kennzeichen sich durch die Organe des Mundes entwickeln.

Die Gefräßigkeit zerfällt in fünf Unterabteilungen und diese bilden: der Gernesser, das Leckermaul, der Fresser, das Schlingmaul und das Freßschwein, — welche sämtlich ihre sehr charakteristischen Unterscheidungszeichen haben; denn ganz etwas anderes ist es, die Speisen ohne Wahl gierig hinunterschlingen, oder mit Bedacht sie genießen. Auf diese Abstufungen muß daher der Beobachter Rücksicht nehmen.

Die Gernesser, welche, namentlich unter den gebildeten Ständen, die Mehrzahl derer bilden, an welchen sich die Gefräßigkeit offenbart, sind in der Regel von mittlerem Wuchse, haben eine schmale Stirn, lebhafte, glänzende Augen, kurze Nase, rote, strotzende Wangen, starke, lange und breite Zähne, volle Lippen.

Wie sich an dem Gernesser der Charakter erkennen läßt, davon erzählt Rogers das folgende Beispiel, bei dem wir uns freilich auf sein eigenes Zeugnis verlassen müssen. Rogers befand sich mit einem Gernesser, dem er überraschende Beweise seines Forschungsgeistes als Bukkomant gegeben hatte, in Gesellschaft. Die halbgewonnene Überzeugung von der Zuverlässigkeit der Wissenschaft zu bestätigen, sagte dieser zu Rogers:

„Ich werde Ihre Wissenschaft noch auf eine Probe stellen. Sehen Sie jenen Herrn dort, der sich mit der jungen Dame unterhält?"

„Allerdings, das ist ein Engländer!" entgegnete Rogers.

„Sehen Sie das an der Farbe seines Haares?"

„Nein, sondern an der Form seines Mundes. Der Engländer ist vor allem Fleischesser; die Schneide und die Augenzähne sind daher bei ihm in der Regel sehr stark entwickelt. Auf seinen Lippen ruht die volkstümliche Trägheit; er ist nur Gernesser und wird es nie zum Feinschmecker bringen."

„Ihre Worte enthalten viel Wahres", sagte der Gefährte Rogers, „ich bitte Sie, fortzufahren."

„Unser Gernesser ist Korrespondent eines der großen Journale Londons. Seine an den beiden Enden leicht geöffneten Lippen verkünden Aufmerksamkeit, Überlegung und Scharfsinn, Eigenschaften, welche einem Neuigkeitssammler nicht fehlen dürfen."

„Weiter!" sagte der Kunstkoch, nachdem er gestanden, daß Rogers die Wahrheit wieder getroffen hatte.

„Der Journalist ist auch ein leidenschaftlicher Spieler, das zeigt die gespannte Haut seiner Wangen und ebenso die vollkommene Ausfüllung seiner Augenhöhlen. Seine Zähne kann ich zwar nicht sehen, aber ich bin überzeugt, sie müssen, verbrannt durch übermäßigen Genuß geistiger Getränke, so gelb wie Wachs sein."

Auch dieses war richtig, und der Zuhörer bekam, nachdem Rogers ihm noch mehrere Charaktere der Gesellschaft sehr treffend geschildert hatte, vor der Bukkomantie einen solchen Respekt, daß er zuletzt ausrief: „Genug! Genug! die Bukkomantie hat so lange und scharfe Zähne und einen so durchdringenden Blick, daß das Laster vor ihrem streng-prüfenden Auge nicht ohne Zittern bestehen kann!"

2. Die Trunksucht.

Die Trunksucht ist eine Schwester der Gefräßigkeit, denn gleich dieser achtet sie nicht sonderlich auf die Auswahl ihrer Genüsse.

Die Trunksucht ist für den Bukkomanten leicht zu erkennen, denn sie richtet an den verschiedenen Organen des Mundes die schrecklichsten Verwüstungen an.

Wer sich diesem Laster in erhöhtem Grade hingibt, hat einen übelriechenden Atem; seine Lippen sind geschwollen, hängend und in fortwährender zitternder Bewegung. Die Haut seiner Wangen hat die Farbe verloren und eine eigentümliche gelbe Färbung angenommen; dabei ist sie welk und runzlig.

Die Wirkungen, welche die Trunksucht in dem Äußern der Trinker hervorbringt, sind verschieden, je nach den verschiedenen Flüssigkeiten, welche sie genießen.

Bei dem Franzosen, welcher außer Wein nur Kognak zu trinken pflegt, sind die Lippen durch Entzündung purpurfarben gerötet, das Zahnfleisch verliert sich mehr und mehr, aber die Zähne behalten ihre Weiße.

Bei dem Deutschen werden die Zähne durch den häufigen Genuß des Bieres in der Regel schon früh gelb; noch mehr greift der Branntwein ihren Schmelz an.

Der Trunkenbold hat im allgemeinen ein rotes, aufgedunsenes Gesicht, und sein Atem ist stark und schnell.

Der Weintrinker hat ein munteres Gesicht, gedrängt stehende, wohlerhaltene Zähne, dicke Lippen, da die Oberfläche der Lippenschleimhaut das Amt des Vorkostens hat.

Die Trunksucht hat für die, welche sich dieser Leidenschaft in hohem Grade überlassen, beinahe immer den Verlust der Zähne herbeigeführt; dies gilt namentlich von denen, welche vorzugsweise starke Getränke genießen.

3. Die Furcht.

Die Furcht ist ein peinlicher Zustand der Seele und unter allen menschlichen Neigungen vielleicht die ansteckendste; verwandt mit ihr sind drei Zustände, welche in dem Organismus eine noch größere Störung bewirken: der Schrecken, das Grausen, das Entsetzen.

Die Furcht schildert Gall als eine Folge des Mangels an Thatkraft und Mut; Spurzheim dagegen als Wirkung der Umsicht.

Der Schrecken entspringt größtenteils aus einer plötzlichen, persönlichen Gefahr; er packt, ist aber von kürzerer Dauer als die Furcht.

Das Grausen rührt von unvorhergesehenen Gegenständen her, ist gewöhnlich nicht frei von einer Beimischung des Aberglaubens und währt nur so lange, als die Ursache seines Entstehens anhält.

Das Entsetzen bringt eine Erstarrung, eine Art Versteinerung hervor, welche die moralischen, geistigen und körperlichen Fähigkeiten auf Augenblicke gänzlich zu vernichten scheint.

Die Besorgnis ist ebenfalls ein der Furcht verwandtes Gefühl; sie äußert sich durch Unruhe, durch den Gedanken vor einer nicht wirklich bestehenden oder noch nicht eingetretenen Gefahr.

Die Furcht ist eine Leidenschaft, welche schwächt; das zeigt sich unverkennbar bei ihren heftigeren Anfällen. Der Mund des Furchtsamen steht offen; seine Lippen und seine Wangen ziehen sich alle Augenblicke zusammen; seine Zähne schlagen aneinander; die Zähne stehen ungleich, undicht, werden früh gelb und nutzen sich ab.

Bei jungen Mädchen gewinnt die Furcht bei dem Eintritte der Mannbarkeit an Stärke und hat dann zuweilen Anfälle einer Epilepsie und den Verlust beinahe aller Zähne zur Folge.

Bei sehr reizbar-cholerischen Frauen äußert sich die Furcht durch vermehrten Blutzufluß, Zahnreißen und rasche Verschlechterung aller Organe des Mundes.

Die Furcht färbt das Haar vor der Zeit weiß, bewirkt das Ausfallen der Zähne und führt die Anzeichen frühen Alters herbei.

Die Furchtsamen, zu denen auch die Feiglinge gehören, haben ein großes, fleischiges Gesicht und volle Wangen; sie sind wortkarg und haben außerordentlich bewegliche Wangen; ihre Zähne stehen undicht.

4. Der Mut.

Der Mut ist doppelter Art, physisch und moralisch.

Der physische Mut ist kein natürliches Gefühl, sondern das Resultat des Kampfes gegen die Gefahr und der Gewöhnung an dieselbe Nahrung;

Temperament, Körperkräfte, besonders aber die Erziehung tragen zu der Entwickelung des Mutes bei.

Der moralische Mut besteht in der Herrschaft des Menschen über seine Leidenschaften und ist vorzugsweise das Erzeugnis einer sorgfältigen Erziehung.

Der physische Mut, auch der kriegerische genannt, läßt sich durch eine starke Entwickelung der Mundorgane erkennen. Die Geschichte aller Zeiten hat es bestätigt, daß ausgezeichnete Krieger sehr starke Kinnladen und Zähne, sowie eine weitschallende Stimme haben. Einen sprechenden Beleg für den Ausdrucks des Mutes liefert das Bild in dem Pariser Museum der Gemälde, wie der große Condé seinen Marschallsstab in die feindlichen Verschanzungen wirft. Sein Auge, sein Mund, seine weit geöffneten Nasenlöcher zeigen eine offenbare Ähnlichkeit mit dem Löwen, dem stolzesten und mutigsten der Tiere.

Der kalte Mut der Todesverachtung äußert sich durch eine edle, ruhige Haltung; dabei sprühen die weit geöffneten Augen Funken; der Mund zeigt eine unerschütterliche Seelenruhe; die Lippen schließen sich verächtlich.

5. Der Zorn.

Aristoteles sagt, der Zorn sei die Begierde, ein erlittenes Unrecht zu vergelten; Seneka schildert ihn als einen Ausfluß der Rachgier; beiden Erklärungen können wir nicht vollkommen beistimmen, da der Zorn auch ohne alle unedle Beimischungen bestehen kann. Es kommt indes hier auch nicht auf den Begriff der Leidenschaften an, sondern auf deren Erkennung aus äußeren Anzeichen; gehen wir also zu diesen über.

Jedenfalls ist der Zorn eine Leidenschaft, welche oft große Zerrüttungen in der menschlichen Begabung zur Folge hat und dadurch einen traurigen Einfluß auf das geistige, wie auf das moralische Leben des Menschen ausübt.

Der Zorn gibt sich durch Zeichen kund, welche bei den verschiedenen Personen bedeutende Unterschiede haben. Diese scheinen größtenteils von einem Vorherrschen gewisser Organe herzurühren.

Danach ist ein Hauptunterschied zwischen dem ausdehnenden oder roten Zorn und dem krampfhaften oder bleichen Zorn.

Wenn kräftige, sanguinische Menschen Zorn empfinden, erweitern sich ihre Nasenlöcher, die Lippen werden von dem Lippenmuskel hin- und hergezogen und die Zähne dadurch sichtbar; zugleich mit Schmähungen oder Drohworten entfließt dem Munde Schaum.

Bei schwächlichen oder lymphatischen Menschen entfärbt sich das Gesicht vollständig, die Augen werden starr, die Kinnladen pressen sich zusammen.

Wir können uns nicht enthalten, hier wieder eine merkwürdige Thatsache mitzuteilen, welche Rogers in seinem bereits erwähnten, interessanten Buche erzählt. Wir hielten uns genau an seine Darstellung, glaubten uns aber einige Abkürzungen gestatten zu dürfen.

Ein Lord, mit welchem Rogers bekannt war und den er halb und halb zum Anhänger der Bukkomantie gewonnen hatte, besuchte ihn eines Tages in Gesellschaft zweier Damen und eines jungen Mannes zum Mittagessen. Der Grund dieses Besuches war, daß der Lord wünschte, Rogers möchte den Mund der jüngeren Dame, sowie den des jungen Mannes nach

allen Regeln der Bukkomantie studieren, und danach die Charakterschilderung beider entwerfen und ihnen das Horoskop stellen.

Rogers kam diesem Wunsche bereitwillig nach und that dann gegen den Lord heimlich den Ausspruch: „Der Mund der Dame ist ein bewundernswertes Meisterstück; er zeigt zwar einige zweideutige Linien, aber im ganzen verkünden die Lippen, die Zähne, besonders aber der Mund selbst mehr gute Eigenschaften als Fehler."

Der Lord bat indes um ein genaueres Studium und gestand zugleich, daß es sich um eine Heirat handle. Zugleich bat er Herrn Rogers, die andern beiden Personen, einen höheren Artillerieoffizier und eine Dame von etwa vierzig Jahren, ebenfalls einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Rogers that dies um so lieber, da auch sein eigenes Interesse durch deren äußere Erscheinung erweckt war, und er fand nun folgendes Resultat:

Der wie ein Vogelschnabel gespaltene Mund der älteren Dame deutete auf einen beinahe unwiderstehlichen Hang zur Schwätzerei; da sie sich aber trotz der lebhaften und angenehmen Unterhaltung sehr schweigsam gezeigt hatte, schloß Rogers auf Lügenhaftigkeit und cholerisches Temperament; denn nur die Besorgnis, dieses zu verraten, konnte die Lippen so lange geschlossen gehalten haben. Diese Ansicht bestätigte ein spöttisches und sardonisches Lächeln, welches die Gewohnheit des Lügens auf ihrer Oberlippe zurückgelassen hatte. Die beiden Mundwinkel, welche so aufgeworfen waren, daß man die Zähne sah, bezeichneten zugleich einen auffahrenden, zornigen und ungestümen Charakter.

Die Prüfung der jüngeren Dame, die Tochter der erstgenannten, zeigte dem Beobachter ein Gesicht von der vollkommensten Regelmäßigkeit; ihre schwarzen Augen wurden von langen Augenwimpern beschattet, ihre Hautfarbe zeigte eine bewundernswürdige Reinheit. Das Ganze ihrer Physiognomie trug im Zustande der Ruhe das Gepräge schlummernder Kraft. Indes von Zeit zu Zeit, je nachdem die Unterhaltung ihr mißfiel oder zusagte, schwollen ihre Nasenlöcher an, und ihre Lippen öffneten sich beinahe krampfhaft ein wenig; dabei zeigten sich dann sogleich ihre Zähne, welche weiß wie Elfenbein waren und unter einer hochrosenroten Lippenschleimhaut in dicht gedrängten, scharfen Linien erschienen. — Rogers schloß daraus, daß sie noch zorniger, auffahrender und gallsüchtiger sei, als ihre Mutter. Er warnte daher den Lord vor der Heirat, mit der Versicherung, daß der einstige Gemahl dieser jungen Dame auf tägliche Stürme gefaßt sein müßte.

„Pah!" entgegnete der Lord lächelnd, „ich habe zweimal die Reise nach Westindien gemacht und dabei noch ganz andere Stürme erlebt."

Damit war die Sache für den Augenblick abgethan, und Rogers hatte sie bereits wieder vergessen, als ein halbes Jahr später der Lord ihn um seinen Besuch bitten ließ. Er folgte sogleich der Einladung und fand den Lord in einer prachtvollen Wohnung des Faubourg Saint-Honoré. Die Thür wurde durch den Lord selber geöffnet; dieser hatte ein blutiges Gesicht, und der Fußboden des Zimmers war mit Porzellantrümmern und zerbrochenen Gläsern bedeckt.

„Es hat einen ehelichen Kampf gegeben", sagte der Lord sogleich zu dem Eintretenden. „Ich wagte es, meiner Gemahlin zu widersprechen; das bewirkte einen Ausbruch ihres Zornes, und hier sehen Sie das Schlachtfeld. — Ach, weshalb achtete ich nicht auf den warnenden Ausspruch der Bukkomantie!"

Herr Rogers fragte, wo sich Mylady befände, und erhielt die Antwort, in ihrem Schmollwinkel, am Ende der Zimmerreihe; zugleich aber warnte ihn der Lord, der Gereizten zu nahen.

Herr Rogers ließ sich indes nicht abschrecken, und indem er die Versicherung gab, daß die Bukkomantie untrügliche Zaubermittel zur Beschwörung eines solchen Sturmes besitze, ging er nach dem Zimmer der Lady.

Er fand sie halb sitzend, halb liegend, auf ihrem Kanapee; ihr Blick war getrübt, ihre Gesichtsfarbe bleich und ihr ganzer Körper von jener regungslosen Schlaffheit ergriffen, welche gewöhnlich auf übermäßig heftige Ausbrüche des Gefühls folgt.

Die Lady wollte ihm anfangs mit Stolz begegnen, indes gewann ihre gewohnte Höflichkeit die Oberhand, und nachdem Rogers ihr gesagt, daß er auf den Wunsch des Lords zu ihr komme, entgegnete sie: „Das ist ein Rest von Gutmütigkeit, aber ich bin dennoch eine der unglücklichsten Frauen."

„Das weiß ich," entgegnete Rogers ruhig, beinahe kalt.

„Sie wissen es?" fragte sie verwundert; und sogleich setzte sie hinzu: „Ach, es ist ja wahr, Sie sind Bukkomant und folglich eine Art von Hexenmeister."

„Wenn Sie es so nennen wollen, Mylady. Jedenfalls kann ich Ihnen mit Überzeugung sagen, daß die Schönheit, auf welche Sie mit so großem Rechte stolz sind, binnen kurzer Zeit nicht nur verschwinden, sondern sogar sich in Häßlichkeit verwandeln wird, wenn Sie die Ausbrüche Ihres heftigen Temperamentes nicht zu unterdrücken vermögen."

„Ich sollte häßlich werden?" rief die Dame erschrocken.

„Allerdings, Mylady," entgegnete Herr Rogers mit großer Entschiedenheit. „Keine Leidenschaft entstellt den Mund so sehr, wie der Jähzorn; er macht die Lippen welk, die Zähne schlecht und läßt an den Mundwinkeln allmählich eine unvertilgbare Verzerrung zurück."

Schnell sprang die Dame auf, blickte in den Spiegel, und da sie hier in der That die erwähnten Anzeichen gewahrte, rief sie mit sichtlicher Aufregung aus: „Ich komme mir in der That schon jetzt beinahe häßlich vor! — Ach, mein Herr, wie danke ich Ihnen für Ihren Besuch, besonders aber für Ihre Warnung. Halten Sie sich überzeugt, daß ich dieselben beachte und meinem Jähzorne Zügel anlegen werde."

Und wirklich hielt sie Wort; denn längere Zeit darauf gab der Lord Herrn Rogers die Versicherung, daß sein ehelicher Himmel nicht wieder durch Zornausbrüche getrübt worden sei.

6. Die Ausschweifung.

Ein Blick voll unlauterer Begier, ein üppig geformter Mund, feuchte, dicke, halbgeöffnete, spöttisch verzogene Lippen, die oben aufgeworfen sind, eine kupferrote Farbe, ein unreiner Atem, angefressene oder mit Weinstein überzogene Zähne bezeichnen die Menschen, welche sich den Ausschweifungen in der Liebe überlassen.

Der matte Ausdruck des Gesichtes und dessen Schmächtigkeit, blasse Lippen und Wangen, geschwollenes Zahnfleisch sind Zeichen der Selbstbefleckung.

Kleiner Mund, starke Lippen, rote Wangen und kurze, dichtstehende Zähne finden sich bei Frauen, welche zur Wollust geneigt sind.

Die freche Kaiserin Messaline hatte ein Profil, welches mit dem Ziegenbocke und dem Schweine Ähnlichkeit zeigte; ihren Lippen, sowie ihrem Lächeln war der Stempel der zügellosesten Unzucht aufgedrückt.

Beinahe hängende Wangen, als Hülle kräftiger Kinnladen, und aufgeworfene Lippen sind das Zeichen ausgesuchter Wollust.

Dem Bukkomanten empfehlen wir zum Studium der Wollust bei Weibern die folgenden Porträts: Lais, Aspasia, Messaline, Jucunde (eine Pariser Courtisane; ein Meisterwerk Leonardo da Vinci's), Ninon de l'Enclos, Marion Delorme, Katharina II.

7. Die Trägheit.

Die Trägheit, eine angewöhnte Neigung, in Unthätigkeit zu verharren, zerfällt in die Unterabteilungen der Schläfrigkeit, der Lässigkeit und der Faulenzerei.

Die Schläfrigkeit entspringt aus dem Mangel an Kräften, die Lässigkeit aus einem Mangel an Thatkraft, die Faulheit aus einem Mangel körperlicher und geistiger Kraft.

Der Träge, im allgemeinen Sinne genommen, hat ein großes, fleischiges Gesicht und volle Wangen; er ist wortkarg, seine Zunge schwerfällig, seine Unterlippe hängend. Der Grad der Trägheit läßt sich besonders an den Zähnen erkennen. Bei dem Faulen sind sie unsauber; Weinstein und Beinfraß zeigen sich an ihnen schon mit dem zwanzigsten Jahre. Der Lässige verrät sich durch die unmäßige Länge der Schneidezähne, welche von den Lippen nicht ganz bedeckt werden. Der Schläfrige ist an dem gewöhnlich offen stehenden Munde zu erkennen, sowie an seinen unten volleren Wangen.

8. Die Liebe.

Die Liebe ist vielfach, mehr oder minder geistreich und wahr erklärt worden; wir halten uns hier indes nur an die physiologische Erklärung, welche sie als den gebieterischen Trieb bezeichnet, der ein Geschlecht zu dem andern zieht, wobei der Zweck, welchen die Vorsehung ihr anwies, die Fortpflanzung der Art ist. Man verwechsle indes die Liebe nicht mit Fleischeslust, welche, von der Sinnlichkeit angefacht, mehr nach körperlicher, als moralischer Schönheit verlangt und gar oft zu schmählicher Liederlichkeit führt.

Die Physiologie unterscheidet die physische und die platonische Liebe. Die erstere beruht auf der Fleischeslust im besseren Sinne. Die letztere gleicht mehr der Freundschaft und ist oft nicht frei von Überspanntheit.

Der Fortpflanzungstrieb ist unbestreitbar die Grundursache der Liebe.

Die Erklärung der Liebe, welche Halm in seinem „Sohn der Wildnis" gibt, ist allbekannt; kürzer bezeichnete eine geistreiche Dame die Liebe. Auf die Frage, was es eigentlich heiße, zu lieben, antwortete sie: „Für den Mann, unruhig werden; für das Weib, leben.

Das Weib ist daher zur Liebe mehr geneigt und geschaffen, wie Frau von Staël dies so treffend sagt: „Die Liebe ist die Geschichte des Frauenlebens; in der Lebensgeschichte der Männer ist sie nur eine Episode". Der

Bukkomant hat daher besonders an dem schönen Geschlechte alle Phasen der Liebe zu studieren.

Ein verliebtes Weib hat in der Regel ein mittelgroßes Gesicht, mit etwas vollen Wangen und Schläfen; es seufzt oft und vergießt zuweilen wider Willen Thränen; sieht es sich beobachtet, so errötet es und wird unruhig.

Bei dem jungen Mädchen bietet der Mund ebenso viele Kennzeichen ihrer Sittsamkeit, wie des Grades der Leidenschaft, welche sich ihres Herzens bemächtigt hat. Zwischen dem Munde der Jungfrau von gestern und der jungen Frau von heute ist ein gewaltiger Unterschied. Diesen zu erkennen, ist eine würdige Aufgabe für das Studium des Bukkomanten.

Die sentimentale Frau, zu platonischer Liebe geneigt, ist eher mager, als fett; ihre Lippen sind im Zustande der Ruhe leise geöffnet und verraten Träumerei; ihr Lächeln zeigt mehr Schwermut als Frohsinn; gewöhnlich hat sie blondes Haar.

Die Buhlerin ist in der Regel mehr hübsch als schön; ihr Mund ist fein gebildet, ihre Lippen sind dünn, ihr Lächeln ist herausfordernd; sie hat kleine aber etwas lange Zähne. Die Porträts, welche uns aufbewahrt wurden, zeigen uns Aspasia, Ninon de l'Enclos und Marion Delorme als buhlerisch, Laïs als leidenschaftlich verliebt und Phryne als ausschweifend.

Wenn Magerkeit und Bläße die Wangen junger Mädchen verwüsten, ihre Augen sich tief unter die Augenlider einsenken und einen starren oder verstörten Blick haben; wenn ihre Lippen sich alle Augenblicke zusammenziehen; ihre Zähne im Schlafe aufeinanderschlagen, ihre Stimme kurz abbricht, so sind dies Zeichen einer Neigung zu ungezügelter Liebe, welche das Herz verlockt und den Verstand trübt.

Bei glücklicher Liebe fühlt sich unser ganzes Wesen von einer sanften, wohlthuenden Wärme durchdrungen; der Blick ist lebhaft, sanft oder schmachtend; das Lächeln des Glückes leuchtet auf den leicht geschwollenen Lippen.

Die unglückliche, sowie die eifersüchtige Liebe äußern einen zerstörenden Einfluß auf die Organisation des Körpers und besonders auf den Mund; die Wangen entfärben sich, die Lippen verschrumpfen, ziehen sich jeden Augenblick verzerrend zusammen. Während des stets sehr unruhigen Schlafes stoßen die Zähne häufig aufeinander; bei eifersüchtigen Männern, noch mehr aber bei eifersüchtigen Frauen werden die Zähne schon früh schadhaft.

——Die religiöse Liebe, welche gewöhnlich mit dem Namen der Frömmigkeit bezeichnet wird, hat ebenfalls ihre eigentümlichen Zeichen, besonders wenn sie sich zu einem höheren Grade der Schwärmerei steigert. Die ganze Physiognomie trägt dann das Gepräge eines innern Fiebers; die Augen richten sich oft zum Himmel; die Lippen sind an den Winkeln geschlossen, gegen die Mitte geöffnet und verkünden tiefes Nachdenken, und ebenso die aufeinander gepreßten Kinnladen eine außerordentliche Anstrengung aller geistigen Fähigkeiten. Diese Liebe entsteht oft bei edleren Gemütern aus der gewaltsamen Unterdrückung einer irdischen Neigung.——

9. Die Mißgunst oder der Neid und die Eifersucht.

Man ist eifersüchtig um den eigenen Besitz, neidisch um den Besitz anderer. Die vorherrschenden Ursachen dieser beiden nahe verwandten Leiden-

schaften sind eine gallige, lymphatische oder nervöse Leibesbeschaffenheit; man findet sie häufiger bei Frauen als bei Männern; Kindheit und höheres Alter sind mehr dazu geneigt, als die Jahre der Kraft.

Der Gang des Neidischen ist langsam, seine Blicke haben eine schiefe Richtung, seine Zähne sind schwarz. Sein Mund lächelt nur, wenn er einen andern leiden sieht.

Bei Neidischen sind die Körperteile der linken Seite größer als die der rechten; sie haben ein flaches Gesicht und lange, schmale Ohren; die Wangen sind entweder übermäßig dick oder sehr hager; die Gesichtsfarbe ist bleifarben und der Mund hohl; die Zähne sind lang, scharf, auseinanderstehend und stark.

Von Natur — nicht bloß durch augenblickliche Aufregung oder Veranlassung — mit einem eifersüchtigen Charakter begabte Frauen haben im Zustande der Ruhe einen leicht zusammengezogenen Mund; auf ihren beweglichen, zusammengeschrumpften Lippen zeigen sich abwechselnd Haß, Verachtung, Spott und der tiefste Schmerz. Auf ihren Wangen wechselt die Blässe plötzlich mit der dunkelsten Röte; der dicht geschlossene Mund verrät innere Stürme und einen unaufhörlichen Argwohn, welcher fortwährende Nahrung oder Anregung in Begierden, Besorgnissen oder Liebesklagen findet und sich entweder gegen den Gegenstand ihrer Liebe, oder gegen den des Hasses äußert, der ihr den geliebten Gegenstand entrissen hat, oder zu entreißen scheint.

10. Der Stolz und die Eitelkeit.

Der Stolz ist ein übertriebenes Gefühl des eigenen Wertes und die Neigung zur Herrschsucht. Seine Unterabteilungen sind Anmaßung, Selbstgenügsamkeit, Hochmut, Dünkel, Geringschätzung und Übermut.

Verwandt mit dem Stolze ist die Eitelkeit mit ihren Abstufungen oder Nüancierungen: Ruhmredigkeit, Prunksucht, Buhlerei und Aufschneiderei.

Die Selbstgenügsamkeit erkennt man an der Haltung des Kopfes, dem Aufblasen der Wangen, einer Miene der Glückseligkeit und besonders an einem Lächeln, welches die innere Zufriedenheit ausdrückt, welche aus dem unbedingten Vertrauen auf die eigene persönliche Verdienstlichkeit, oder vielmehr aus dem blinden Glauben an dieselbe entspringt. Die Schritte des Selbstgenügsamen sind abgemessen; seine Unterlippe springt gewöhnlich hervor.

Der Hochmut offenbart sich zwar nach dem Charakter und dem Temperamente der Menschen verschieden, hat aber auch seine allgemeinen zuverlässigen Erkennungszeichen. Der Mund eines Hochmütigen ist gewöhnlich regelmäßig; die Öffnung der Lippen zieht sich in Wellenlinien bis zur Mitte und läßt die Augenzähne sehen; die Kinnladen sind stark und die Zähne wohlerhalten, besonders wenn der Hochmütige sanguinischen Temperamentes ist.

Die Geringschätzung verrät sich durch ein sehr starkes Vortreten der Oberlippe, welche sich an einem der Mundwinkel in die Höhe zieht, wenn der Geringschätzende eine Person betrachtet, welche ihm seiner Meinung nach an Talent oder Geschicklichkeit untergeordnet ist.

Der Übermütige geht mit hochgehobenem Kopfe; sein Mund ist kaum geöffnet, mit spitzen Zähnen besetzt und verkündet deutlich, daß seine Keckheit mehr auf Windbeutelei, als auf Mut beruht. Lippen und Wangen sind fleischig.

Der Großsprecher und der Übermütige sind Zwillingsbrüder, der erstere aber verfällt durch Übertreibung der Lächerlichkeit.

11. Der Ehrgeiz.

Als Ehrgeizige bezeichnet man in der Regel die Menschen, welche von der Begierde beherrscht werden, sich über andere zu erheben, wäre es auch mit Zertrümmerung von deren Glück.

Das Temperament des Ehrgeizigen ist gewöhnlich gallig-sanguinisch, oft aber besonders gallsüchtig. Der Ehrgeizige zeigt im allgemeinen dieselbe Einrichtung der Zähne, wie der Stolze, aber sein Dünkel strebt höheren Kreisen zu.

Der Blick des Ehrgeizigen ist stark und gebieterisch; seine Lippen sind gewöhnlich in beiden Winkeln zusammengezogen. Die Schneidezähne sind kurz, aber scharf, die Augenzähne stark und lang. Die Unterlippe des Ehrgeizigen ist stets vorragend, und dies Merkmal untrüglich. Seine Stimme ist scharf, außerordentlich klangvoll. Im Zustande der Ruhe verrät der Mund tiefes Nachdenken, sowie ein beständiges Haschen nach schnellen Vergleichungen.

12. Der Geiz*).

Verwandt, indes nicht zu verwechseln, ist der Geiz mit dem Eigennutz, der Habgier und der Sparsamkeit, welche letztere in ihrer Übertreibung ihm zwar nahe kommt, ihn aber dennoch bei weitem nicht erreicht.

Der Geiz ist in der Regel nur bei älteren Leuten herrschende Leidenschaft, indes findet man ihn, wenn auch minder ausgebildet, schon bei jüngeren Personen. Man hat Beispiele erlebt, daß diese Leidenschaft sich infolge einer Krankheit plötzlich entwickelte. Der bereits genannte Doktor Alibert erwähnt eines merkwürdigen Beispieles von einer Dame, welche an Melancholie litt und unter dem krankhaften Einflusse derselben sechs Monate im Jahre Verschwenderin war, die übrige Zeit aber, bei gewöhnlichem Gesundheitszustande, Knickerin.

Auch Herr Williams erwähnt eines ähnlichen Falles. Eine Dame, auf einer Seereise vom Skorbut befallen, war danach kränklich geworden und namentlich, trotz ihres großen Reichtums, schmutzig geizig. Rogers heilte ihre Zähne von den Nachwehen des Skorbuts, und mit ihrer gänzlichen Wiederherstellung war auch ihre Neigung zum Geiz verschwunden und ihre frühere Freigebigkeit zurückgekehrt.

Schwermütige Temperamente, sowie ungesunde Personen sind besonders zum Geiz geneigt; mit galligem oder sanguinischem Temperament ist diese Leidenschaft nur selten vereinigt.

Blässe des Gesichtes, Vertrocknen der Züge desselben, Abmagerung des Körpers überhaupt sind Zeichen des Geizes.

Wenn der Geizhals irgend etwas erhält, besonders wenn es ein Geschenk ist, strahlt sein Gesicht vor Freude, seine Hand streckt sich mit einer

---

*) Zahlreiche, höchst merkwürdige und interessante Beispiele dieser Leidenschaft, wohlgeeignet, bei den Erkennungszeichen derselben zu Rate gezogen zu werden, findet man in „Paul Werner, Lebensbeschreibungen berüchtigter Geizhälse. Weimar, bei B. F. Voigt."

Hast, die er nicht zu unterdrücken vermag, zum Empfange aus; er scheint sich in einer gewissen Verzückung zu befinden, und sein halbgeöffneter Mund verrät eine beinahe übermenschliche Glückseligkeit.

Ist der Geizige genötigt, Geld auszugeben, so verrät er sich noch deutlicher; sein Mund schließt sich dabei fest, seine Lippen scheinen einzuschrumpfen, alle Gesichtsmuskeln ziehen sich zusammen, und mit ängstlichen Blicken folgt er den Geldstücken, welche er aufzählt, bis zu dem Augenblicke, wo sie in der Tasche des Empfängers verschwinden.

Der Geizhals hat magere Lippen, dünn wie ein Messer. Die Oberlippe krümmt sich einwärts, wie der Schnabel eines Raubvogels; seine Zähne sind undicht und länglich; sein Mund drückt Furcht und Mißtrauen aus, und dies sogar im Zustande der Ruhe; sein Lächeln hat etwas Teuflisches. (Man sehe hierzu das Porträt von Judas, Taf. IV.)

13. Spielsucht.

Mit scheinbarer Gleichmütigkeit, aber beständig von Täuschungen erfüllt, erträgt der wahre Spieler, ungeachtet der Empfindungen, welche ihn durchwühlen, die verschiedenen Glückwechsel zum Bösen oder Guten gewöhnlich ohne alle Veränderung in der Haltung oder in den Gesichtszügen. Dennoch ist seine Leidenschaft aus zahlreichen Anzeichen nur zu deutlich zu erkennen.

Der leidenschaftliche Spieler steht an dem Spieltische so fest, als wäre er mit demselben verwachsen; seine Gesichtsfarbe ist blaß, sein Blick starr und ungeduldig; sein Mund ist für gewöhnlich stumm, und nur in längeren Pausen läßt er undeutlich gegliederte Worte hören. Bei allen Spielern läßt sich eine krampfhafte Starrheit und Unbeweglichkeit der Züge bemerken, die Folge der gespanntesten Ungeduld, welche ihr Inneres verzehrt.

Die Spielsucht offenbart sich übrigens auf sehr verschiedenartige Weise. Der verwegene Spieler wird durch den Verlust noch mehr angespornt; der zaghafte Spieler zittert, selbst wenn er gewinnt; abergläubische Spieler glauben an Träume und tausend übernatürliche Einflüsse; wissenschaftliche Spieler machen das Spiel zu einer Grübelei; angenehme Spieler verlieren mit Anstand und Liebenswürdigkeit, selbst wenn sie sich dabei zu Grunde richten; prahlende Spieler bringen ihrem Stolze die Habgier zum Opfer; wohlthätige Spieler betrachten die Befriedigung ihrer Leidenschaft als ein Mittel, gegen ärmere Mitspieler ihre Freigebigkeit zu bethätigen.

Die Spieler von Profession, sowie die besonders leidenschaftlichen Spieler haben häufig dickes, glattes und schwarzes Haar und einen starken Bart; an den Schläfen sträubt sich das Haar; die Augenhöhlen sind strotzend; der Blick ist hell und glänzend. Der Mund des Spielers befindet sich selten in einem Zustande der vollkommenen Ruhe; er zieht sich zusammen, verzerrt sich, wie unter dem Einflusse jener nervösen Krankheit, welche man den Mund- oder Gesichtskrampf nennt; seine Oberlippe verzapft sich gleichsam in die untere, und diese nimmt zuweilen eine ungemeine Entwickelung an; die Wangenhaut ist gespannt und unbeweglich, außer wenn die Freude über einen Gewinn oder der Schmerz über einen größern Verlust sie in heftige Zuckungen versetzt. Diese Zeichen sämtlich findet man bei dem eingefleischten Spieler, welcher spielt, um zu spielen; denn bei ihm ist die Leidenschaft des

Judas.

Spieles in einen Zustand der Monomanie übergegangen, d. h. in eine an Wahnsinn grenzende Sucht, welche alle andern Leidenschaften verschlungen hat.

§ 6.

Bukkomantische Kennzeichen der Temperamente.

Den Temperamenten entsprechend, welche in einem früheren Abschnitte genannt und beschrieben wurden, legt auch die Bukkomantie ihren Beobachtungen vier Haupttemperamente zum Grunde; nämlich: das sanguinische Temperament, das cholerische Temperament, das melancholische Temperament, das phlegmatische Temperament.

Bei der Beurteilung dieser Temperamente, wie bei den darauf gebauten Schlüssen ist nun vorzugsweise zweierlei zu unterscheiden, und zwar: die augenblickliche Spannung und die Erregbarkeit, die Physiognomie und die Aufregung des Temperaments. Will man ein richtiges Urteil fällen, so muß man einen Mund vor allem im Zustande der Ruhe beobachten.

Das sanguinische Temperament verrät sich beinahe immer durch stark gefärbte Wangen, purpurrote Lippen und ein kräftiges, wohlgeordnetes und vollkommen erhaltenes Gebiß. Das Ganze des Mundes bietet alle Kennzeichen eines ausgelassenen Frohsinns.

Das cholerische Temperament hat entgegengesetzte Anzeichen; die Wangen sind bei demselben gewöhnlich hager, die Lippen zart und dünn, die Zähne kurz und durch häufiges Knirschen abgenutzt.

Gelbliche Zähne, überzogen mit einer Schicht erdigen Weinsteins, dicke, blaurote Lippen, gesflecktes Zahnfleisch, sind die Zeichen eines melancholischen Temperamentes.

Das phlegmatische Temperament endlich erkennt man leicht an der Stelle des Überganges von der Nase zur Lippe. Die Gesichtsumrisse des Phlegmatikers sind in der Regel stumpf, hängend und wenig gespannt; das Vorragen der untern Lippe ist stets ein charakteristisches Zeichen des phlegmatischen Temperamentes; denn diese Entstellung rührt nicht von dem Mangel der Körperfeuchtigkeit her, sondern vielmehr von dem Überflusse an derselben. Zeigt sich die vortretende Unterlippe zugleich eckig, so ist sie ein zuverlässiges Kennzeichen der Gärung dieser Feuchtigkeit. Ist die Lippe dagegen weich, ohne Lebenskraft, schlaff, hängend, so deutet sie auf den höchsten Grad des Phlegmas.

Des Sanguinikers leichter Sinn schwebt auf seinen Lippen; die Nase ist bei ihm gewöhnlich weit von dem Munde entfernt.

Das phlegmatische Temperament, aus dem cholerischen und aus dem melancholischen entspringend, offenbart sich vorzüglich durch eine kleine Einsenkung an der Stelle, wo die untere Kinnlade sich dem Ohr nähert. Oft neigt auch bei Melancholikern die Nase sich dem Munde zu; gleiche Bedeutung hat eine vortretende Unterlippe bei einem kleinen, weder zu fleischigen noch zu schlaffen Kinne. Die eigentlichen Melancholiker halten den Mund gewöhnlich geschlossen. Die melancholisch-sanguinischen Menschen sind ungemein reizbar, haben ein feines, sittliches Gefühl und in der Mitte stets halb geöffnete Lippen. Melancholisch-cholerische Menschen haben selten weiße und wohlgeordnete Zähne; diese sind vielmehr von Weinstein überzogen, sei

es aus Mangel an Reinlichkeit, sei es, daß sie durch die Gallsucht rasch ihres Glanzes beraubt werden.

Bei phlegmatischen Frauenzimmern bezeichnet der Mund im unbewegten Zustande Ruhe und Bedachtsamkeit; die Lippen sind bei ihnen dick, aber wohlgeformt; ihre Physiognomie trägt gewöhnlich den Ausdruck sanfter Schwermut.

Zorn und Schwermut offenbaren sich durch immerwährendes Zucken der Lippen; der Mund nimmt den Ausdruck der Geringschätzung und der Drohung an; die Kinnladen pressen sich aufeinander; das ganze Gesicht zeigt starre, unbeugsame Härte; das durchdringende und lauernde Auge entdeckt den geringsten moralischen oder körperlichen Fehler; Augenbrauen und Nase, besonders aber der Mund, rufen beständig: Hütet euch vor mir!

Cholerisch-melancholische Frauenzimmer haben ein starres und dickes Kopfhaar.

Wenn man über jemand ärgerlich oder zornig wird, pressen sich die Lippen gegen die Zähne, als wollte man ihre Dicke vermindern; daraus darf man schließen, daß die für gewöhnlich so zusammengekniffenen Lippen auf Neigung zum Zorn, zur Eifersucht und zur Mißgunst deuten.

Übelriechender Atem, welcher nicht von verdorbenen Zähnen herrührt, läßt auf einen eitlen, betrügerischen, lügenhaften, wollüstigen, verführungssüchtigen und mißgünstigen Menschen schließen.

Der Grundcharakter des Menschen ändert sich zwar im allgemeinen nicht leicht, wohl aber sind äußere Einflüsse geeignet, ihn wenigstens vorübergehend, für kürzere oder längere Zeit zu ändern, gewissermaßen sich selbst ungetreu zu machen. Zu diesen äußern Einflüssen gehören namentlich Krankheiten und unter diesen vorzugsweise Krankheiten der Zähne, welche heftige Schmerzen verursachen.

Vierter Abſchnitt.

Phyſiognomie der Tugenden, der Laſter und der Leidenſchaften,

nach

den Erkennungszeichen der Phyſiognomik, der Phrenologie und der Pukkomantie.

Nach den Kennzeichen, welche in den vorstehenden drei Abschnitten angegeben worden sind, um mit Hilfe der Physiognomik, der Phrenologie und der Bukkomantie Einblicke in den innern Menschen zu thun, wird es dem aufmerksamen Beobachter leicht sein, die Charaktere der einzelnen Menschen, mit denen das Leben ihn in Berührung bringt, aus dem Äußern derselben mit ziemlicher Sicherheit zu würdigen; indes halten wir es zur weitern Vervollständigung für zweckmäßig, in dem Nachfolgenden noch eine allgemeine Charakteristik der verschiedenen Tugenden, Laster und Leidenschaften zu geben, indem wir dabei die Regeln der drei so innig verwandten Systeme der Physiognomik, der Phrenologie und der Bukkomantie verschmelzen.

1. Heldenmut. Der Kopf des Helden ist von etwas mehr als gewöhnlicher Größe; als eine ausgezeichnete Eigenschaft aber, welche allen berühmten Helden gemeinschaftlich ist, müssen große, helle Augen bezeichnet werden, deren Blick durchdringend ist, dabei aber dennoch bescheiden, auch Geisteskraft, sowie Gemütsruhe verrät und sich häufig mit scharfer Beobachtung seitwärts wendet. Die bezaubernde Gewalt dieses Feuerblickes wird vielen ausgezeichneten Kriegshelden nachgerühmt, und ganz besonders sind der große Friedrich und Napoleon I. sprechende Beweise für diesen Satz.

Bei dem Heldenmute findet man zarte, anmutig gefärbte Lippen und einen etwas großen Mund, der wenig lacht, mit Ernst redet und sich nie öffnet, um irgend jemand zu beleidigen. Diese Lippen sind der Sitz des guten Rates, der Bescheidenheit und Milde, verraten aber zugleich auch einen unbezähmbaren Mut. Der Mund öffnet sich bei dem geringsten Zeichen von Gefahr ein wenig, um dem Atem mehr Freiheit zu verschaffen, und dabei zeigen sich starke, vorzüglich gutgeordnete Zähne.

Die Augenbrauen des Heldenmütigen pflegen bogenförmig zu sein und sich häufig in die Höhe zu ziehen, wodurch leicht ein Stirnrunzeln von sehr drohendem Charakter entsteht (Wallenstein). Die Haare sind blond oder schwarz, weder störrig noch gekräuselt, und bilden vorn auf der Stirne eine nach unten gewendete Spitze. Das Kinn ist spitz, der Hals muskulös; Rücken und Brust sind breit und kräftig, die Hände groß und sehnig; indes gilt hier mehr als anderwärts der Satz: Keine Regel ohne Ausnahme.

2. Die Kühnheit. Das Gesicht des Kühnen trägt den Ausdruck der Strenge; die Stirn ist umwölkt wie von Sorgen; die Augenbrauen sind lang; die Nase neigt sich gegen den Mund; dieser ist beinahe immer sehr

31934066A

groß und besetzt mit langen, spitzen, einzelnstehenden Zähnen; die Augen sind lebhaft, stolz, beweglich und glänzend; die Arme sind sehr lang, Brust und Schultern breit.

Die langen Augenbrauen findet man nicht nur bei kühnen Männern, sondern auch bei Weibern, welche mit Kühnheit begabt sind.

3. Die Verwegenheit. Ein unverhältnismäßig großer Mund, für gewöhnlich getrennte Lippen, scharfe, oft übereinander stehende Zähne bezeichnen sowohl den Mann als das Weib von Verwegenheit und Tollkühnheit. Die Lippen sind im Zustande der Ruhe halbgeöffnet und so vorzugsweise ein Zeichen der Verwegenheit, zugleich aber auch der Unbedachtsamkeit.

4. Der Stolz. Das stolze Weib hat übermäßig gebogene Augenbrauen, und diese ziehen sich fortwährend in die Höhe; der Gang ist langsam; die Augen sind trocken und umschleiert. Besonders aber verrät sich bei dem weiblichen Geschlechte der Stolz durch den Mund; die Lippen sind ungleich, die obere ragt weniger vor als die untere, zieht sich jeden Augenblick zusammen und bringt die geringschätzende Bewegung des Nasenrümpfens hervor.

Der stolze Mann hat einen dicken und breiten Mund; die übrigen Zeichen sind denen des Weibes gleich.

Die großen und glänzenden Augen sind sehr beweglich.

Stolze Menschen tragen den Hals sehr gerade; ihre Finger sind lang und mager. Alle ihre Bewegungen scheinen fortwährend Bewunderung zu fordern.

5. Die Rechtschaffenheit. Der rechtschaffene, von Natur edle Mann hat gewöhnlich eine große ebenmäßige Nase; diese ist etwas lang, biegt sich kaum merklich dem Munde zu und teilt das Gesicht in zwei ganz gleiche Hälften. Sein Gesicht ist schön; seine großen Augen liegen etwas tief; sie sind feucht und tragen den Ausdruck der Milde oder auch den der Traurigkeit und bewegen dann die Augenbrauen. Seine Augäpfel sind von Mittelgröße und beweglich; sein Blick ist fest und bestimmt, seine Stirn streng, seine Brust breit.

Die Lippen sind von untadelhafter Form und leicht gerötet; die Zähne sind mittelgroß, weder zu stark noch zu schwach und stehen weder zu weit auseinander noch zu dicht beisammen.

Das Lächeln ist sanft und anmutig, und der Mund, welcher von der Natur dazu bestimmt ist, ein Tempel der Tugenden zu sein, zeigt dem Blicke des Beobachters alle Merkmale der Gemütsruhe, alle Schätze der Freundschaft und Treue, welche das edle Herz birgt.

6. Die Sittsamkeit. Bewundernswert ist der Mund des sittsamen Weibes. Der jungfräuliche Mund des jungen Mädchens ist frisch, von herrlicher Farbe und halb erschlossen, wie eine Rose.

Aber selbst noch im reiferen Alter bewahrt der Mund eines sittsamen, keuschen Weibes seine göttliche Frische; leicht erkennt man, daß ihre Seele nicht durch der Leidenschaften Glut befleckt wird, daß diese ihr Herz nicht ausgetrocknet hat; die Zähne, welche von untadelhaftem Weiß sind, haben sich bis in das hohe Alter gleich einer Doppelreihe glänzender Perlen so gut erhalten, daß sie in dieser Beziehung noch als Großmütter mit ihren Enkelinnen wetteifern können. Hier bestätigt sich der Satz, daß schöne Zähne

nicht nur für körperliche, sondern auch für moralische und geistige Gesundheit ein Zeichen sind.

Anmutiges Lächeln umspielt die Lippen eines wahrhaft keuschen Mädchens, und das Zahnfleisch hat eine schöne purpurrote Farbe.

7. Die Mordlust. Bei jedem Menschen, welcher mit dem unseligen Hange zum Menschenmorde geboren ist, stehen die Augen, welche klein und trocken sind, mit der Stirne gleich; Thränen sind ihm fremd; sein Mund hat eine unregelmäßige Form; die Lippen bilden eine Höhlung; die Zähne sind scharf und einwärts gerichtet, die Kinnladen gegen das Ohr breit und endigen an der Mundöffnung in einem spitzen Winkel; das Weiße im Auge ist trübe und bleich; die Augensterne sind beständig in zitternder Bewegung und scheinen nach aufwärts zu rollen.

8. Die Ehrlichkeit. Der Blick des ehrlichen Mannes ist fest und ernst; seine mittelgroßen Augen spielen in das Blaue oder Schwarze; das Weiße derselben ist ruhig und glänzend; seine glatte Stirn neigt sich etwas über die Augen vor.

Die Lippen des ehrlichen Mannes treten etwas vor und haben ein sanftes Fleischrot; seine Zähne sind stark und regelmäßig geordnet. Sein Mund, ruhig und ohne Zuckungen oder Zusammenziehungen, deutet auf Seelenfrieden und Herzensruhe.

9. Die Dieberei und die Unehrlichkeit. Die Chirologie erkennt den Hang zur Dieberei an schmalen Händen und dünnen, hakenartig gekrümmten Fingern.

Die Physiognomik sagt: der Dieb oder der Unehrliche hat einen kleinen Kopf mit unregelmäßigem Gesicht; eine von Falten und Runzeln durchfurchte Stirne; tiefliegende, kleine, trockne Augen von unbestimmter Farbe; die Augäpfel sind unstät; der Blick ist unstät und ohne Sicherheit; der Rücken ist flach, die Schultern sind hoch, die Finger dürr.

Alle diese Kennzeichen vermehrt die Bukkomantie, indem sie sagt: der Dieb hat sehr scharfe Schneidezähne, welche noch überdies gekrümmt sind, so daß sie an die Schnabelspitze eines Raubvogels erinnern. Seine Lippen sind dünn, stehen aber gleichwohl vor, wie die Schnauze der Raubfische. Bei den Negern sind die vorstehenden Lippen zwar dick, aber deshalb nicht minder ein Zeichen für den Hang zur Dieberei.

10. Die Unklugheit. Der Unkluge hat eine hohe, erhabene Stirn; seine Haut ist trocken und ihre Farbe verrät die Wärme des Blutes; die Augen sind klein, vortretend, entzündet, unruhig und etwas rot; der Blick ist unstät; die Augenbrauen sind in die Höhe gezogen, die Finger kurz und dick; der Hals ist nach links geneigt; Brust und Schultern sind mittelmäßig; der Gang ist eilig, fast übereilt.

Die Kinnladen des Unklugen und Unbesonnenen sind sehr stark; seine Zähne sind groß und stehen nicht dicht beisammen. Die Lippen scheinen beinahe aufeinander geklebt zu sein und zeugen von wagehalsiger Entschlossenheit. Oft tragen Unkluge die Nase hoch in die Luft gereckt; dabei zieht sich dann auch die Unterlippe in die Höhe und die ganze Physiognomie gewinnt dadurch den Charakter der Unvorsichtigkeit.

Bei den Unsinnigen, welche mit in diesen Hauptbegriff fallen, ist das Ende der Nase dick, das Gesicht ist fleischig und lang, besonders aber sind dies die Wangen; die Unterlippe ist herabhängend.

11. Die Roheit und die Grobheit. Die Nase ist bei rohen und groben Menschen schlechtgeformt; der Mund klafft; die Lippen sind dick und rund; die Unterlippe ist vorspringend.

Bei geistlosen Menschen findet man eben diese charakteristischen Merkmale des Mundes.

12. Die Furchtsamkeit. Furchtsame Menschen haben gewöhnlich einen runden Kopf ohne Vorsprünge, starke und krause Haare, eine große Stirn, ein fleischiges Gesicht und eine oft wechselnde Gesichtsfarbe; die Augen zeugen von Unentschlossenheit und sind ohne bestimmte Farbe; der Mund ist dünn, und die Lippen sind dünn und zusammengezogen; der Körper ist mager, die Beine aber sind dick und die Schenkel weich; die Hände sind lang und fleischig; der Atem ist schwach, die Stimme spitz.

13. Die Wollust und die Üppigkeit. Für die Erkennung des frechen Wollüstlings gibt es mehrere untrügliche Zeichen; seine Lippen sind zusammengekniffen und in steter Bewegung; die innere Glut trocknet sie aus und verrät sich, besonders bei Frauenzimmern, dadurch, daß sie oft unwillkürlich mit der Zunge darüber hinfahren, um sie anzufeuchten; dabei sind sie stark verlängert und wie bei einer aufknospenden Blume geöffnet; die Wangen zieht er häufig ein, und es entsteht dadurch ein Zucken und Zittern der Muskeln. (S. Taf. VIII.)

Die Haare sind spärlich, die Ohren klein; die Nase hat eine weite Öffnung, ist an der Wurzel gerundet und an der Spitze etwas aufgestülpt; die Augen sind groß, glänzend oder trocken, üppig und nach oben gerichtet; der untere Kranz des Augapfels ist grünlich und die Pupille schwarz; zuweilen ist auch dieser Kranz hellblau; Brust und Bauch sind haarig; die Brust ist breit, aber mager; Hände, Schenkel und Beine sind dünn und haarig; der untere Teil des Beines ist stark.

Die Zähne sind klein und ein stechendes, spöttisches Lächeln bezeichnet ebenfalls sogenannte freche Wollüstlinge.

14. Die Stärke und die Kraft. Der Starke, d. h. der, welchem von der Natur eine ungewöhnliche Muskelkraft verliehen wurde, hat einen großen Kopf, der sich gegen das Genick zu verlängert; der Hals ist kräftig und meistenteils kurz; die Haare sind gewöhnlich dunkel, oft schwarz; der Blick ist männlich; die Augen sind funkelnd; die Augenwimper gerade, die Augenbrauen stark und gewölbt; die Nase ist gleichmäßig, der Mund jedoch groß, und die Lippen senken sich in den Winkeln ein wenig; dabei sind sie fein und schließen ebenmäßig aufeinander. Die Stimme ist wohlklingend, das Atmen kräftig; die Arme sind lang und muskulös, Schultern und Seiten stark, die Hüften breit. Die Schamteile sind besonders ausgebildet, Rücken und Brust breit und haarig; die Beine sind wohlgeformt und ebenfalls mit Haaren bekleidet; Füße und Hacken sind kraftvoll.

Der Mund ist groß; die Zähne sind groß, guterhalten und dichtgereiht.

15. Der Kleinmut. Der kleinmütige Mensch hat ein kleines Gesicht, große Augen, bewegliche Augenbrauen, zarte Glieder, schwache Gelenke, einen dürren Körper, eine runde Stirn, kräftige Stimme, schmale Brust

Laster.

und dünne Seiten; er geht schnell; wird er überrascht, so verrät er Furcht, und sein Gesicht verlängert sich.

Die Zähne des Kleinmütigen sind nicht dicht aneinander gereiht und scharf, wie die einer Katze; die untere Kinnlade bildet einen Vorsprung; die dünnen, feinen Lippen scheinen aufeinander geklebt zu sein, und die Muskelspannung der Wangen verrät die Besorgnis vor einer eingebildeten Gefahr.

16. Die Hochherzigkeit. Der Kopf ist von mittlerer Größe und an den Schläfen etwas schmal; die rötlichblonden Haare fallen auf die lange und viereckige Stirn; die Augen sind gelblich oder schwarz und haben einen feurigen Rand; der Blick ist angenehm; die Nase ist an der Stirnwurzel gedrückt, vorn an der Spitze rund und flach; der Mund ist groß; die Lippen fallen übereinander und sind in den Winkeln etwas angeschwollen; die Stimme ist rauh und hohl, die Rede entschieden, der Gang langsam, der Hals ebenmäßig; die Seiten sind breit, die Schultern leicht gesenkt und bewegen sich beim Gehen.

17. Der Zorn. Die runde Stirn ist in der Mitte zusammengedrückt und niedrig; die Haare sind rötlich; der Bart ist stark, das Gesicht rund, die Augenbrauen sind stark und gewunden, die Adern an den Schläfen aufgeschwollen; die Nase ist spitz; die Zähne sind gerade und ebenfalls spitz; die Stimme ist stark belegt und zuweilen scharf; der Körper ist wohlgeformt; die Schulterblätter sind breit und auseinander stehend; die Außenglieder sind kräftig; der Gang ist ungleich und hastig.

Der Jähzorn verrät sich gewöhnlich durch einen wilden Blick. Der Mund des Jähzornigen steht geöffnet, schäumt bei einem heftigeren Ausbruche und hat eine feuerrote Färbung.

Die Augen des Zornigen sind feurig, seine Zähne knirschen oft.

18. Die Klugheit. Das Gesicht des Klugen ist von mittleren Verhältnissen und die Stirn viereckig; die Augen sind groß, glänzend und das Weiße derselben etwas rot gefärbt; die Augäpfel sind schwarz und klein, und der Blick hat etwas Hartes; die Oberlippe springt vor; die Haare sind von unbestimmter Farbe; der Hals neigt sich etwas nach rechts; Brust und Schultern sind breit, Hände und Finger lang. Der Kluge bewegt sich sehr wenig, wenn er spricht, und seine Stimme, welche die Mitte zwischen Tiefe und Schärfe hält, ist angenehm.

19. Die Gerechtigkeit. Der Gerechte hat eine große Stirn, große, aus dem Kopfe tretende, glänzende und feuchte Augen; der äußere Rand der Augäpfel ist glattgerundet, der innere klein und schwarz; der Blick hat eine gemäßigte Lebhaftigkeit; die Haare sind kastanienbraun; die Stimme ist kräftig, ohne große Anmut, und hält die Mitte zwischen der männlichen und der weiblichen Stimme. Der Körper zeigt gleiche Verhältnisse.

20. Die Ungerechtigkeit. Die Stirn eines ungerechten Menschen ist platt und streng; seine Augen sind lachend; Augenbrauen, Wangen und Lippen zucken beständig; die Augen können aber auch tückisch und drohend sein, oder groß, starr und nach unten blickend; die Augäpfel haben einen grünen Kranz und eine schwarze Pupille; die Stimme ist schneidend oder grell und nicht sehr hoch; der Körper nimmt sich besser im ganzen als in den Einzelheiten aus.

21. Die Bosheit. Das Gesicht des Boshaften ist verzerrt und fahl; seine Ohren sind schmal; sein Mund ist groß; die Lippen sind dünn,

die Zähne spitz und etwas vorspringend; die Stimme ist lebhaft und barsch, scharf oder näselnd; die Augen werfen schiefe Blicke, und die Pupille scheint einzeln zu stehen, das Weiße der Augen ist trocken, glänzend und in den Ecken rot; dem Körper mangelt es an Fülle; der Hals ist gebeugt, der Rücken leise gebogen; die Finger sind lang und mager, die Beine spindeldürre, die Füße schlecht gebaut und auf ihrer Fläche gerundet.

22. Der Geist und der Verstand. Ein geistreicher Mensch hat eine hohe Stirn; seine Haare sind weder zu hart, noch zu schwarz, noch zu glatt, noch zu kraus; die Ohren sind wohlgeformt; das Gesicht ist mager und von mittlerer Größe; die Augenbrauen sind etwas stark und leise gewölbt, die Augen glänzend, groß und fein; der Hals und die Schultern sind nicht sehr fleischig, aber gut angesetzt; dies gilt auch von den Beinen und den Seiten; die Hautfarbe ist lebhaft; der Wuchs ist gerade, von mittlerer Größe und ebenmäßig; die Schenkel sind nicht sehr fleischig, die Gelenke an den Füßen und Händen kräftig und wohlgeformt, die Finger sind biegsam, lang und etwas auseinanderstehend; die Hacken springen etwas vor; die Stimme ist stark und angenehm.

23. Die Einfalt. Der Hinterkopf ist sehr rund, der Hals ist kurz, die Stirne groß, rund und fleischig; das Auge ist matt, schmachtend und ausdruckslos; die Kinnladen sind groß und fleischig, die Beine dick, rund, kurz, die Seiten fett, die Gelenke klein, die Endglieder schlecht geformt; das Gesicht ist voll und groß; die Bewegungen sind linkisch.

24. Die Starrheit. Breite Stirn, große, geradestehende Ohren; trübes, rotes Gesicht mit gekniffenen Wangen; das Auge hat einen starren Blick; die Augäpfel sind groß, die Augenbrauen dicht; der lange, steife Hals biegt sich entweder vor- oder seitwärts; der Mund steht gewöhnlich offen; die Oberlippe ist dick und fällt über die Unterlippe herab; die Schultern sind behaart; die Stimme ist grell.

25. Die Schamlosigkeit. Die Augen des Schamlosen sind feucht; sein Blick ist unbestimmt und frech; die Lippen sind zusammengepreßt und außerordentlich beweglich; die Stimme ist durchdringend, das Atmen stark und laut, der Hals schlecht aufgesetzt; Beine und Füße sind etwas einwärts gekehrt; die Knie krumm und oft aneinanderschlagend; der Gang ist nachlässig, die Haltung unangenehm.

26. Der Geiz*). Geizige Menschen haben in der Regel ein kleines Gesicht, kleine, bedeckte und schwimmende Augen; ihre Glieder sind dürr; der Gang ist hastig, der Rücken gebogen, die Gesichtsfarbe fahl; die Schultern sind gegen die Brust zusammengedrängt; der Körper ist gebrechlich und mager, die Stimme schwach, spitz und klagend; der Geizige zittert beinahe beständig, irgend jemand zu begegnen, aus Furcht, bestohlen oder um einen Dienst angegangen zu werden.

27. Die Großmut. Der Großmütige (oder Freigebige) hat eine viereckige Stirn; seine Haare gehen in die Stirn vor; das Auge ist offen und groß, der Hals bis in das Genick behaart; die Schultern sind frei und beweglich; der Rücken ist kräftig; die Arme sind lang, die Finger etwas nach hinten gebogen; die Füße sind groß und muskulös; die Stimme ist hohl und nicht sehr biegsam.

*) Siehe hierzu das Porträt von Judas, Taf. IV.

TAF. VII.

Trunkenheit
und
Dummheit.

28. Die Sanftmut. Die Sanftmut findet man im Verein mit glatten, weichen Haaren von goldblonder Farbe; die Augenbrauen sind lang und leicht gewölbt; das Auge ist schwarz oder von fahler Farbe, der Blick fest und langsam, das Fleisch stark und weich, die Stimme sanft, die Rede leise, der Wuchs von Mittelgröße, ebenmäßig und der Gang ruhig.

29. Die Verliebtheit. Die Verliebtheit, welche man nicht mit der Üppigkeit verwechseln darf, obgleich sie als ein geringerer Grad derselben Neigung betrachtet werden darf, erkennt man an einem Gesicht von mittlerer Ausdehnung; ein verliebter Mensch errötet und erblaßt sehr leicht; seine Augen sind groß, offen, glänzend, feucht und von schwacher Sehkraft; verliebte Leute haben häufiger blonde als dunkle Haare, und Schläfe und Wangen etwas fleischig; ihre Blicke, ihre Stimme, ihre Haltung und ihr Gang tragen den Stempel der Aufregung und der Schüchternheit.

30. Die Leckerhaftigkeit. Leckerhafte Menschen, oder Feinschmecker, haben ein gelbliches Gesicht, einen stark gespaltenen Mund, lange, spitze und ein wenig vorspringende Zähne, einen fetten Hals, verschleierte, etwas gerötete Augen, starke Augenbrauen, bewegliche Augäpfel, herumsuchende Blicke, magere, schlechtgeformte Hände, einen magern Körper und eine laute Stimme.

31. Die Trunksucht. Das Gesicht des Trunkenboldes ist klein und die Gesichtsfarbe safranartig; die Wangen sind fleischig und gerötet; das Auge ist rot, feucht, beweglich, groß und zuweilen stark nach oben gerichtet; die Augenbrauen sind dicht; die Brust ist breit, aber mager; die Achseln springen vor; das Atmen ist kräftig und hastig.

32. Die Unverschämtheit. Bei Unverschämten findet man einen schamlosen Blick; ihre Nase krümmt sich gegen die Wurzel und wird bis zur Spitze immer dicker; rötliche Haare bedecken in Fülle den etwas spitzen Kopf; sie haben starke Waden und eine hohe, aber haarlose Brust; ihr Lachen ist lärmend und ihr Gang rasch und keck.

33. Die Bescheidenheit. Der Bescheidene hat eine offenes, schwarzes, feuchtes Auge von mäßiger Beweglichkeit; seine Stirn ist glatt; seine Ohren sind gerötet; der Körper ist etwas gebückt, die Stimme kräftig, die Sprache langsam, der Gang gesetzt.

34. Die Schwermut. Bei Schwermütigen findet man braune Haare, eine ernste Stirn, zusammengehende Augenbrauen, niedergeschlagene, leblose Augen, breite Augenbrauen, einen nachdenkenden Blick, ein dürres Gesicht, eine schwache, klagende Stimme, einen langsamen Gang.

35. Die Fröhlichkeit. Bei fröhlichen Menschen zeigt sich die Stirn fleischig und sanft, das Auge glänzend und feucht, der Blick unentschlossen, das Gesicht liebenswürdig, die Stimme angenehm, der Gang ruhig.

36. Die Lüge. Lügner haben ein fleischiges Gesicht, eine in der Mitte breite Nase, welche sich gegen die Wurzel senkt, ein etwas spöttisches, oft ausbrechendes Lachen, eine rasche Sprache und eine scharfe Stimme; ihre Augen sind lebhaft und haben meistens einen gelben Ring um den Augapfel; die Augenbrauen sind stark und senken sich von oben nach unten.

37. Die Wahrheitsliebe. Das Gesicht der wahrheitsliebenden Menschen ist von mittlerer Ausdehnung; die Schläfe und die Wangen sind fleischig; die Nase ist schön gezeichnet, die Stimme zuweilen etwas scharf,

das Auge ruhig, offen, blau oder schwarz und gekrönt mit gewölbten Augenbrauen; die Haare sind fein; der Gang ist anmutig.

38. Die Schmeichelei. Schmeichler haben ein Gesicht von mittlerer Größe, eine ernste, glatte und hohe Stirn, kleine bewegliche Augen, deren Farbe gewöhnlich in das Grünliche spielt, eine überredende und angenehme Stimme, schlanke Seiten, wohlgeformte Hände und Füße, einen leichten Gang, eine von Natur etwas gebückte Körperhaltung und ein freundliches Lächeln.

39. Der Neid. Der Neid zeigt sich bei einem flachen, fahlen Gesichte, hohlen Wangen, schmalen und langen Ohren, gegen die Schläfe gerichteten Augenbrauen, eingefallenen und kleinen Augen, schiefen Blicken, einem tiefliegenden Munde, langen, spitzen und gelblichen Zähnen, gegen die Brust geneigten Schultern, einem gebückten, schwächlichen Körper, leiser, scharfer Stimme und langsamem Gange.

40. Die Gottlosigkeit. Der Gottlose hat eingesunkene Schläfe, dichte, zusammenlaufende, buschige Augenbrauen, einen gespaltenen Mund mit starken und spitzen Zähnen; seine Augen sind klein und eingesunken, oder groß und sehr beweglich, weit geöffnet und feurig; seine Augäpfel richten sich nach oben, und sein Blick hat einen kühnen, beleidigenden Ausdruck; seine Stimme ist laut, sein Gang zuversichtlich.

41. Die Wohlthätigkeit. Das schöne Gesicht zur Wohlthätigkeit oder zur Barmherzigkeit geneigter Menschen ist leise gerötet; ihre lachenden und feuchten Augen haben gesenkte Augäpfel; die Stirn ist breit und offen und wird durch volle, dichte Augenbrauen geschmückt; die Nase ist wohlgeformt; die Nasenlöcher sind etwas ausgeschweift; die Stimme ist sanft, der Gang angenehm.

42. Die Spielsucht. Der Spieler hat dichte, glatte und schwarze Haare; sein Bart ist voll; die Schläfe sind bedeckt; die Augen sind funkelnd, groß und etwas geöffnet; seine Leidenschaftlichkeit malt sich in der Lebhaftigkeit seines Blickes und seines Ganges.

43. Die Schwatzhaftigkeit. Schwätzer haben gewöhnlich schöne Formen, eine große Stirn, gerade und lange Ohren; ihre Wangen sind groß; ihre Gesichtsfarbe ist gelblich, die Nase gerade oder in der Mitte breit; das Auge ist nach oben gewendet, groß und etwas rot; das Kinn ist rund, die Hände sind krumm, die Finger lang und dürr; die Seiten sind fett; der Bauch ist behaart, die Stimme hell, die Sprache lebhaft, der Gang eilig.

Fünfter Abſchnitt.

Von der Haltung und Bewegung des Körpers; dem Gange, der Stimme u. a. m.

§ 1.

Von dem Wuchse und den Verhältnissen des Körpers und den einzelnen Teilen desselben.

A. Allgemeine Betrachtungen.

Der Wuchs des Körpers und das Verhältnis, welches zwischen den einzelnen Teilen desselben besteht, sind von sehr wesentlichem Einflusse auf den moralischen, sowie auf den geistigen Charakter jeder einzelnen Person; will man daher Einblicke in dessen Inneres thun, so muß man auf den ganzen Körper nicht minder achten, wie auf das Gesicht und den Schädel, über deren Bedeutung wir durch die Physiognomik und die Phrenologie belehrt werden.

Der Körper hat daher ebensogut seine Physiognomie, wie das Gesicht; wir wollen deshalb nach einigen allgemeinen Betrachtungen über denselben seine einzelnen Teile mit ihren Zeichen und Bedeutungen durchgehen.

Daß eine vollständige Übereinstimmung zwischen dem Körper und dem Charakter des Menschen besteht, dafür empfängt man einen überzeugenden Beweis, wenn man zunächst nur die Verschiedenheit der menschlichen Gestalt, den Riesen und den Zwerg, in Erwägung zieht, sowie die zu fleischigen und die zu magern Menschen. Kann man bei diesen eigentümliche Erscheinungen beobachten, so werden dieselben ganz gewiß auch bei den andern Menschen sich zeigen und wenn auch weniger in die Augen springend, doch jedenfalls im Verhältnisse zu dem Körper.

Ebenso herrscht Harmonie zwischen den Formen des Gesichtes und denen des Körpers; beide Arten von Formen zeigen eine physiognomische Übereinstimmung, und diese entspringt aus einer und derselben Ursache.

Ein Körper, welcher alle möglichen Schönheiten und Vollkommenheiten der Form und der Verhältnisse zeigte, wäre ein ebenso ungewöhnliches Ereignis, wie ein durchaus verständiger und tugendhafter Mensch.

Tugend und Weisheit sind mit jedem Körper vereinbar, welcher die natürlichen Grenzen nicht verläßt.

Je vollkommener der Körper und seine Formen sind, um desto mehr werden im allgemeinen Weisheit und Tugend eine bestimmte und entschiedene Herrschaft über denselben ausüben.

Jemehr der Körper sich von der Vollkommenheit entfernt, desto untergeordneter, mangelhafter und verneinender werden auch die geistigen Fähigkeiten sein.

Unter den Körpern und deren Formen gibt es ebenso wie unter den Physiognomien welche, die auf uns im allgemeinen einen anziehenden oder abstoßenden Eindruck machen.

B. Von dem Halse.

Dieser Verbindungsteil zwischen Kopf und Brust hat sowohl von dem einen als von der andern etwas und ist deshalb ebenso bedeutungsvoll, wie alles, was in Beziehung zu dem Menschen steht. Mancher Hals scheint dazu gebaut zu sein, den Kopf niederzubeugen, mancher andere wieder, ihn zu heben; dieser, ihn nach vorwärts zu tragen, jener, ihn nach hinten zu drücken. Sollte diese Verschiedenheit ganz ohne Zusammenhang mit den Fähigkeiten des Menschen sein? Das läßt sich schwerlich annehmen; auch haben Beobachtung und Erfahrung zur Feststellung der folgenden allgemeinen Grundsätze geführt.

Ein langer, dünner Hals ist das Zeichen eines weibischen und gleichgiltigen Charakters.

Ein langer, starker Hals bezeichnet Körperkräfte und ein großmütiges Herz.

Ein dicker, ungestaltiger Hals verrät einen zornigen Charakter und Anlage zum Schlagflusse.

Ein biegsamer Hals deutet auf Federkraft des Geistes und des Körpers.

Ist der Hals steif, so äußert dies seinen Einfluß auch auf den Charakter; dieser ist dann schwer lenksam und nicht zur Geselligkeit geneigt.

Jeder mißgestaltete Hals läßt auf Mangel an geistigen Fähigkeiten schließen.

Ein schöngeformter Hals ist ein zuverlässiger Empfehlungsbrief für die Festigkeit des Charakters.

Großmut verrät sich durch einen langen und kräftigen Hals.

Ein Mensch, auf dessen Halse die Sehnen und Nerven sich hervortretend zeigen, wird ganz gewiß boshaft sein.

Vorgebeugt deutet der Hals auf Neugier und Geiz.

Ist der Hals nach der rechten Seite geneigt, so läßt er auf Weisheit und Kenntnis schließen.

Ein nach der linken Seite geneigter Hals ist das Zeichen der Schamlosigkeit und Verschwendung.

C. Von den Armen.

Kräftige, wohlgeformte Arme, welche im richtigen Verhältnisse zu den übrigen Teilen des Körpers stehen, bezeichnen einen rechtschaffenen Menschen von kräftigem Herzen und Temperamente.

Dünne Arme, von undeutlichen Umrissen und mit weichem Fleische, lassen auf Schwäche des Körpers und des Geistes schließen.

Haarige Arme sind das sichere Zeichen eines unwiderstehlichen Hanges zur Wollust.

Ein dicker, fetter Arm ist das Zeichen eines weichlichen Temperamentes und geistiger Schwerfälligkeit.

D. Von der Hand.

Da wir hier zum großen, ja sogar zum bei weitem größten Teile nur das wiederholen könnten, was wir über diesen Körperteil in dem Abschnitte der Chirologie zu sagen haben, verweisen wir dorthin, indem wir uns hier mit einigen allgemeinen Bemerkungen begnügen.

In Beziehung auf die Form der Hände besteht eine ebenso große Verschiedenheit und Unähnlichkeit, als in Beziehung auf die Physiognomie, den Körper und den Charakter. Die Gestalt der Hand verändert sich nach den Eindrücken, deren sie fähig ist, bis in das Unendliche. Ihr Umfang, ihre Knochen, ihre Nerven, ihre Muskeln, ihr Fleisch, ihre Farbe, ihre Umrisse, ihre Stellung, ihre Beweglichkeit, ihre Ruhe, die Verhältnisse ihrer einzelnen Teile untereinander, ihre Länge oder Kürze, ihre Rundung, sind ebenso viele leicht zu erkennende Unterscheidungszeichen. Jede Hand befindet sich in ihrem natürlichen Zustande, d. h. abgesehen von allen Zufälligkeiten äußerer Eindrücke, in vollständiger Ähnlichkeit zu dem Körper, von welchem sie einen Teil bildet. Die Knochen, die Nerven, die Muskeln, das Blut und die Haut der Hand sind nur die Fortsetzung von den Knochen, den Nerven, den Muskeln, dem Blute und der Haut des übrigen Körpers; denn es ist dasselbe Blut, welches durch das Herz, den Kopf und die Hände rinnt. Darauf muß man Rücksicht nehmen, wenn man auf die Gestalt und die Eigentümlichkeit der Hand ein Urteil gründen will.

E. Von den Schultern, der Brust, dem Bauche und den Schenkeln.

Breite Schultern, welche allmählich abfallen, ohne eine Spitze zu bilden, sind ein Zeichen der Gesundheit und Kraft.

Schräge Schultern üben Einfluß auf die Zartheit der Leibesbeschaffenheit, begünstigen aber zugleich auch die Feinheit und die Thätigkeit des Geistes, sowie die Liebe zur Pünktlichkeit und Ordnung.

Eine breite, viereckige Brust, weder zu sehr gewölbt, noch zu stark eingedrückt, läßt stets wohlgeformte Schultern voraussetzen und hat mit diesen eine gleiche Bedeutung.

Eine flache oder eingedrückte Brust verrät Schwäche des Temperamentes.

Eine sehr haarige Brust verrät Neigung zur Wollust.

Ein starker, vorspringender Bauch verrät Sinnlichkeit und Trägheit.

Ein flacher oder eingezogener Bauch ist das Zeichen der Kraftfülle und der Thätigkeit.

Starke, kraftvolle Schenkel verkünden ein solides Temperament und eine große Kraftfülle der geistigen Fähigkeiten.

Magere Schenkel schließen die Kraft des Körpers aus, deuten aber einen sinnreichen Verstand an.

Kurze Schenkel findet man bei boshaften und bei neidischen Menschen.

Haarige Schenkel verraten eine entschiedene Neigung zur Üppigkeit.

F. Von den Knieen, den Beinen und den Füßen.

Fleischige Kniee verkünden eine schwache Tugend und einen weichlichen Charakter.

Ein dürres, knochiges Knie deutet auf Kraft, Thätigkeit, gute Körperbeschaffenheit, oft aber auch auf Unkeuschheit.

Krumme Knie findet man bei listigen und weibischen Personen.

Kraftvolle und wohlgeformte Beine sind das sichere Zeichen körperlicher Kräfte und eines großmütigen Herzens.

Wer weiche, mangelhaft geformte Beine hat, wird in der Regel schüchtern, weichlich und nicht sehr begabt sein.

Jedes dürre Bein verrät körperliche und geistige Schwäche.

Ist das Bein zwar dürr, dabei aber kraftvoll, so deutet es zuweilen auf Üppigkeit, stets aber auf einen lebhaften und durchdringenden Verstand.

Haarige Beine sind das Zeichen eines unwiderstehlichen Hanges zur Wollust.

Kleine, fette und in ihren Umrissen nicht entschiedene Füße tragen einen Menschen von weichlichem Temperamente und schwachem Charakter.

Ein kleiner, zarter Fuß ist das Zeichen der Kühnheit, der Bosheit und der Thätigkeit.

Lange und schmale Füße sind wohlgeeignet, Mißtrauen zu erwecken.

Große, entschieden gestaltete und kraftvolle Füße verraten einen Menschen von kräftigem Körper und entschiedenem Charakter.

§ 2.

Von der Körperhaltung und den Bewegungen des Menschen.

Bei einem Menschen, der sich allein weiß, oder sich vollkommen unbeachtet glaubt, ist die Haltung des Körpers, sowie jede Stellung und Lage desselben, mag er nun stehen oder gehen, sitzen oder liegen, höchst bedeutungsvoll und stets in der höchsten Harmonie mit seinem Körper und dadurch auch mit seinem Charakter, da beide, wie bereits erwähnt, nur miteinander und in gegenseitiger Beziehung zu einander gedacht werden können.

Die Haltung und die Bewegungen des Körpers sind nur teilweise natürlich; meistenteils haben sie mehr oder minder etwas Gekünsteltes, Erzwungenes oder Nachgeahmtes; aber auch wieder diese Erkünstelungen, diese Nachahmungen und die Gewohnheiten, durch die sie angenommen wurden, sind natürliche Ergebnisse des ursprünglichen Charakters.

Ein Mensch, der sich beständig hin- und herbewegt und nirgends Ruhe zu finden scheint, wird nie einen sanften Charakter oder eine friedliche Gemütsart haben.

Wer beständig eine ruhige Haltung und ein gesetztes Benehmen bewahrt, von dem ist kein Aufbrausen, kein Jähzorn, kein Frevel irgend einer Art zu befürchten.

Mit lebhaften, entschiedenen, kräftigen Bewegungen werden Trägheit, Langsamkeit, Unentschlossenheit niemals gepaart sein.

Langsame, schleppende Bewegungen sind unvereinbar mit einem entschlossenen Charakter, der keine Hindernisse und Gefahren fürchtet, wenn es gilt, das vorgesteckte Ziel zu erreichen.

Die Haltung des Weisen verkündet Nachdenken, Überlegung oder Ruhe; der Dummkopf bleibt sitzen oder steht auf, ohne zu wissen weshalb; er scheint auf irgend etwas zu sehen, und sein Blick ist doch auf nichts gerichtet; seine Haltung ist ebenso nichtssagend, wie er selbst.

Jede anspruchsvolle Haltung oder Stellung deutet auf Albernheit, welche ihre Herrschaft über einen demütigen oder schüchternen Charakter ausübt.

Ein bescheidener oder verständiger Mensch wird niemals eine Haltung oder eine Stellung annehmen, welche von Ziererei oder Dünkel zeugen.

Die Bewegungen (die Gesten) sind stets in Übereinstimmung mit der Haltung und dem Gange.

Mögen die Bewegungen natürlich oder erkünstelt, schnell oder langsam, leidenschaftlich oder kalt, gleichmäßig oder wechselvoll, ernst oder heiter, leicht oder gezwungen, frei oder steif, edel oder gemein, stolz oder demütig, kühn oder schüchtern, frech oder bescheiden, anständig oder lächerlich, auffallend oder drohend, anmutig oder abstoßend, angenehm oder widerlich sein, kurz, mögen sie tausendfältige Verschiedenheit zeigen, so bleiben sie doch stets und in allen ihren Abstufungen zuverlässige Merkmale und Kennzeichen des Charakters.

§ 3.

Von dem Gange des Menschen.

Die Natur schafft nichts Halbes; so steht denn auch an dem Menschen alles in Einklang, und wie das Ganze die Teile bestimmt, so kann man aus jedem einzelnen Teile auf das Ganze schließen. Der Charakter des Ganzen ist zugleich auch der Charakter des Einzelnen, und das gilt ebenso gut in leiblicher, wie in geistiger Beziehung. Wie man daher sichere und zuverlässige Zeichen hat, nach der Physiognomie, nach dem Schädel, nach dem Munde mit seinen Teilen auf den Charakter des Menschen zu schließen, so steht dieser auch mit den übrigen Teilen des Körpers in der innigsten Wechselwirkung; aber nicht nur von der Bildung des Körpers gilt dies, sondern auch von der Art und Weise, wie derselbe getragen und bewegt wird, und folglich von dem Gange, von welchem wir hier zur Vervollständigung der Kunst, Einblicke in den innern Menschen zu thun, das Wesentlichste folgen lassen.

Es versteht sich bei dem, was wir über den Charakter und die Bedeutung des Ganges sagen, wohl von selbst, daß sich das alles nur auf den Gang bezieht, den der Mensch für gewöhnlich hat, der ihm natürlich ist; nicht auf den, welchen er bei besonderen Gelegenheiten annimmt, oder wenn er irgend eine Absicht, einen Zweck verbergen will.

Ein vorsichtiger, langsamer, schleichender Gang bezeichnet den Schelm, den Dieb.

Der Unbesonnene, Unbedachtsame, Unüberlegte pflegt einen hastigen, zuweilen sogar übereilten Gang zu haben.

Ein linkischer, unbeholfener, ungleicher Gang bezeichnet einen Dummkopf, einen Einfaltspinsel.

Ein kühner, mutiger Mensch tritt fest auf und zeigt seine Entschlossenheit auch schon durch die Zuversicht seines Ganges.

Der Furchtſame, Schüchterne, Ängſtliche hat einen trippelnden Gang; er ſcheint jeden zu feſten, entſchloſſenen Tritt zu fürchten und zeigt ſelbſt durch ſein Gehen ängſtliche Vorſicht.

Der Schamloſe verrät ſeine Unverſchämtheit auch durch die Nachläſſigkeit ſeines Ganges; er zeigt durch dieſelbe offenbar, daß er ſich aus dem Urteile der Menſchen wenig oder gar nichts macht. Deshalb tritt er trotz aller Nachläſſigkeit feſt und entſchieden auf.

Der Stolze ſchreitet langſam und mit einer gewiſſen Abgemeſſenheit einher; er würde ſich etwas zu vergeben, ſeinen Wert ſelbſt herabzuſetzen glauben, wollte er den eilenden Schritt gemeiner Menſchen annehmen. Er ſetzt daher auch die Beine zierlich, als müßte er ſelbſt dadurch die Bewunderung gewinnen, welche man, wie er glaubt, ſeiner ganzen Erſcheinung zollen muß.

Der Eitle hat in ſeinem Gange viel Ähnlichkeit mit dem Stolzen, nur zeigt ſich bei ihm mehr Zierlichkeit, während bei jenem die Würde vorherrſcht.

Der Feigling geht raſch und mit flüchtigen Füßen, es ſcheint beſtändig, als fürchte er, von irgend einer Gefahr eingeholt zu werden und müſſe derſelben entfliehen.

Ein Gang von gemäßigter Schnelligkeit, ebenſo weit entfernt von Übereilung, wie von Langſamkeit, dabei mit Würde gepaart, aber ohne die Anmaßung des Stolzen, läßt auf einen edlen Charakter ſchließen.

Der Geizhals ſchleicht mehr, als er geht; er fürchtet nicht nur durch das Geräuſch ſeiner Schritte die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken, ſondern auch durch zu ſtarkes Auftreten die Sohlen ſeines Schuhwerkes abzunutzen; deshalb ſetzt er den Fuß ſelten ganz auf, ſondern geht mehr auf den Spitzen. Während des Gehens wird er gewöhnlich die Augen ängſtlich, ſuchend und lauernd umherſchweifen laſſen.

Wer zum Zorne geneigt, jähzornig und rachſüchtig iſt, hat einen ungleichen, haſtigen Gang und tritt zuweilen ſo feſt auf, als unterdrückte er nur mühſam das Verlangen, mit dem Fuße zu ſtampfen; dies wird beſonders dann der Fall ſein, wenn er eben mit einem Gedanken beſchäftigt iſt, der die ihm innewohnende Neigung zum Zorne lebhafter anregt.

Beſcheidenheit iſt mit einem langſamen, gemeſſenen Gange gepaart, der alles Auffallende zu vermeiden ſucht.

Ein heiterer, lebensluſtiger Menſch hat einen zwar ruhigen, dabei aber ſehr leichten, beinahe ſchwebenden Gang. Die Leichtigkeit ſeines Gemütes teilt ſich auch ſeinen Füßen mit.

Eitle Menſchen zeigen ihre Eitelkeit ſelbſt in der gezwungenen, gezierten Weiſe, wie ſie ihre Füße ſetzen; iſt ihre Eitelkeit mit Schönheitsſinn gepaart, ſo wird die gekünſtelte Fußſetzung etwas Zierliches haben; findet ſich aber ſtatt des Schönheitsſinnes nur geringe Geiſteskraft neben der Eitelkeit, ſo wird der Gang etwas Geckenhaftes, lächerlich Geziertes oder Geſpreiztes annehmen.

Bei wahrheitsliebenden Menſchen bemerkt man gewöhnlich einen anmutigen, gefälligen Gang von mittlerer Schnelligkeit.

Der Schmeichler hat einen leichten, flüchtigen Gang; er ſcheint ſeine Schmeichelei gegen andere ſoweit auszudehnen, daß er neben ihnen nicht zu feſt aufzutreten wagt.

Der Neidiſche geht langſam, bedächtig.

Der Gottloſe tritt mit voller Zuverſicht feſt auf; ſein Gang hat etwas Herausforderndes, als wollte er dadurch ſogar der Gottheit trotzen.

Der Wohlthätige, Mitleidige, Barmherzige hat einen angenehmen, würdevollen Gang ohne alle gezwungene Haltung des Körpers.

Bei Spielern verrät ſich die Leidenſchaftlichkeit durch die Haſt und Ungleichheit ihres Ganges; ähnlich iſt der der Klätſcher und Schwätzer; ſie ſcheinen durch die Ungeduld getrieben zu werden, welche ihre Zunge beflügelt, um ihre Worte an den Mann zu bringen.

§ 4.

Von der menſchlichen Sprache und Stimme.

Wäre der Menſch auf den Sinn des Gehörs beſchränkt, ſo würde ihm dieſer allein genügen, große Fortſchritte in der Kenntnis ſeiner Mitmenſchen zu machen. Man weiß, mit welchem Scharfſinne die Blinden bis zu einem gewiſſen Grade durch die andern Sinne den ihnen mangelnden Sinn des Geſichtes erſetzen. Das Gehör kommt ihnen dabei in hohem Grade zu Hilfe, und auch die ſehenden Menſchen würden im ſtande ſein, mittels des Ohres viel ſchärfere Beobachtungen anzuſtellen, als dies der Fall iſt, würde ihre Aufmerkſamkeit nicht durch das Geſicht und die durch dasſelbe empfangenen Eindrücke abgelenkt.

Der Klang der Stimme, ihr Tonhall, ihre Weiche oder Rauheit, ihre Schwäche oder Kraft, ihre Biegungen in der Höhe wie der Tiefe, die Gewandtheit oder Schwerfälligkeit der Zunge, alles das iſt charakteriſtiſch.

Ein feines, geübtes Ohr wird den verſtellten Ton der Stimme leicht erkennen und darauf ſeine Beobachtungen ſtützen.

Von allen Verſtellungen iſt die der Stimme, wie geſchickt ſie auch bewirkt ſein möge, dem Beobachter am leichteſten erkennbar.

Sanftmut und Güte haben eine offene Sprache, Aufrichtigkeit und Unſchuld einen Engelston; die Stimme der Rechtſchaffenheit und Ehrlichkeit iſt rein und einfach; Überzeugung, Wahrheit und Wohlwollen haben einen göttlichen Klang.

Eine ſtarke, tiefe Stimme verrät einen kräftigen Menſchen, läßt aber zugleich auch auf Eigenſinn, Wolluſt, Heftigkeit, Neigung zum Trunke und Schwatzhaftigkeit ſchließen.

Iſt die Stimme ſanft und ſchwach, ſo deutet ſie auf Furchtſamkeit, daneben aber auch auf reife Urteilskraft und auf Mäßigkeit.

Eine hohle, ſchneidende Stimme bezeichnet Geiſt und Eitelkeit; damit verbindet ſich oft Aufrichtigkeit oder auch die Neigung zu Aufſchneidereien.

Eine zitternde Stimme iſt das Zeichen eines kleinmütigen, argwöhniſchen und neidiſchen Charakters; auch auf Trägheit deutet ſie zuweilen.

Eine ſtarke lebhafte Stimme deutet auf Kraft, Furchtloſigkeit und Feſtigkeit. Eine ſolche Stimme hat man bei den meiſten Helden gefunden.

Eine grobe Stimme iſt meiſtens auch mit einer groben Gemütsart verbunden.

§ 5.

Von dem Lachen.

Höchst charakteristisch ist das Lachen in seinen verschiedenen Abstufungen, von dem leisen, kaum bemerkbaren Lächeln, das die Gestalt des Mundes nur wenig verändert, bis zu dem wiehernden Gelächter, bei dem der ganze Körper erbebt.

Welch ein Unterschied zwischen dem herzlichen Lachen des Wohlwollens, der Menschlichkeit und dem grellen, hölliſchen Auflachen des Hohnes!

Wer nie anders, als auf eine widerliche Weise lächelt oder lacht, vor dem hat man sich zu hüten.

Die Anmut des Lächelns kann als zuverlässiger Barometer der Herzensgüte und des Adels des Charakters dienen.

Schon das Sprichwort sagt: „Am vielen Lachen erkennt man den Narren.“ Darf man das auch allerdings nicht ganz buchstöblich nehmen, so ist doch die richtige Deutung: Wer leicht über alles lacht, der hat entweder keinen festen Charakter, oder seine Geistesgaben sind nur beschränkt.

Wer da lächelt, wo andere laut auflachen, verrät große Überlegung; auch ist dies gewöhnlich ein Zeichen arbeitsamer und verschwiegener Personen.

Verzieht sich bei dem Lachen der Mund auf unnatürliche Weise, so ist dies ein sicheres Zeichen des Zwanges oder der Verstellung.

Wer bei keiner Gelegenheit in ein herzliches Gelächter auszubrechen vermag, der ist kein guter Mensch.

Ein lautes Gelächter verrät einen rohen Charakter oder Mangel an Bildung.

§ 6.

Von der Kleidung.

Die physiognomischen Zeichen, welche sich durch die Kleidung offenbaren, dürfen keineswegs ganz übersehen werden, denn sie dienen nicht unwesentlich mit dazu, die Kenntnis des Menschen, den Einblick in sein Inneres zu vervollständigen.

Das Sprichwort: „Kleider machen Leute,“ — deutet schon die Wichtigkeit an, welche die Kleidung bei der Beurteilung des Menschen hat; indes darf dennoch nicht zuviel Gewicht auf das Sprichwort gelegt zu werden, denn dessen Sinn betrifft mehr die Kleidung selbst an und für sich, als die Eigentümlichkeiten ihres Trägers in Beziehung auf dieselbe.

Wer indes nach der bereits erlangten Kenntnis der Menschen darauf achtet, wie sie sich kleiden, der wird leicht die Bemerkung machen können, daß ein verständiger, gesetzter Mann sich anders kleidet, als ein Geck; ein thätiger, sehr beschäftigter anders, als ein Müßiggänger; eine Betschwester anders, als eine Buhlerin; eine Familienmutter anders, als ein Frauenzimmer, das nur dem Vergnügen nachjagt.

Reinlichkeit, Sauberkeit und Nettigkeit, Einfachheit und Pracht, Nachlässigkeit und Unsauberkeit; guter oder schlechter Geschmack, Anmaßung und Bescheidenheit, Sittsamkeit und falsche Scham sind Eigenschaften, die sich durch die Kleidung erkennen lassen.

Farbe, Schnitt, Mode, namentlich aber das Ganze der Kleidung und die Übereinstimmung zwischen den einzelnen Teilen derselben, sind sehr bedeutungsvolle und charakteristische Zeichen des innern Menschen.

Leicht erkennt man bei dem geputzten Menschen die Absicht zu gefallen oder zu glänzen, und bei dem, welcher seinen Anzug oder sein Äußeres vernachlässigt, die Andeutung, daß er entweder durch die Verletzung des Anstandes beleidigen will (wie z. B. Fürst Mentschikoff durch seinen berüchtigten Paletot), oder daß er als Sonderling die Blicke auf sich lenken und sich auszeichnen will, oder endlich, daß er auch in anderen und wichtigeren Dingen nachlässig sein wird, daß man ihm daher nicht überall volles Vertrauen schenken darf.

Welche Blößen gibt sich nicht der Mensch gar oft durch das Auffallende oder Unpassende seiner Kleidung? Und darf man daraus nicht mit Recht den Schluß ziehen, daß es ihm entweder selbst an Urteilsfähigkeit mangelt, oder daß er gegen das Urteil anderer Menschen gleichgiltig ist?

Der Damenputz bietet tausend Gegenstände und Veranlassungen, merkwürdige und bedeutungsvolle geistige Studien anzustellen.

— Selbst die verständigsten, tugendhaftesten und sittsamsten Frauen zeigen sich oft in sehr unvorteilhaftem Lichte und fügen sich selbst einen kaum wieder gut zu machenden Schaden zu, indem sie sich bei ihrem Putze nicht sehr geziemende Launen gestatten. Sie, die es so gut verstehen, das Schöne zu fühlen und zu würdigen; sie, die von der Natur so viel Unterscheidungskraft und so viel Feinheit des Geistes empfangen haben; sie, welche in so vielen Beziehungen dabei interessiert sind, die Gesetze der Wohlanständigkeit zu beobachten und aufrecht zu halten, sollten stets danach streben, bei ihrer Kleidung und ihrem Putze jene edle Einfachheit zu bewahren, durch welche sie gegen jeden Tadel, gegen jedes falsche Urteil bewahrt werden. —

§ 7.

Von dem Stile.

„Der Stil ist der Mensch," hat Büffon gesagt, und das ist in der That ein sehr wahrer Ausspruch, denn der Stil bildet ein sehr entschiedenes und wenig trügerisches Merkmal zu den Einblicken in den innern Menschen.

Jedes größere Geisteswerk nicht nur trägt den Charakter seines Verfassers, sondern schon bei einer kleineren schriftlichen Arbeit ist es der Fall.

Jemehr ein Werk unmittelbar aus der Begabung des Menschen hervorgeht, je mehr thut es dies durch augenscheinliche, unleugbare und gewissermaßen tastbare Beweise kund. Die Werke der größten Schriftsteller aller Völker liefern dafür den unwiderleglichsten Beweis.

Ein Mensch mit langer, beinahe senkrechter Stirn wird fast immer einen trocknen, harten Stil haben.

Ein Mensch mit umfassender, runder, glatter Stirn von zartem Bau schreibt fließend und mit Leichtigkeit; aber Gründlichkeit und Gefühl werden ihm mangeln.

Wer sehr hervorspringende Seiten des Stirnbeines hat, kann sich einen gedrängten, sinnreichen, seltsamen Stil angewöhnen; aber seinen Schriften wird es an Zusammenhang, Reinheit und Schönheit fehlen.

Wer eine etwas hohe, regelmäßige, gewölbte Stirn hat, welche zurückspringt und deren Ecken bei den Augenknochen leicht gezeichnet sind, wird seinen Schriften den Stempel der Lebendigkeit, der Bestimmtheit und der mit Anmut gemischten Kraft aufdrücken.

Sechſter Abſchnitt.

Von der Deutung und Auslegung der Handſchriften.

A. Allgemeine Bemerkungen.

Schon Lavater fällt den Ausspruch: „In der menschlichen Natur besteht kein wahrer Gegensatz oder Widerspruch".

Dieser Satz ist seitdem durch die Erfahrung bestätigt und durch die Wissenschaft bewiesen worden; ganz besonders aber gilt dies allgemeine Gesetz auch bei dem menschlichen Körper. Kein Glied desselben hebt das andere auf; jedes steht mit jedem im innigen Zusammenhange und wird von einem und demselben Geiste bewegt; jedes hat die gleiche Natur und das gleiche Temperament mit dem andern, obgleich Natur und Temperament sich bei dem einen mehr, bei dem andern weniger zeigen und äußern. Jedes Glied am Menschen hat den Charakter des ganzen Körpers: die Natur schafft kein Flickwerk; sie bildet alles aus einem, die Hand aus dem Arme und aus und mit beiden die Finger. Deshalb läßt sich aus einem gesunden Gliede auf den ganzen Körper, und aus dem Körper wieder auf den Charakter schließen.

Es ist nun aber erwiesen, — und selbst dem minder Urteilsfähigen wird dies einleuchten, — daß alle körperlichen Bewegungen des Menschen sich nach seinem Temperamente und seinem Charakter abändern; daß jede Bewegung eines klugen Menschen anders ist, sich anders ausnimmt, als die in gleicher Absicht oder zu gleichem Zwecke gemachte Bewegung eines Einfältigen; daß der Choleriker eine andere Körperhaltung, einen andern Gang hat, als der Phlegmatiker; daß der Sanguiniker sich anders bewegt, als der Melancholiker; daß der Weise sogar den Hut anders vom Kopfe nimmt und aufsetzt, als der Thor.

Ebenso erwiesen ist es, daß von allen Bewegungen des Körpers keine so wechselreich und mannigfaltig ist, wie die Bewegungen, welche die Hand und die Finger vermöge ihrer eigentümlichen Konstruktion zu machen befähigt, eben deshalb aber auch bestimmt sind.

Von diesen an und für sich schon mannigfaltigen Bewegungen sind aber wieder die wechselvollsten die, welche zu der Kunst des Zeichnens und des Schreibens erfordert werden.

B. Von dem Charakter der Zeichnung und der Schrift.

Jede Zeichnung, jedes Bild, jeder Zug der Schrift bewahrt und offenbart den Charakter ihres Urhebers, und man kann daraus ebenso, wie aus

dem Stile und den verschiedenen, bereits erwähnten Zeichen auf das Äußere des Zeichners oder Schreibers, noch mehr und sicherer aber auf dessen Geist und Charakter schließen.

Man mache uns hiergegen nicht den Einwurf, daß der Mensch, welcher nur einen und denselben Charakter hat, seine Zeichnung wie seine Schrift bis in das Unendliche vervielfältigen kann. Das ist allerdings wahr, allein nicht minder wahr ist es auch, daß die Gemütsbestimmung oder der geistige Zustand, in welchem wir uns befinden, auf unsere geringsten Handlungen Einfluß übt. Mit derselben Tinte, derselben Feder, demselben Papiere, — mit derselben Leinwand, derselben Farbe und demselben Pinsel — wird derselbe Mensch ganz anders schreiben, zeichnen oder malen, je nachdem er sich in einer ruhigeren oder aufgeregteren Stimmung befindet, je nachdem sein Geist ernster, trüber oder heiterer gestimmt ist.

Wenn nun aber die gezeichnete, gemalte oder geschriebene Schöpfung des Menschen aus der natürlichen Stimmung seines ganzen Wesens hervorgeht, so wird sie dieses auch offenbaren und die verschiedenen Regungen, die er empfindet, auf seine Schöpfung übertragen, während er dabei zugleich die charakteristischen Zeichen seiner Persönlichkeit bewahrt.

Ja, noch mehr, es gibt volkstümliche Zeichnungen, Gemälde und Handschriften, wie es volkstümliche Physiognomien gibt. Alle tragen den gemeinschaftlichen Stempel irgend eines charakteristischen Zeichens der Völkerschaft, während sie doch untereinander sehr wesentlich verschieden sind.

Die Gemälde der verschiedenen Schulen und die Handschriften einer Menge Schriftsteller verschiedener Völker sind als unwiderleglicher und augenscheinlicher Beweis für diese Behauptung vorhanden. (S. Taf. VI.)

C. Von der Verschiedenartigkeit der Handschriften.

Mannigfaltig sind die Bewegungen und die Stellungen, welche Hand und Finger bei dem Schreiben annehmen. Leicht ist das einfachste Wort hingeschrieben, und aus wie vielen einzelnen Punkten, Linien und Krümmungen ist es gleichwohl zusammengesetzt. Die Zusammensetzung der verschiedenen einzelnen Teile, aus denen die Schrift besteht, ist es aber eben, welche derselben ihren Charakter verleiht, und diese Zusammensetzungen bringen in der Handschrift eine ebenso große Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit hervor, wie die Zusammensetzungen der einzelnen Gesichtszüge in der Physiognomie des Menschen. Wie es unter den Millionen Menschen nicht zwei Gesichter gibt, welche einander *vollkommen gleich* sind, so findet man auch nicht zwei einander ganz vollständig gleiche Handschriften, obgleich bei den Gesichtern (namentlich bei Zwillingsgeschwistern), wie bei den Handschriften, die *Ähnlichkeit* so groß sein mag, daß sie dem gewöhnlichen Beobachter als *Gleichheit* erscheint, und es eines schärferen oder geübteren Blickes bedarf, um die feinen Unterschiede aufzufinden.

Diese Verschiedenheit der Handschriften wird allgemein anerkannt, und es gilt als unbestrittene Wahrheit, daß jeder Mensch seine eigene, persönliche und unnachahmbare Handschrift habe, folglich auch seinen eigenen Charakter der Handschrift.

Wir sagten: Unnachahmbar! Man mache uns dabei nicht den Einwurf, daß Handschriften bereits oft mit täuschender Wahrheit nachgeahmt worden sind, um irgend einen Betrug auszuüben, ja, daß es sogar Menschen gibt,

welche eine ganz beſondere Geſchicklichkeit in der Nachahmung fremder Handſchriften beſitzen.

Wir müſſen dies allerdings zugeben; allein eben die große Schwierigkeit, welche es hat, Handſchriften täuſchend nachzuahmen, die dazu erforderliche große und nur wenigen Menſchen verliehene Kunſt, ſprechen für die Wahrheit unſeres Satzes, den wir übrigens auch nach dieſem Einwurfe noch aufrecht halten müſſen, indem wir behaupten, daß ſelbſt die vollendetſte Nachahmung immer nur den höchſtmöglichen Grad der Ähnlichkeit, nie aber die vollkommene Gleichheit mit der nachgeahmten Handſchrift erreichen wird; daß vielmehr die Urſchrift immer noch durch kleine, charakteriſtiſche Eigentümlichkeiten von der Abſchrift abweichen wird, Abweichungen, welche freilich nur das ſchärfſte Auge, der geübteſte Blick zu erkennen vermag, die aber für dieſe auffallend genug ſind. So kam es denn auch, daß viele Handſchriftenverfälſchungen entdeckt worden ſind, wie groß auch die bei ihrer Nachahmung aufgewendete Geſchicklichkeit geweſen ſein mochte.

Dieſe anerkannte Verſchiedenheit aller menſchlichen Handſchriften kann nun aber vernunftgemäß keinen andern Grund haben, als die gleiche Verſchiedenheit in den Charakteren der Menſchen.

Wollte man uns den Einwurf machen, daß ein und derſelbe Menſch nicht immer ein und dieſelbe Handſchrift hat, während er doch beſtimmt nur einen Charakter ſein eigen nennen kann, ſo dürfen wir auch dieſen Einwurf nicht gelten laſſen. Denn bleibt auch der Grundcharakter eines und desſelben Menſchen ſtets derſelbe, ſo nimmt er doch in ſeinen Handlungen verſchiedene Abſtufungen an, und eben dieſen Abſtufungen entſprechen auch die verſchiedenartig geſtalteten Schriftzüge eines und desſelben Menſchen. Der Einwurf kann alſo unſere Behauptung nicht widerlegen, ſondern iſt im Gegenteil geeignet, ſie zu beſtätigen.

Mögen Feder, Tinte und Papier auch dieſelben ſein, wird derſelbe Menſch damit doch ſeiner Handſchrift einen anderen Charakter geben, wenn er aus ſeiner Feder Worte heftigen Zornes auf das Papier niederſtrömen läßt, als wenn er liebreich und brüderlich tröſtet. Oft kann man es daher einer Schrift leicht anſehen, ob der Schreiber ruhig oder unruhig war, als er ſie niederſchrieb; ob er einen ſanften oder heftigen, einen feſten oder ſchwankenden Charakter hat, ob man man ihm Ordnungsliebe oder Neigung zur Unordnung zutrauen darf.

Es iſt bekannt und gewiß, daß männliche Handſchriften ſich ſehr leicht von weiblichen unterſcheiden laſſen; daß dieſe letzteren ſelbſt bei der größten Übung den allgemeinen weiblichen Charakter beibehalten, wie die erſtere den ihrigen bewahrt, ſelbſt wenn der Schreiber nur ſelten Gelegenheit hat, von ſeiner Kunſt Gebrauch zu machen.

Daß es der perſönliche Charakter des Menſchen iſt, welcher die Handſchrift verändert, geht auch daraus hervor, daß die Schüler eines und desſelben Schreiblehrers, welche ſämtlich nach den gleichen Vorlagen ſchreiben lernen, zwar eine ähnliche Grundform in ihrer Handſchrift verraten, in dieſer aber dennoch bei ſpäterer Entwickelung des Charakters ſehr weſentlich voneinander abweichen.

D. Von der allgemeinen Deutung der Handschriften zur Erkennung von dem Charakter des Schreibers.

Will man aus der Handschrift eines Menschen dessen Charakter entnehmen, so muß man auf folgende Einzelheiten achten:

Auf den Kern oder Leib der Buchstaben und die Größe der Schrift im allgemeinen;

auf ihre Form, ihren Schwung, ihre Höhe und Länge; ob sie von Gewandtheit oder Leichtigkeit zeugen, oder ob sie unbeholfen, schwerfällig sind, ob sie einzeln stehen, Ziererei verraten, eckig oder rund, natürlich oder gekünstelt, dick oder fein sind;

auf die Lage der Buchstaben, namentlich darauf, ob sie schräg stehen, gerade oder wohl gar nach rückwärts gebogen;

auf ihren Zusammenhang untereinander, d. h. ob sie eng zusammengedrängt oder auseinandergedehnt sind;

auf ihre Weite oder Enge;

auf die Weitheit oder Enge, Geradheit oder Schiefheit der Zeilen;

ob die Schrift reinlich oder gefleckt ist;

auf ihre Leichtigkeit oder Schwerfälligkeit;

ob die Schrift aus lateinischen und deutschen Buchstaben gemischt ist, oder nur aus lateinischen Buchstaben besteht;

ob die Züge kühn oder zaghaft hingeworfen sind;

auf den allgemeinen Eindruck der Schrift, d. h. ob sie auf den ersten Blick als eine außerordentliche, eine gewöhnliche oder eine gemeine erscheint;

ob sie die Bezeichnung einer schönen mehr oder minder verdient;

ob der Schreibende sich einer besonders spitzen Feder bediente, was man nicht nur aus der Feinheit und der Schärfe der Züge erkennt, sondern oft auch daraus, daß die Feder gespritzelt hat;

ob Linien und Wörter gerade oder schief geschrieben sind;

ob die Zeilen in einer Richtung fortlaufen oder auf- und niedergehen, wie Berg und Thal oder wie die Wellen des Meeres.

Ist der Schreiber dem Prüfenden zwar nicht näher, aber doch von Person bekannt, so sind Sprache und Gang der betreffenden Person als wesentliche Hilfsmittel zur richtigen Deutung der Handschrift zu betrachten und zu benutzen.

E. Von der Deutung der einzelnen Schriftarten.

Durch kleine Schrift verrät sich in der Regel ein friedlicher Sinn. Ist die kleine Schrift zugleich auch einfach, dann verbindet sich mit ihr der Sinn für Häuslichkeit, für das Familienleben, für die Einfachheit des eigenen Zimmers, mag dies nun Wohn- oder Arbeitsstube sein. Führen Geschäfte oder Beruf den Menschen, der eine kleine Schrift schreibt, hinaus in das Freie oder unter andere Menschen, so bleibt auch hier noch die Neigung zur Einsamkeit und der Sinn für das Einfache ihm treu.

Hält die Handschrift die Mitte zwischen klein und groß, so deutet sie auf einen Charakter, der ebenfalls zwischen Friedensliebe und Unternehmungsgeist die Mitte hält.

Kleine Schrift mit Verzierungen, sollten diese auch nur in kleinen, unbedeutenden Ausschmückungen bestehen, läßt auf einen höhern oder geringeren Kunstsinn schließen, je nachdem die Verzierungen mehr oder minder auffallend oder reichlich sind.

Eine entschieden große Handschrift findet man gepaart mit Kühnheit, Unternehmungsgeist, Tapferkeit und Eroberungssucht; auch eine Neigung zum Blutdurst oder zur Grausamkeit kann damit verbunden sein. Den Beweis für das erstere liefert die Handschrift mehrerer berühmten Krieger und Eroberer; für die Grausamkeit spricht die Schrift Marats, blutigen Andenkens.

Sind bei kleiner Schrift die Buchstaben geradegestellt, so darf man auf Neigung zur Romantik, auf Vorliebe zum Wunderbaren schließen. Walter Scott kann hierfür als Beleg dienen.

Eine rückwärts liegende Schrift, gleichviel von welcher Größe sie ist, läßt auf Witz, auch auf Spottsucht, und zuweilen sogar auf eine größere oder geringere Beimischung von Bosheit schließen.

Eine stehende Schrift, deren Buchstaben unordentlich umhergeworfen zu sein scheinen, ist das Zeichen einer entschiedenen Anlage zu Spott.

Sind die einzelnen Buchstaben schwerfällig, dick, gewissermaßen unbeholfen oder ungeschickt, so deutet dies auf eine mangelhafte Erziehung; sollte dies aber nicht der Fall sein, so ist es ein Zeichen des mangelnden Sinnes für die Kunst und das Schöne.

Schwunghafte Buchstaben sind das Zeichen höherer geistiger Ausbildung mit einer Hinneigung zur Romantik. Verbindet sich mit dem gefälligen Schwunge eine gewisse Zierlichkeit, so darf man mit Sicherheit auf das Vorhandensein von Kunstsinn schließen.

Einzelnstehende Buchstaben, welche eine eigentümliche Gestalt haben, lassen schließen, daß auch der Charakter nicht ohne Eigentümlichkeiten sei, ja, daß eine Hinneigung zu Sonderbarkeiten, zum Sonderlinge stattfinde. Auch eine Vorliebe für alte Schriftsteller ist häufig mit einer solchen Art der Schrift verbunden.

Einzelnstehende Buchstaben, welche wie gedrechselt, wie absichtlich geziert erscheinen, findet man häufig in der Schrift geckenhafter Stutzer, putzsüchtiger Buhlerinnen.

Scharfe Ecken der Buchstaben, mögen diese einzeln stehen oder aneinandergereiht sein, lassen auf äußern, wie auf sittlichen Anstand und eine gewisse Zierlichkeit des Wesens und Benehmens, und auf Nettigkeit und Sauberkeit im Anzuge schließen.

Gerundete Buchstaben verbinden sich mit der Erziehungsfähigkeit; man findet sie bei Lehrern und Erziehern. Eine Hinneigung zur Sparsamkeit ist auch öfters mit runden Buchstaben verbunden.

Sind runde Buchstaben dabei gekleckst und wie nachlässig hingeworfen, so darf man mit der größten Sicherheit schließen, daß ihr Schreiber sich in seinem Äußern stark vernachlässigt und keinen sonderlich großen Sinn für Reinlichkeit hat.

Ist der runde oder gerundete Schriftzug natürlich, d. h. ebenso weit von Künstelei wie von Nachlässigkeit oder Unreinlichkeit entfernt, so darf man auf innere Zufriedenheit, auf Abneigung gegen alles Abenteuerliche, auf Mangel an Reiselust, schließen.

Runde Buchstaben, denen man deutlich ansieht, daß sie gekünstelt sind, verraten, daß ihr Schreiber mehr Gewicht auf das Äußere, auf den Schein hält, als auf das eigentliche Wesen einer Sache.

In dem Grade, in welchem gerundete Buchstaben dicker werden, in eben dem Grade mangelt dem Schreiber der Schönheitssinn. Bei ausgezeichneten Künstlern, welcher Kunstrichtung sie auch angehören mögen, wird man nie eine dicke, ungefällige Handschrift finden, kann diese auch auf Schönheit nicht immer entschiedenen Anspruch machen.

Allzufeine Buchstaben verraten einen kleinlichen Sinn; ihr Schreiber wird ein Kleinigkeitskrämer sein, unfähig zu irgend einer großartigen That oder Unternehmung, ja sogar schon zu dem bloßen Gedanken dazu.

Eine zusammengedrängte Schrift, hier und da vielleicht sogar mit Abkürzungen untermischt, deutet auf Lebhaftigkeit des Geistes und Gedankenfülle; es kann damit auch Überstürzung und Unbesonnenheit verbunden sein.

Wie die Gegensätze sich in dem Charakter zeigen, so treten sie meistens auch in den Schriftzügen hervor; den Beweis liefert die Langsamkeit, Besonnenheit, bedächtige Überlegung, die man gewöhnlich mit einer Schrift verbunden findet, welche die Buchstaben weit auseinander dehnt.

Eng zusammengerückte Zeilen lassen auf einen haushälterischen Sinn, auf eine weise Sparsamkeit schließen.

Das Gegenteil der Schrift beweist auch hier wieder das Gegenteil des Charakters; wer durch die weite Auseinanderrückung der Schrift mit dem Papier verschwenderisch umgeht, der wird auch seine Zeit und sein Geld schwerlich zu Rate zu halten wissen.

Eine im Ganzen reinliche Schrift läßt auch auf körperliche Reinheit nicht nur, sondern auf geistige Lauterkeit, schließen. Mit einer reinlichen, zierlichen Schrift wird man beinahe ohne alle Ausnahme Ordnungsliebe und den Sinn für Anstand verbunden finden.

Von den Eigentümlichkeiten des Charakters, welche eine unreinliche, gekleckste Schrift verrät, haben wir oben bereits gesprochen, als wir der einzelnen Buchstaben erwähnten. Was von diesen gesagt wurde, findet natürlich auf die ganze Schrift noch größere Anwendung. Ein Mensch mit unreinlicher Schrift ist nachlässig in seinem Äußern und gleichgiltig gegen das Urteil anderer. Er gibt sich keine Mühe zu gefallen und wird deshalb in der Liebe nur selten Glück machen.

Wer unter deutsche Schrift lateinische Buchstaben mischt, ist geneigt sich das Ansehen der Gelehrsamkeit zu geben, ohne eigentlich begründete Ansprüche darauf machen zu dürfen; daraus entspringt eine gewisse Anmaßung, ein Dünkel, welche zu einer Reizbarkeit führen, die sich leicht und ohne Grund verletzt fühlt.

Handschriften mit durchweg lateinischen Buchstaben findet man beinahe ausschließlich nur bei Fachgelehrten, und unter diesen wieder vorzugsweise bei Naturforschern und Sternkundigen. Mit dieser Schrift verbindet sich oft Sucht zu Auffallendem, Neigung zu Sonderbarkeiten, tiefes Denken, aber auch müßiges Grübeln.

Schriftzüge, welche nur zögernd, wie mit Angst, auf das Papier gebracht zu sein scheinen, verraten einen Schreiber, der auch im Leben scheu und schüchtern ist, dem es an Unternehmungsgeist, an dem Mut zu gewagten Unternehmungen mangelt und der sich in größeren Gesellschaften nicht behaglich fühlt. Aus dieser Schüchternheit entspringt eine Bescheidenheit,

welche den Schreiber verhindert, selbst die wahren eigenen Verdienste zur Anerkennung zu bringen, oder ihnen Geltung zu verschaffen. — Bei Beurteilung einer solchen Schrift muß man indes darauf achten, daß sie zuweilen auch eine Folge der mit dem Alter eintretenden Schwäche ist, und in diesem Falle muß man dem Rechnung tragen.

Unternehmungsgeist, Sinn für das Erhabene, reiche Einbildungskraft, Neigung zur Träumerei, Geringschätzung gegen die nackte, kalte Wirklichkeit geben sich durch geistreich-schwunghafte Züge von mehr als gewöhnlicher Größe kund.

Von großer Wichtigkeit ist bei der Beurteilung einer jeden Handschrift der Eindruck, den das Ganze derselben bei dem ersten, flüchtig darauf gerichteten Blicke auf den Beschauer macht. Erst nach diesem allgemeinen Eindrucke darf man zu der Prüfung der Einzelheiten übergehen, um daraus zu erkennen, inwiefern sie zur Bestätigung oder zur Widerlegung des ersten Eindrucks dienen. Es ist daher ein richtiges Urteil über den Charakter des Schreibenden aus dessen Handschrift mit ungleich größerer Sicherheit aus einem größern Schriftstücke zu fällen, als nach wenigen Worten, oder gar nach der bloßen Namensunterschrift; denn diese weicht oft von der ganzen übrigen Schrift sehr wesentlich ab; namentlich auch schon deshalb, weil sehr viele Menschen die Gewohnheit haben, sich dabei der lateinischen Schrift zu bedienen, während man unter ihren übrigen Zügen vielleicht vergebens nach einem einzigen lateinischen Buchstaben suchen würde.

Ob die Handschrift also im Ganzen das Gepräge eines ruhigen oder eines undeutlichen, zerrissenen Charakters, — eines edeln, hohen, geistreichen oder eines gemeinen, niedrigen oder beschränkten, trägt, darauf kommt viel an.

Dieser Gesamteindruck bezeichnet den Hauptcharakter des Schreibenden, dessen einzelne Eigenschaften man dann aus den angedeuteten einzelnen Kennzeichen der Schrift zu erforschen und zu bestimmen hat.

Es fällt selbst dem oberflächlicheren Beobachter in der Regel nicht schwer, bei dem Überblicke eines Schriftstückes zu erkennen, welcher Charakter darin vorherrscht, ob Steifheit oder Leichtigkeit, Ernst oder Nachlässigkeit, Würde oder ein gewisses Sichgehenlassen, Heiterkeit oder Niedergeschlagenheit.

Alles dieses und noch manches, was sich unmöglich von allen einzelnen und verschiedenartigen Eindrücken angeben läßt, hat der Handschriften-Beurteiler zu beachten; kommt dann Übung und eine natürliche Beobachtungsgabe, welche bei keiner Art der Forschung zu entbehren ist, hinzu, so wird es leicht sein, aus der Schrift den Charakter des Schreibenden zu erkennen, und wenn auch nicht in allen Abstufungen, so doch gewiß in seinen Hauptzügen.

Von größerer Wichtigkeit, als man anzunehmen geneigt sein dürfte, ist der Gebrauch einer außerordentlich spitzen Feder, der sich gewöhnlich an den kleinen Spritzeln erkennen läßt, welche die Schriftzüge umgeben. Diese spitze Feder deutet nämlich meistenteils auch einen spitzen Sinn an, der sich bei dem Krieger durch Kampflust, bei dem ruhigen Bürger durch Tadelsucht, bei dem Schriftsteller und Gelehrten durch Neigung zum Beurteilen äußert.

Die schiefe Richtung der Zeilen ist von geringerer Wichtigkeit, als die einzelner Wörter. Diese verraten, daß der Schreibende mit seinen Gedanken der Schrift voraneilt, daß er heftigen Temperaments ist, daß er rasch arbeitet, zuweilen aber auch mit Übereilung und ohne die notwendige Überlegung.

Auf vorübergehende Gemütsbestimmungen muß man bei der Beurteilung der Handschriften ebenfalls ein ganz besonderes Augenmerk richten. Ungleiche Buchstaben, ungleich sowohl in ihrer Grundform, als in ihrer Größe und Stellung, lassen mit großer Sicherheit auf einen gestörten Geist schließen, welcher die Herrschaft über die Hand raubt, so daß diese gewissermaßen auf dem Papiere umhertaumelt.

Wahnsinn, Trunkenheit, Entsetzen, Todesfurcht können dauernde oder vorübergehende Ursachen dieser verlorenen Oberherrschaft des Geistes über die Hand sein.

F. Von dem Unterschiede der Schrift nach der Verschiedenheit des Standes und der Beschäftigung.

Nicht nur die Verschiedenartigkeit der Charaktere bewirkt eine Verschiedenartigkeit der Handschriften, sondern auch das Geschlecht, der Stand, die Beschäftigung des Schreibenden ist von wesentlichem Einflusse auf die Schrift.

Die größere oder geringere Übung im Schreiben trägt dazu allerdings viel bei; aber sie ist keineswegs allein maßgebend, vielmehr kann und wird neben ganz gleicher Übung der angedeutete Unterschied noch überall sehr charakteristisch hervortreten.

Eine sogenannte *ausgeschriebene* Handschrift, d. h. eine solche, welche gleich auf den ersten Blick eine größere Übung verrät, findet sich zwar bei allen Schriftstellern und Gelehrten, sowie bei allen, welche man mit dem Namen: *Männer von der Feder* zu bezeichnen pflegt; aber anders wird der Belletrist schreiben, als der eigentliche *Fachgelehrte*; ja bei diesen letztern findet man sogar eine ganz entschiedene Ähnlichkeit des ganzen Schriftcharakters, soweit die Männer von gleicher Geistesrichtung auch durch Ort, Zeit oder Landsmannschaft voneinander getrennt sein mögen.

So haben, z. B. Theologen meistenteils eine kleine, sehr solide, entschiedene und deutliche deutsche Schrift, und eine vergleichende Zusammenstellung der Namensunterschriften von Geistlichen legt sowohl dafür, als auch für die oben angedeutete allgemeine Ähnlichkeit ein unwiderlegbares Zeugnis ab.

Anders wie die Theologen, untereinander aber wieder von entschiedener Ähnlichkeit, ist die Schrift der Philologen (und unter diesen wieder die der Orientalisten), der Juristen, der Mediziner ꝛc.

Einen wesentlich verschiedenen Charakter von den Handschriften aller übrigen Stände haben die *Kaufleute*; dieser ist so auffallend, daß er eine ganz eigene Schriftgattung bildet, so bekannt, daß jedermann auf den ersten Blick davon sagt: Das ist eine kaufmännische Handschrift.

Man findet diese Handschrift nur bei Kaufleuten; von diesen aber wird sie so entschieden gefordert, daß sie unter sich *den* einer schlechten Handschrift beschuldigen würden, der von den einmal angenommenen Regeln abwiche, könnte man auch außerdem seine Schrift eine vollkommen schöne nennen.

Diese große Ähnlichkeit ist nun zwar nicht die Wirkung einer gleichgroßen Ähnlichkeit in dem Charakter aller Kaufleute, sondern als Ursache davon muß vielmehr die Nachahmung der Vorbilder und Vorschriften dazu bezeichnet werden; aber dennoch wird sich aus allen diesen, oft zum Verwechseln ähnlicher Handschriften noch die eigentümliche Charakterrichtung des Schreibenden erkennen lassen, namentlich, insofern sie in näherer Beziehung

zu dem Geschäfte steht, also Zaghaftigkeit, Kühnheit, Unternehmungsgeist, Bedachtsamkeit, Sparsamkeit ꝛc., nur bedarf es allerdings einer schärfern und genauern Beobachtung, um diese Abstufungen aus den oft kaum bemerkbaren Abweichungen und Eigentümlichkeiten herauszulesen. Im allgemeinen kann man bei schwunghaften Zügen einer kaufmännischen Handschrift auf großartige Ideen, weitumfassende Handelsunternehmungen und Unternehmungsgeist schließen; bei kleiner ausdrucksloser Schrift auf das Gegenteil dieser Eigenschaften. Der denkende Kaufmann läßt sich aus geistvollen, unverzierten Zügen erkennen, daneben aber auch Rechtschaffenheit und Bescheidenheit, welche nicht nach großem, am allerwenigsten nach plötzlichem und unverhältnismäßigem Gewinne strebt. Große Züge kaufmännischer Schrift können sowohl eine gewisse Sicherheit im Gefühle des Reichtums andeuten, als auch Mangel an Geist, eine Art von Aufgeblasenheit. Verrät die große Schrift durch ihre Bildung Geist, so läßt sie auf einen Kaufmann schließen, der mit einem reiferen, gebildeteren Verstande reichliche körperliche Mittel verbindet.

Der Handwerker verrät durch seine Schrift nicht nur den Mangel an Übung, sondern oft auch den an Bildung; man sieht seiner Schrift sowohl die Schwerfälligkeit an, welche seine Hand bei größerer Beschäftigung annimmt, als auch die größere Leichtigkeit in der Bewegung derselben durch solche Handwerke, welche eine größere Geschicklichkeit der Hand erfordern. Der Mangel an Bildung aber verrät sich, selbst schon bei der bloßen Namenunterschrift, dadurch, daß man den Buchstaben ansehen kann, der Schreiber sei über die ihnen zu gebende Form nicht ganz einig mit sich gewesen und habe sich darauf während des Niederschreibens erst besinnen müssen.

Der gewöhnliche Handarbeiter, welcher nach beendigtem Schulbesuche nur selten Gelegenheit hat, mehr als seinen Namen zu schreiben, und selbst dazu oft jahrelang keine Veranlassung findet, ist auf der Bildungsstufe eines Kindes stehen geblieben; seine Handschrift wird daher auch die eines Schulkindes sein, welches aus dem Gedächtnisse nur mühsam die Vorschriften seines Lehrers nachmalt.

Wie man allgemein von einer kaufmännischen Handschrift spricht, so ist man auch gewohnt, die weibliche Schrift gleich auf den ersten Blick von der männlichen zu unterscheiden. In der That hat auch die Schrift des weiblichen Geschlechtes, trotz aller Mannigfaltigkeit der Frauenhandschriften, im allgemeinen einen eigentümlichen Charakter, der sie von der männlichen leicht unterscheidbar macht. Deshalb ist es aber keineswegs unerläßlich, daß eine weibliche Schrift auch von weiblicher Hand herrühre; wo dies indes nicht der Fall ist, da darf man sich fest überzeugt halten, daß der Mann, dem eine weibliche Handschrift eigentümlich ist, sich auch dem weiblichen Charakter mehr oder weniger annähere, sei es im Guten, durch weicheres Gemüt und zarteren Sinn, sei es im Schlimmen, durch weibische Schwäche und unmännliche Unselbständigkeit.

Ebenso aber darf man nicht zweifeln, daß eine Frau mit männlicher Handschrift auch einen mehr oder minder männlichen Charakter habe, und zwar ebenso wieder zum Guten oder zum Bösen vorzugsweise sich neigend. Ein Mannweib wird gewiß nie eine weibliche Handschrift haben.

Der allgemeine Charakter weiblicher Handschriften besteht darin, daß der dem Geschlechte eigentümliche Sinn für Häuslichkeit und stillere Freuden sich durch kleine Schrift verrät. Dabei herrscht bei derselben mehr Weichheit, Rundung und gefällige Form vor, eine Wirkung des Schönheitssinnes,

der bei dem weiblichen Geschlechte in der Regel lebendiger ist, als bei dem männlichen.

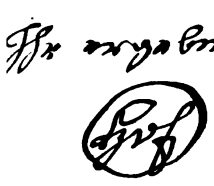
Abweichend von der allgemeinen Regel sind zwar oft die Handschriften der Schriftstellerinnen, und unter diesen namentlich wieder die Handschriften der Schriftstellerinnen, welche ihre Feder nicht der leichteren Dichtung, der tändelnden oder wohl gar der leichtsinnigen Wissenschaft, sondern ernsteren Wissenschaften widmen. Der männlichere Sinn, den sie darin bekunden, verrät sich auch in ihren Schriftzügen und liefert dadurch einen neuen Beweis, daß diese mit dem ganzen Charakter in näherer Verbindung stehen, als die meisten Menschen anzunehmen geneigt sind.

Bei Frauen pflegt ein ähnlicher Bildungsgrad auch ähnliche Art der Schrift mit sich zu führen, und im ganzen zeigen die Handschriften der Frauen keine so große Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit, wie die der Männer. Namentlich wird man bei ihnen selten entschieden unschöne oder auffallend unregelmäßige Handschriften finden.

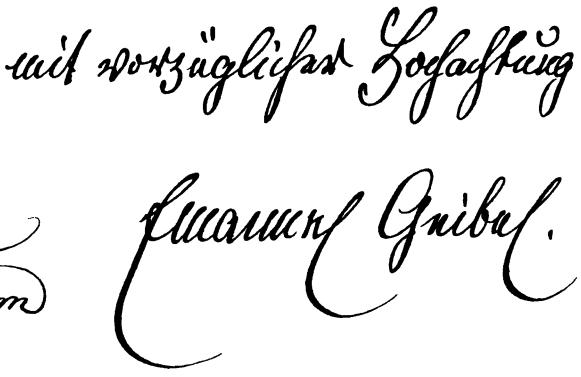
Hierzu folgen die Handschriften von mehreren berühmten Männern der Neuzeit, deren Charakter allgemein bekannt ist. Taf. VI.

TAF. VI.

Hofmann v. Fallersleben.

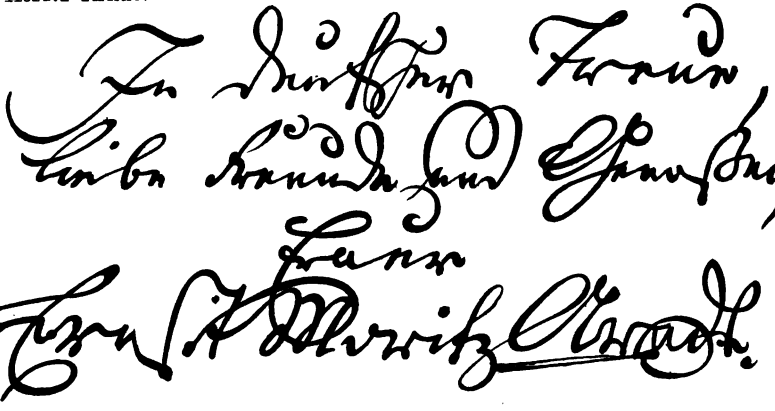


Emanuel Geibel

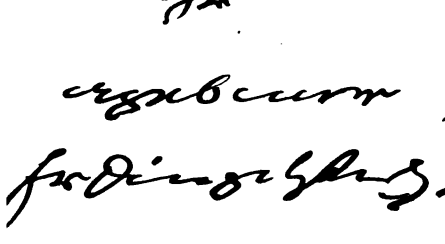


Julius Sturm.

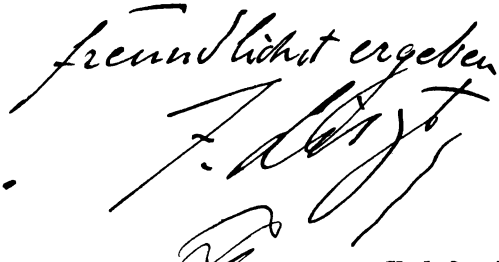
Ernst Moritz Arndt.



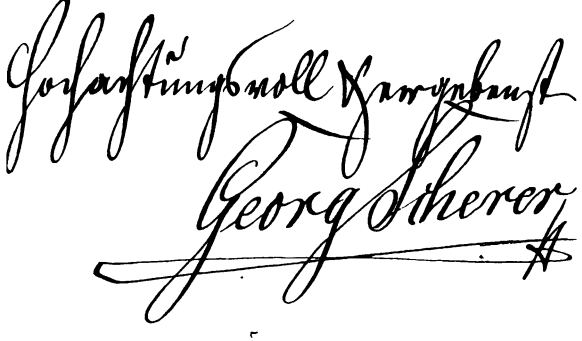
Fr. Dingelstedt.



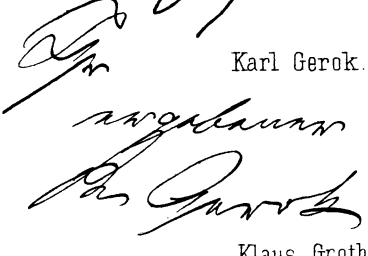
Franz Liszt.



Georg Scherer.



Karl Gerok.



Klaus Groth.

Siebenter Abſchnitt.

Die Chirologie

oder

die Kunſt, aus den Teilen der Hand den Charakter des Menſchen zu erkennen.

---

§ 1.

Von der Wichtigkeit der Hand im allgemeinen.

Daß die Hand nächst dem Kopfe als dem Sitze der in dem Gehirne vereinigten Thätigkeit der geistigen Kräfte durch die ungemeine Mannigfaltigkeit ihrer einzelnen Glieder einer von den wichtigsten Teilen des menschlichen Körpers ist, um Einblicke in den innern Menschen zu thun, wurde bereits in einem früheren Abschnitte gesagt. Allein noch ungleich größer, als es dort angedeutet wurde, ist die Wichtigkeit der Hand und deren Einfluß auf den ganzen Menschen auch noch in anderer Beziehung. Das haben schon die ältesten Völker, namentlich die hochgebildeten Griechen und Römer, anerkannt. Auch die heilige Schrift legt dafür Zeugnis ab, indem es dort heißt: „Die Hand des Herrn kam auf ihn, und er sah und prophezeihte."

Die Auflegung der Hand wurde daher bei verschiedenen Gelegenheiten ausgeführt. Ganz besonders war dies bei religiösen Feierlichkeiten der Fall, z. B. bei der Segenspendung.

Die Ägypter, die Araber und die Zigeuner gaben sich mit besonderem Eifer der Kunst hin, aus den Linien und Zeichen der Hand den Charakter des Menschen, und aus dessen Charakter seine Zukunft zu erforschen, — Chiromantie — eine Kunst, die vollständig in das Gebiet des Aberglaubens gehört.

§ 2.

Die Einteilung der Hand und die Bedeutung ihrer einzelnen Teile.

Die Hand besteht aus vier Hauptteilen: der Handwurzel, dem Handteller, dem Ballen und den Fingern, deren jeder, mit Ausnahme des Daumens, drei Glieder hat.

Die Namen der fünf Finger sind: Daumen, Zeigefinger, Mittelfinger, Ringfinger, Ohrfinger (der kleine Finger).

Außerdem sind die Nägel und die Haare zu beachten.

Die Hand hat physiognomische Zeichen, welche um so auffallender und bedeutungsreicher sind, da sie sich nicht verbergen lassen und die Beweglichkeit der Hand sie jeden Augenblick verrät.

Der vollendetste Heuchler, der geübteste und listigste Betrüger vermag weder die Gestalt, noch die Umrisse, noch die Verhältnisse, noch die Muskeln seiner Hand oder auch nur eines Teiles derselben zu verstellen; er kann sie den Forschungen des Physiognomikers nicht anders entziehen, als indem er sie seinen Blicken gänzlich verbirgt.

Nicht minder ausdrucksvoll ist die Beweglichkeit der Hand. Sie ist von allen Teilen unseres Körpers der thätigste und gelenkreichste; mehr als zwanzig Gelenke und Knochenfügungen tragen zu der Mannigfaltigkeit ihrer Bewegungen bei und unterhalten dieselben. Eine solche Thätigkeit gewährt natürlich physiognomische Zeichen, durch welche sich die Eigenschaften und Eigentümlichkeiten des Körpers, des Temperamentes, des Geistes und des Herzens deuten und erklären lassen.

Der Ausdruck der Hand kann weder bei den Bewegungen derselben, noch in ihrem Zustande der Ruhe verkannt werden. Selbst ihre ruhigste Lage schon deutet unsere natürlichen Neigungen an; ebenso lassen sich aus ihren Biegungen unsere Handlungen und Leidenschaften erkennen. Bei allen Bewegungen folgt sie den Antrieben, welche der übrige Körper ihr verleiht. Sie ist es, welche vorzugsweise den Adel und die Überlegenheit des Menschen bezeugt, und ist dabei wechselsweise der Dolmetscher und das Werkzeug seiner Fähigkeiten.

Soll die männliche oder die weibliche Hand als vollkommen betrachtet werden, so muß sie in sich selbst, sowie gegen die übrigen Teile des Körpers in richtigem Verhältnis sein. Zu kurze Hände verraten Feinheit, Spitzfindigkeit, Geschwätzigkeit und Naschhaftigkeit oder Leckerei. Zu lange Finger bedeuten unfehlbar Mangel an Glaubhaftigkeit, Diebessinn, Arglist Bosheit, Ungerechtigkeit, Grausamkeit.

Zu lange Hände bedeuten Betrügerei, Verschlagenheit und Spottsucht.

Kurze, dicke und fleischige Hände lassen auf eine kalte und feuchte Natur der Glieder schließen.

Kurze Hände mit langen, dünnen Fingern findet man bei kalten, trockenen Naturen. Solche Hände haben Kaufleute, welche durch Geduld und Ausdauer zu Reichtum gelangen; auch eifrige Beamte, Menschen ohne Bedeutung, ohne Geist und Herz.

Schlaffe, feuchte Hände lassen auf Gemeinheit und Lasterhaftigkeit schließen. Dies sind die Hände solcher Menschen, welche alles dem augenblicklichen Erfolge, der rohen Leidenschaft opfern, die nur glücklich sind, wenn sie sich im Schlamme der Wollust wälzen und den Stachel des Gewissens nicht fühlen.

Lange Hände mit dicken und kurzen Fingern verkünden Neigung zur Trägheit, Nachlässigkeit und Aufgeblasenheit.

Lange Hände mit verhältnismäßig langen Fingern zeigen von Geist und Gewandtheit bei Unternehmungen.

Kurze oder dicke Hände mit dicken oder kurzen Fingern verraten ein gleichgiltiges Temperament, viel Bedachtsamkeit, tiefes Denken, Planmacherei.

Frauen mit sehr kurzen Händen haben in der Regel außerordentlich schwere Wochenbetten und sterben nicht selten unter den Schmerzen des Gebärens.

Sind die Hände mit den Armen so lang, daß sie bei regelmäßigem Baue des Körpers bis beinahe zum Knie reichen, so deutet das große Geisteskraft an und eine wunderbare Regsamkeit; reichen sie dagegen nur bis zur Hälfte des Schenkels, so verrät das Neid, Mißgunst, Unwissenheit und Streitsucht.

Bei dem Manne eine große Hand: Kleinigkeitskrämerei, Liebe zum Endlichen (als Gegensatz des Unendlichen), folglich zum Irdischen. — Fleischige und weiche Hand: Eine große Anlage zu geistiger Trägheit. — Glatte Finger (ohne Knoten): Eindrucksfähigkeit, Sicherheit des ersten Blickes, der ersten Ansicht von einer Sache, also Scharfblick; lebhafte und sehr entschiedene Naturtriebe. — Runde Knöchel: Neigung zu Vergnügung (Vergnügungssucht) und zur Kunst (Kunstliebe); romanhafte Neigungen; Liebe zum Malerischen, zum Schönen, zu dem was gefällt, im Gegensatze zu dem, was nützt (nützlich ist).

Der Daumen, der bei dem Menschen den übrigen Fingern wunderbar entgegensteht, was bei den Vierhändern und den andern Tieren nicht der Fall ist, beweist den innern oder geistigen Sinn, den wir, wo es erforderlich ist, unsern Naturtrieben entgegensetzen. Der Mann, der einen großen Daumen hat, wird mehr Selbstbeherrschung besitzen, als der mit einem kleinen Daumen. Sein Wille ist vernunftgemäß, er handelt nach Überlegung und nicht nach augenblicklicher Eingebung. Ihm ist Wissen, Ansehn, Herrschsucht eigen. Ein Mann mit kleinem Daumen dagegen wird durch seine Naturtriebe beherrscht. Strenge Beweisführungen flößen ihm Furcht ein, und er atmet freier in der Umgebung der Gefühle, als in der der Begriffe. Er lernt mehr, als er erforscht. Er liebt die Kunst und die Freiheit.

Die von Natur Blödsinnigen werden entweder ohne Daumen geboren, oder ihre Daumen sind sehr schwach oder verkrüppelt.

Die Säuglinge halten so lange, bis ein Schimmer des Verstandes in ihnen erwacht, beständig die Hände geschlossen, die Finger über den Daumen gelegt; aber in eben dem Grade, wie sich mit dem Körper auch der Geist entwickelt, legt der Daumen sich über die Finger.

Menschen, welche an Fallsucht leiden, schließen bei ihren Anfällen den Daumen eher als die andern Finger, — sie kneifen ihn ein, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, was bedeutet, daß das Übel eher empfunden (geahnet), als gefühlt wird, daß es also das Vermögen, mit dem man empfindet (denkt), früher angreift, als das, mit welchem man fühlt, das heißt also, das geistige Gefühl vor dem leiblichen.

Bei Frauen bedeutet eine kleine und fleischige Hand einen verbindenden Geist; ein großer Daumen ist das Zeichen festen Willens oder großer Willenskraft; — runde Knöchel und rund auslaufende Finger deuten eine lebhafte Eindrucksfähigkeit, eine romanhafte Einbildungskraft, Sinn für die Kunst und eine starke Gabe Sinnlichkeit an. — Leichtfertige und ausschweifende Dirnen vereinigen an ihrer Hand gewöhnlich diese verschiedenen Zeichen.

Ebenmäßige Finger von mittlerer Länge deuten einen Menschen von guten Sitten an, der sich leicht durch andere lenken läßt.

Kleine, dünne Finger verraten Albernheit, Neid, Verwegenheit und Grausamkeit.

Schlanke Finger mit starken Gelenken sind ein Zeichen höhern Geistes, gepaart mit Bosheit und Verwegenheit.

Dicke und kurze Finger: roher Sinn; — rauh und stumpf: Diebessinn; — spitz und gerieben: Leichtsinn und Eitelkeit; — untereinander nicht fest verbunden: Schwatzhaftigkeit und Unbeständigkeit; — gerade und dicht aneinander schließend: gewaltige Neugier; — so fleischig, daß kein Licht durchschimmern kann: Schmutzigster Geiz. —

Ist die Hand gerade und die Finger sind etwas hintenüber gebogen, so deutet das auf Verstand und Geschicklichkeit.

Weit auseinander, wie einzeln stehende Finger verraten Armut, Elend, Geschwätzigkeit. Die Hände der Gauner und Bettler sind gewöhnlich so gestaltet.

Oft mit den Fingern trommeln, bezeichnet einen Geist, der mit den verschiedenartigsten Gedanken beschäftigt ist.

Mit den Händen unwillkürlich gegeneinander schlagen, bedeutet Mangel an Geist oder Gedankenlosigkeit.

Die Hand gegen irgend einen Gegenstand mit leisem Zittern ausstrecken, verrät Unterdrückung des heftigen Zornes und Selbstbeherrschung. Bei jungen Leuten bedeutet es Gesundheit und Kraft. Ist die junge Person leidend, so zeigt es Schwermut, Schüchternheit oder böse Gedanken an.

Rührt man im Gehen die Arme und hält die Hand geschlossen: Thätigkeit und Ungestüm; — drückt man den Daumen oft unter die andern Finger: Geiz.

Breite, lange, dünne, weiße und glänzende Nägel sind ein Zeichen des Geistes; — lange und schmale Nägel: Charakterfestigkeit; — kurze, gekrümmte Nägel: Unverschämtheit, Falschheit, Unehrlichkeit; — sehr kurze Nägel: Bosheit, Händelsucht; — sehr lange Nägel: außerordentliche Hitze und Trockenheit; — sehr kurze und kleine Nägel: feuchtes und kaltes Temperament; — am Ende gebogene Nägel: sanguinisch-cholerisches Temperament; — vorn sehr breite Nägel: sehr warmes und feuchtes Temperament, Neigung zum Zorn.

Haare, welche sich in nicht zu großer Menge auf der Hand zeigen, besonders in der Nähe des Daumens und auf dem ersten Gelenke der Finger, sind das Zeichen einer guten Natur und einer kräftigen Beschaffenheit.

Sehr viele Haare deuten auf Leichtigkeit des Verstandes; sind sie unordentlich verteilt und schlecht eingesetzt, so verraten sie verkehrten Sinn; — Haare nur auf dem Goldfinger: Geist; — sehr wenige Haare: gemeinen und weiblichen Sinn; der Rücken der Hand ganz ohne Haare: verdorbene Sitten, Anmaßung und Albernheit.

§ 3.

Beispiele von Händen, erklärt von J. K. Lavater.

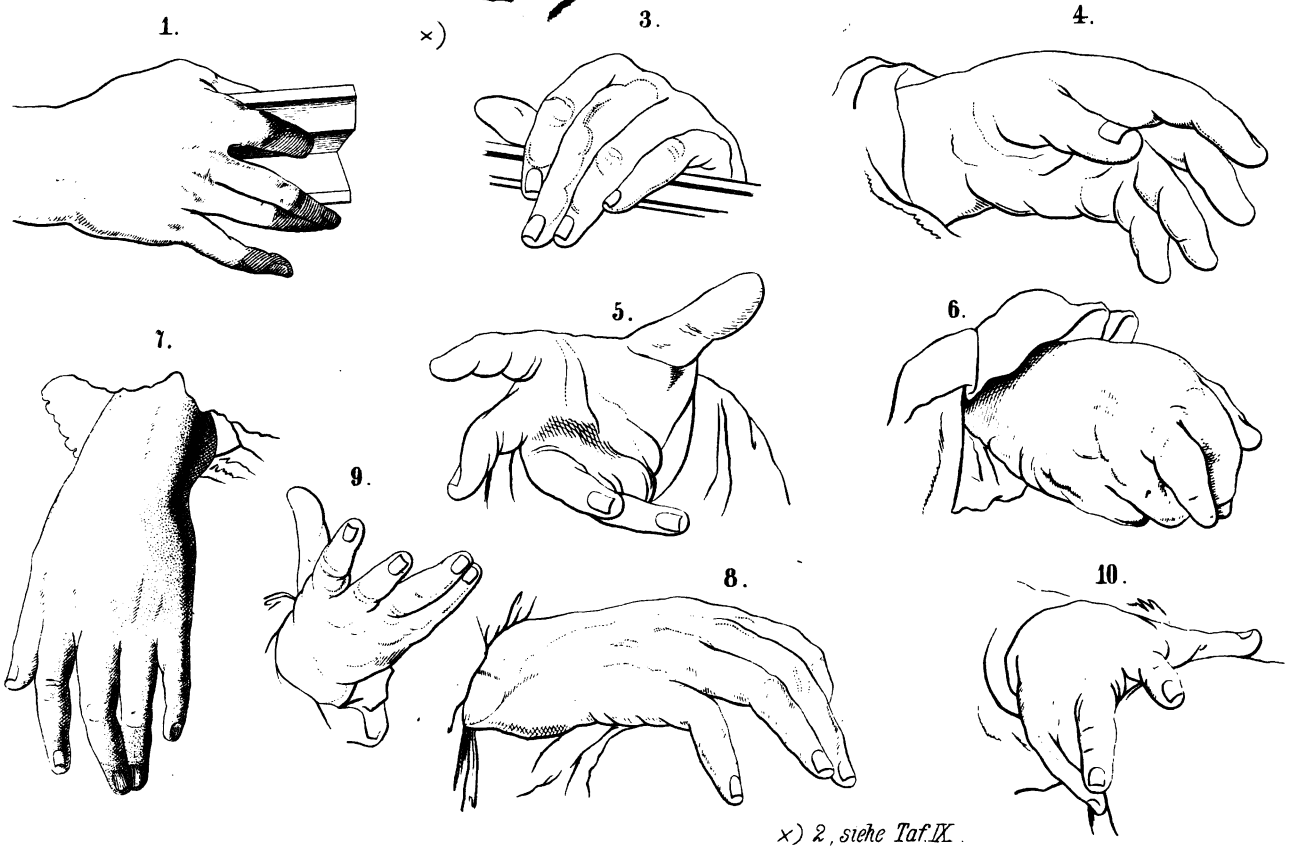
Taf. XI. a) Neun Händeumrisse.

Hier eine Tafel, worüber ich wenig zu sagen weiß, weil sie nur nach Zeichnungen aus der Papiertasche eines geschickten Malers gebildet sind. Was

(a)

TAF.IX.

TAF. X.



×) 2, siehe Taf. IX.

Seidel. Einblicke.

ich darüber sage, ist bloß dunkles physiognomisches Gefühl; denn ich glaube nicht, daß ich über fünf oder sechs Frauenzimmerhände nur angesehen habe. Die fünfte und neunte ausgenommen, alles weibliche Hände, und selbst die fünfte und neunte von weiblicher Zartheit. Unter allen keine rohe, gewaltsame, freche, alle von zartreinlichen, edlen Personen. 1. und 3. Wettstreitend mit 5. um den Ausdruck von Reinheit und Adel. — 2. Scheint weiblicher als 1. und 3. und weniger Frauenzimmer-Kunstfertigkeit zu besitzen. — 4. Noch zarter und noch weniger kunstgeschickt. — 5. Ich wollte fast wetten dürfen, sie ist eines äußerst edlen reinlichen, geschmackvollen Zeichners, ohne Anlage. — 6. Ich finde sie ohne alle Größe und Kleinheit sehr sanft und edel. — 7. Diese scheint mehr Adel und Größe zu haben. — 8. Herzgut, mitteilsam und sehr weichlich. — 9. Mag von einem ganz feinen, guten, zarten Manne sein, der aber gewiß nie etwas Großes unternehmen konnte. Wenn ich eine Gesellschaft von guten mitleidigen Menschen zeichnen wollte, ich würde von diesem Blatte wenigstens acht dazu entlehnen.

Taf. XII. b) Dreizehn Händeumrisse.

1. Obgleich die Zeichnung etwas verfehlt sein mag, sicherlich keine Hand eines edlen, feinfühlenden, weislich wirkenden Mannes. — 2. Auch keines rohen, eines feinen und beherzten Mannes. — 3. Eines beinahe erhabenen Künstlers oder Kunstfähigen. Viel Ausdruck davon scheint schon allein in diesem Umrisse des Daumen zu liegen. — 4. Viel gemeiner, doch kann sie noch eines Künstlers Hand sein; nur gewiß keines so erhabenen, so feinfühlenden, wie 3. bis 5., eines beredten, leichtthätigen, gescheiten Mannes von Geschmack. — 6. Sehr wahrscheinlich eines Phlegmatisch-Sanguinischen, der gewiß in seinen Schriften und seinem Hauswesen keine Ordnung hat. — 7. Eine wirkliche erhabene, edle Hand. — 8. Durch die Länge, Form der Finger, noch um einen merklichen Grad erhabener. — 9. Nicht nur der Stellung, sondern auch der Zeichnung nach eines beredten, geschäftigen, wohlanstelligen Mannes. — 10. Von demselben Charakter. — 11. Gewiß keines harten, spröden, gewiß keines neidischen, keines steifen, hartnäckigen. — 12. Eines äußerst edlen, feinen, talentreichen Mannes von Geschmack, der gewiß in seinem Anzuge Reinlichkeit und Ordnung liebt in seinem ganzen Hauswesen. — 13. Sehr wahrscheinlich von einem gesunden, wackern, arbeitsamen, guten Manne. Die Hand 14. eines sehr fein denkenden, festen, obgleich zarten, unweichlichen, doch nicht erhabenen.

c) Sechs Schattenbilder von männlichen Händen.

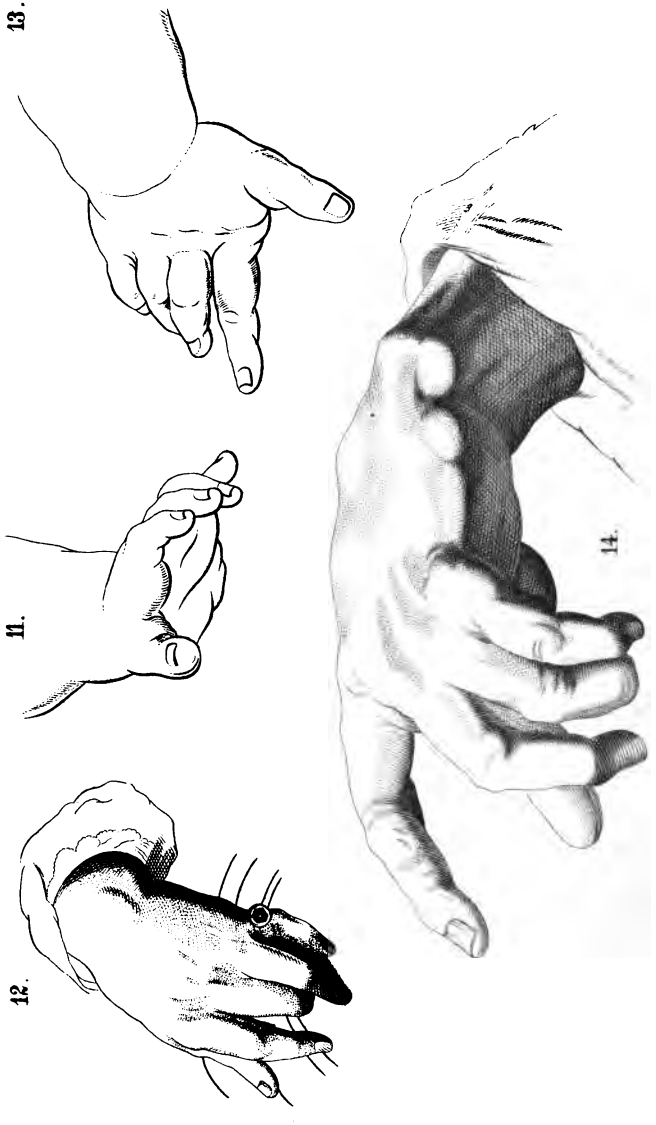
Ich weiß immer über besondere menschliche Hände noch sehr wenig zu sagen, weil ich noch wenige Zeichnungen davon habe können machen lassen. Bei der großen Schwierigkeit, Hände genau nachzuzeichnen, bleibt ohne die Abgüsse nichts übrig, das leichter und sicherer wäre, als Schattenbilder von Händen. Eine große Sammlung solcher muß uns ganz natürlich und leicht auf die mächtigen redenden Unterschiede der Umrisse von Händen führen und uns unwiderstehlich fühlen lassen; die Hände sind verhältnismäßig so verschieden und so charakteristisch, als die Gesichter. Hier sind sechs männliche rechte Hände, deren Unterschiede sich am leichtesten durch Vergleichung der

Daumenfinger und des äußersten Umrisses desselben bis ans Ende bemerken lassen. Sie sind alle der Natur der Personen, denen sie zugehören, vollkommen angemessen, so daß man aus jeder nicht nur die Natur und Größe des ganzen und einzelner Teile, sondern auch den physiognomischen Charakter des Gesichtes erkennen kann. Wie die Umrisse der Hand, so die Umrisse des Gesichtes. Sind die einen weich, sind es die andern auch, gewaltthätige Zufälle und übermäßiges Arbeiten ausgenommen, wiewohl auch diese den Grundriß der Hand nur so wenig merkbar verderben, als etwa die Leidenschaften die Form des Schädels verändern. An seinem Orte soll, will es Gott, dies Verhältnis unwidersprechlich dargethan werden, und was ist damit dargethan? Dargethan, daß alles am Menschen eins ist; daß, wie Gott allen seinen Werken etwas von seinem Charakter eingedrückt hat, also der Geist des Menschen aus allen seinen Gliedern zu erkennen ist; daß alles eins, alles Offenbarung des einem in allem ist; daß, wenn die Wurzel heilig ist, es auch die Zweige sind. Ganz trocken will ich nun mit zwei Worten gewissenhaft den Hauptcharakter von jeder, wie er mir bekannt ist, hersetzen. — 1. Hat viel Talente, die noch an Großes grenzen; tiefen musikalischen Sinn und ist kurz, trocken in seinen Worten und Thaten; die Statur lang, wankend, fleischig, unscharf; der Charakter etwas rauh, aber treu und wohlbehalten. — 2. Hat viel Talent zur Musik. Die Statur ist etwas kürzer als 1., stiller unzulänglich. Die Umrisse des Gesichtes flach, einfach, niedlich. — 3. Von einem Jünglinge von vielen Talenten und feinem Geschmack, mittelmäßiger Statur und runder, beinah etwas aufgeblasener Gesichtsform. — 4. Eines jungen Künstlers von der größten Hoffnung. Die schönste unter allen, wie mir deucht. Länglicher runder Statur, runder Gesichtsform. — 5. Eines jungen Künstlers von vielem Fleiße, vieler Bestimmtheit und scharfer Aufmerksamkeit. Die Statur ist mittlerer Art. Alles vollrund, wie gedrechselt. — 6. Eines sehr talentreichen, schlauen, aber nicht zarten, nicht feinfühlenden Jünglings, kurzer Statur, eckiger Gesichtsform. — Die nur dem Fleische nach mit einem Bleistift gezeichneten Hände (auf derselben Tafel 7., 8., 9.) sind von einer langen, schlanken, gut gebildeten Person, deren Kopf länglich wie die Statur, und obenher rund ist, wie Arme und Finger. Ich darf, obgleich sie meine Frau ist, sagen: sie bezeichnen, wie ihr Gesicht, sanfte weibliche Stille, Wohlanstelligkeit, Sittsamkeit, Reinlichkeit und keine heftigen Leidenschaften. — Hier folgen rechte Hände von drei anderen Frauenspersonen (10. bis 12.). Wem ist der charakteristische Unterschied zwischen dieser und jener nicht auffallend; wer sieht nicht das weniger Zarte, weniger Feine und Sanfte darin? Alle drei von sehr verständigen Personen, die mittlere von einem Mädchen von 13 Jahren von großen Talenten. 1. Ist härter und zäher und dennoch schnell empfindlicher als 3. Dies scheint wie durchaus in allen Fingern von beiden auffallend, und so ist auch Gestalt und Charakter. 2. Wird leicht — 3. selten Thränen vergießen.

d) Einige Daumen.

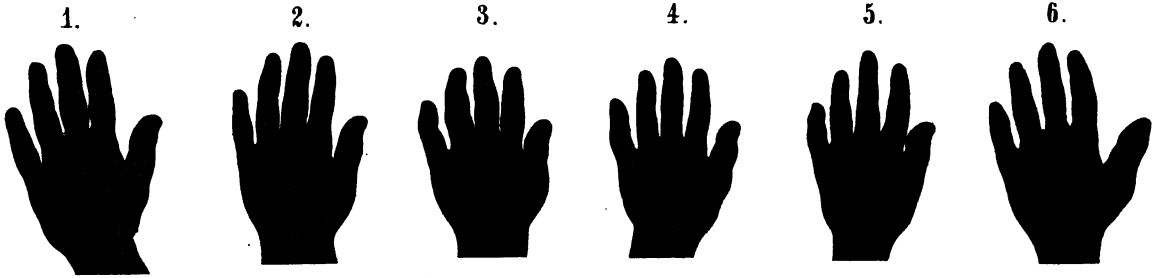
Die Verschiedenheit dieser Daumen ist für ein geübtes Auge so sprechend als die Gesichtsform. Man lasse mich's noch einmal wiederholen: Die Gesichtsform wird mit der Zeit so gewiß aus dem bloßen Daumen gefunden werden können, als bereits von jedem nicht ununterrichteten Zeichner die Ge-

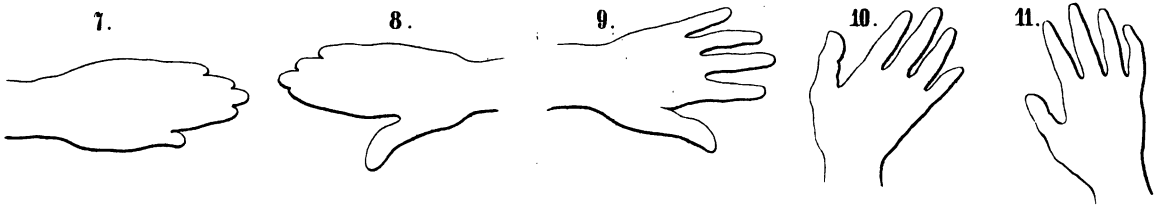
TAF. XI.



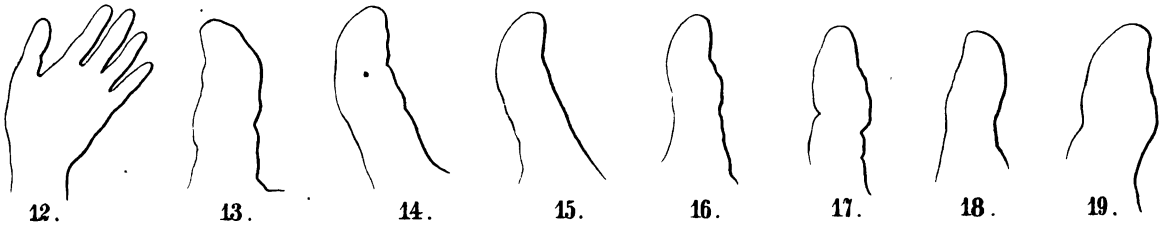
THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

(c)





(d)



LIBRARY

sichtslänge daraus gefunden werden kann. — 13. Ist von einem feinfühlenden, witzreichen, verständigen Manne von etwas weichfleischiger, mittelmäßiger Bildung. — 14. Von einem sehr geschickten Klavierspieler, der weniger schlank ist als der vorige. — 15. Von meiner Frau, die wir schon kennen. — 16. Von einem jungen, äußerst geistvollen Knaben von 13 Jahren, der nicht eben schön, aber sehr gleichmäßig gebildet und dessen Gesichtszüge so bestimmt gezeichnet sind, wie diese Umrisse des Daumens. — 17. Meines Knaben mittlerer Statur, bestimmt gezeichnet, gutmütig lebhaft und fest entschlossen. — 18. Zuletzt hat nur zwei gleiche und kann also vorn sich nicht zurückbiegen. Er ist von einer länglichen, beinahe etwas steifen Statur, sonst von einem lebhaften, thätigen, leicht beweglichen und dennoch im Grunde festen Charakter. — 19. Ist vielleicht bis auf einige poetische Ähnlichkeiten der höchste Abstich von 13. von einer kurzen, kleinlichen, doch wohlgebildeten Statur. Etwas Breites und Eckiges hat der Kopf, wie die Hand.

Achter Abſchnitt.

Die Mimik,

oder

der Ausdruck der Leidenſchaften, Aufregungen und Gefühle durch Mienen und Bewegungen.

§ 1.

Allgemeine Bemerkungen.

Noch ein System, welches in naher Verwandtschaft mit der Physiognomik, der Phrenologie und der Bukkomantie steht, stellte unser Landsmann Engel durch sein rühmlichst bekanntes Werk über die Mimik auf, durch welches er namentlich den Schauspielern Winke und Belehrungen zur Darstellung der verschiedenartigsten Charaktere, besonders aber einzelner Bewegungen in ihren Rollen gab. Allerdings beschränkte er sich bei seinen Studien mehr auf die augenblicklichen Äußerungen der Leidenschaften, Aufregungen und seelischen Zustände, ohne deren Zusammenhang mit ihren Ursachen und dem Charakter tiefer zu erforschen; dennoch aber würden wir uns der Unvollständigkeit schuldig machen, übergingen wir die Lehren Engels hier ganz mit Stillschweigen; denn jedenfalls sind sie eingreifend in das Ganze, welches wir in den vorhergehenden Abschnitten anseinandergesetzt haben. Um indes manche Wiederholungen zu vermeiden, werden wir uns der möglichsten Kürze befleißigen.

Welches ist der nähere Ursprung der Mienen und Bewegungen? Mit dieser Frage haben sich alle die beschäftigt, welche über die Mienen- und Geberdensprache schrieben, sei es nun, daß sie dabei den philosophischen, sei es, daß sie den künstlerischen Gesichtspunkt vorzugsweise im Auge hatten; indes sie vollständig zu lösen, vermochten sie nicht, und ebensowenig, die Ursache derjenigen und unmittelbaren Verbindung aufzufinden, welche zwischen den innern Verrichtungen und den äußern Zeichen stattfindet.

Engel sagt darüber: „Es gibt in uns ein gewisses Etwas, das über das Spiel unserer Glieder herrscht und die Bewegungen nach jeder Seelenstimmung regelt. Je nachdem irgend etwas uns anzieht, oder Abscheu oder Schrecken einflößt, je nachdem es in uns Gedanken oder Gefühle erweckt, die uns angenehm oder unangenehm sind, suchen wir dieses Etwas zu uns heranzuziehen oder von uns zurückzustoßen, und nie ermangeln die Bewegungen, die wir dabei machen, des richtigen und bedeutungsvollen Ausdruckes.“

Gall seinerseits hat es ebenfalls versucht, durch sein System Licht über die Zeichen der Mimik zu verbreiten. Und in der That muß die Äußerung aller Aufregungen und Leidenschaften lediglich von dem Organe des Gehirnes abhängen und sich durch dasselbe abändern, da das Gehirn allein die

Quelle aller seelischen Gefühle ist. Das Gehirn steht überdies im Zusammenhange mit den Werkzeugen aller Sinne und denen der Bewegungen aus eigenem Antriebe und nach freiem Willen. Da es so die Sinne, die Muskeln und folglich die Außenglieder beherrscht, setzt es jeden einzelnen Teil in Thätigkeit und schreibt ihm die Bewegungen vor, die er machen, die Stellungen, die er annehmen soll.

Wenn wir mit Gall und Spurzheim zugeben, daß die Bewegungen stets in der Richtung von dem Sitze des Organs ausgeführt werden, so gibt es keine Geberdensprache, welche sich nicht auf gewisse Grundsätze zurückführen ließe, und es kann jetzt dem Forscher nicht mehr begegnen, was Engel seiner Zeit mehrfach begegnet ist, — der dadurch, daß er den wahren Ursprung der Bewegungen nicht kannte, oft irgend eine Geberdensprache als vollkommen übereinstimmend mit der Natur erklärte, ohne im stande zu sein, die Lehren, die er gab, auf bestimmte Regeln zu stützen.

§ 2.

Von den Hauptklassen der Leidenschaften und Aufregungen.

So unendlich mannigfaltig auch die Leidenschaften und Aufregungen und alle seelischen Zustände sind, lassen sie sich doch im allgemeinen in zwei Hauptklassen einteilen, und zwar in:

A. freudige oder angenehme und
B. betrübende oder unangenehme.

In die erste Klasse sind die folgenden zu rechnen, welche wir hiernach einzeln durchgehen wollen: a) die Bewunderung; b) die Verehrung; c) die Andacht; d) die Freude; e) das Lachen; f) die Liebe; g) die Hoffnung; h) das Wohlwollen; i) die Achtung; k) die Hochachtung; l) das Erstaunen; m) der Stolz; n) die Demut, die Unterwürfigkeit; o) die Festigkeit; p) der Mut; q) die Begeisterung oder Verzückung; r) das Entzücken.

In die zweite Klasse gehören: a) die Traurigkeit; b) das Weinen; c) der Schmerz; d) die Furcht; e) der Schreck; f) der Zorn; g) der Haß; h) die Verzweiflung; i) die Verachtung; k) die List; l) die Zerstörungswut; m) der Widerwille; n) der Abscheu.

§ 3.

Von der Mimik der einzelnen Leidenschaften und Aufregungen.

A. Die freudigen oder angenehmen Aufregungen.

Wir wollen keineswegs behaupten, in der vorstehenden Übersicht eine vollständige Aufzählung aller seelischen Zustände gegeben zu haben; denn deren Mannigfaltigkeit geht durch die verschiedenen Abstufungen eines und desselben, sowie durch die Verbindung oder den Übergang von einem in das andere, in das Unendliche; allein diese Schilderung der hauptsächlichsten seelischen Zustände, welche durch die Mimik ihren Ausdruck finden, wird für den aufmerksamen und denkenden Beobachter als Anhalt vollkommen genügen,

und zur Auffindung der charakteristischen Züge anderer, hier nicht namentlich aufgeführter Leidenschaften und Aufregungen hinreichen.

a) Die Bewunderung. Sie ist die gemäßigte unter den Gemütsbewegungen, die Folge einer plötzlichen Überraschung der Seele, durch welche sie zur Aufmerksamkeit auf seltene oder ungewöhnliche Dinge hingezogen wird. Die Gesichtszüge werden durch die Bewunderung nur wenig verändert; die Augenbrauen heben sich in der Mitte sanft in die Höhe; das Auge erweitert sich, indes nicht bedeutend; der Augapfel bleibt in der Mitte zwischen den Lidern; der Blick heftet sich fest auf den bewunderten Gegenstand; der Mund ist ein wenig geöffnet, die Wangen aber und die übrigen Gesichtsteile zeigen keine Veränderung. Der übrige Körper verrät ebenfalls nur eine geringe Teilnahme. Der Körper bleibt aufgerichtet: die Arme strecken sich unmerklich nach vorn, als wollten sie den bewunderten Gegenstand erfassen; die Hände sind größtenteils geöffnet, Beine und Füße zusammengestellt.

b) Die Verehrung. Das Organ der Verehrung hat seinen Sitz auf dem Wirbel des Kopfes; wird es in Thätigkeit versetzt, so hebt es daher den Kopf in die Höhe und nach vorn; Arme und Augen richten sich gen Himmel, während die Hände entweder gefaltet und gegen die Brust gedrückt, oder ausgebreitet und geöffnet gegen den Gegenstand der Verehrung erhoben werden, je nachdem in der Verehrung die Freude, die Hoffnung oder die Ergebung vorherrschen. Das Auge erhebt sich gewöhnlich zum Himmel, indes senkt es sich auch zuweilen zur Erde, je nachdem der Ausdruck von einem kräftigeren Geiste, oder von einem sanften, ergebenen Gemüte ausgeht; die Augenbrauen, die Nasenflügel und die Mundwinkel werden angezogen.

c) Die Andacht. Dies Gefühl ist dem vorhergehenden nahe verwandt. Die Andacht ist eine Art von Entzückung, und die Seele fühlt sich durch dieselbe zur Gottheit, als zum Ziele der Gedanken, erhoben. Die Augen richten sich dabei zum Himmel; der Mund ist halb geöffnet, die Winkel desselben sind etwas gehoben, der Kopf biegt sich nach hinten, ebenso auch der Körper ein wenig; Hände und Arme sind ausgestreckt, die Kniee oft zur Erde gesenkt.

d) Die Freude. Die Freude ist jene lebhafte und angenehme Bewegung, welche die Seele über den Empfang und Besitz eines wirklichen oder eines gedachten Guts empfindet. Die Stirn ist dabei heiter; die Augenbrauen sind in der Mitte mäßig gehoben; das Auge ist glanzvoll, geöffnet und am äußeren Winkel leicht erhoben; der Mund ist halb geöffnet, und dessen Winkel sind ebenfalls gehoben.

e) Das Lachen*). Das Lachen ist eine Art krampfhafter Bewegung und hat von dem leisen Lächeln bis zu dem wiehernden Gelächter eine unendliche Menge von Abstufungen, deren Ausdruck zwar verschieden ist, dennoch aber immer verwandt bleibt. Die Bewegung des Lachens kann mehr oder weniger zur Grimasse werden, je nachdem der Eindruck, durch welchen sie hervorgebracht wird, ein jäher oder heftiger ist. Die Brauen sind dabei

*) Man vergleiche hiermit, was über das Lachen zur Bezeichnung des Charakters in dem Abschnitte von der Physiognomik gesagt worden ist.

an den Schläfen stärker gehoben, als in der Mitte und gegen die Nase etwas gesenkt; die Augen werden kleiner und durch die Hebung des untern Lides oft beinahe ganz geschlossen; der äußere Winkel wird gehoben und legt sich meistens stark in Falten; das Innere wird feucht und oft sogar mit Thränen gefüllt; die Nase drängt sich der Länge nach zusammen, die Nasenlöcher öffnen sich; der geöffnete Mund zeigt die obere Reihe der Zähne und ist von den Winkeln stark in die Höhe gezogen; die Lippen werden dadurch schmal, flach und gespannt, die Oberlippe aber hebt sich ein wenig, und die Unterlippe tritt zurück; die Wangen werden so faltig, daß sie aufgedunsen zu sein und über die Augen hervorzutreten scheinen; das Gesicht färbt sich bei dem Lachen auffallend; die Adern an der Stirn, den Schläfen und dem Halse schwellen auf und werden sehr stark sichtbar.

Der ganze Körper neigt sich etwas nach hinten und namentlich nach der linken Seite, weil hier der Herzschlag sich stärker fühlbar macht; die Brust ist gespannt, der Bauch eingezogen; die Schultern sind sehr gehoben; zuweilen pressen die Hände sich gegen die Hüften, und der ganze Körper gerät in eine schütternde Bewegung; die Beine stellen sich etwas auseinander, um den Körper bei der allgemeinen und heftigen Bewegung im Gleichgewichte zu erhalten; die Füße drehen sich unwillkürlich auswärts.

f) Die Liebe. In ihrer äußersten Kundgebung mit der Freude nahe verwandt ist die Liebe. Sie spiegelt sich nur in den schönsten Wellenlinien; an ihr ist alles wohlthätige Ruhe, einfache, sanfte Aufregung; die glatte und heitere Stirn verrät Zufriedenheit und den Drang nach Mitteilung; die Augenbrauen erheben sich an der Seite ein wenig, und eben dahin wenden sich auch die Augäpfel; das Auge ist mäßig geöffnet, das Weiße lebhaft und glänzend; die Augäpfel richten sich auf den geliebten Gegenstand, sind feurig und gehoben; das ganze Gesicht drückt Geist und Leben aus, seine Farbe ist gerötet; der Mund ist leicht geöffnet; die Lippen sind feucht und lebhafter gerötet.

g) Die Hoffnung. Die Hoffnung spricht sich weniger in den Zügen, als in dem Auge aus; dieses ist weit geöffnet; die Augäpfel sind feurig und unstät, halten sich dabei aber in der Mitte der Lider. Der Körper deutet ein Schweben zwischen Zuversicht und Besorgnis an; die Augenbrauen heben sich leise und nähern sich einander; der Mund öffnet sich ein wenig und läßt die Kanten der Zähne sehen und zieht die Winkel schwach in die Höhe.

h) Das Wohlwollen. Das Organ, welches das Gefühl des Wohlwollens zur Thätigkeit bewegt, hat seinen Sitz in dem vordern Teile des Kopfes; dadurch wird notwendigerweise dem Kopfe eine Bewegung nach vorwärts, dem Gegenstande des Wohlwollens zu, beigebracht. Bei den Begrüßungen, welche in das Gebiet des Wohlwollens gehören, neigen und heben alle Völker wechselsweise den Kopf.

i) Die Achtung. — k) Die Hochachtung. Die Achtung und der gesteigerte Ausdruck derselben, die Hochachtung, äußern sich, indem die Augenbrauen sich nach der Mitte zusammenziehen und etwas über den inneren Augenwinkel senken, an dem äußern aber heben; das Auge ist dabei weit geöffnet, der Augapfel dem obern Lide näher; die Muskeln und Adern der Stirn schwellen ein wenig an; die Nasenlöcher sind geschlossen und etwas niedergezogen; die Wangen verflachen sich an den Kinnladen; der Mund ist

halb geöffnet; seine Winkel sind etwas lang und abwärts gezogen; der Körper beugt sich ein wenig, die Schultern heben, Arme und Kniee krümmen sich leicht; die Arme legen sich an den Körper; die Hände sind geöffnet.

l) Das Erstaunen. Das Erstaunen äußert sich im wesentlichen ganz so, wie die Bewunderung, kann aber in seinem Ausdrucke als eine Art Verunstaltung desselben bezeichnet werden.

m) Der Stolz. Das Werkzeug der Selbstachtung und des Stolzes hat seinen Sitz an dem obern und hintern Teile des Schädels und muß folglich, nach den von uns angedeuteten Gesetzen, bei der stärkern Anregung dieses Gefühles den Kopf erheben und etwas nach hinten beugen. Betrachte man einen stolzen Menschen selbst in der ruhigsten Haltung, so wird man doch an ihm stets die allgemeine Neigung des Körpers bemerken, die der Biegung nach vorn widerstrebt. Der stolze Mensch richtet sich nicht nur empor und trägt den Kopf hoch, sondern er wird auch die Hand, wenn er sie in den Busen steckt, so hoch als möglich legen, während er die andere in die Seite stützt und die Ellbogen nach außen wendet, um möglichst viel Raum einzunehmen.

n) Die Demut, die Unterwürfigkeit. Will man die Gefühle ausdrücken, welche dem Stolze entgegenstehen, nämlich die Demut, die Unterwürfigkeit, die Ehrerbietung, so wird die dazu anzunehmende Geberde gerade das Gegenteil von der vorigen sein. Der Kopf und der Körper beugen sich um so mehr, je stärker das Gefühl der Schwäche ist.

o) Die Festigkeit. Das Werkzeug der Festigkeit, des entschiedenen Willens, hat seinen Sitz unmittelbar auf dem Wirbel des Kopfes; zur Thätigkeit angeregt, wird es daher den Kopf und mit diesem den ganzen Körper in einer senkrechten Richtung erhalten. In der That streckt sich auch der ganze Körper in eben dem Augenblicke ganz unwillkürlich, in welchem der Mensch irgend einen entschiedenen, kräftigen Entschluß faßt; man stellt sich fester auf den Beinen, der Hals tritt auf, man trifft Anstalt, jedem Hindernisse trotz zu bieten. Durch eine solche Haltung spricht sich der unerschütterliche Wille aus.

p) Der Mut. Gehorchen wir einem Antriebe, der von dem Werkzeuge des Mutes ausgeht, welches etwas niedriger als das Werkzeug der Festigkeit, am untern Teile des Schädels, hinter den Ohren liegt, so wird sich die Neigung zeigen, den Kopf nach hinten zu legen und, so zu sagen, zwischen die Schultern zurückzuziehen. Im Übrigen ist die Haltung der vorigen sehr ähnlich; der Körper scheint sich zu steifen; die Füße werden zu festerem Halt auseinandergestellt; die Muskeln spannen sich an; die Schultern heben sich; die Zähne beißen sich aufeinander; die Augen bedrohen den Gegner; die Hände ballen sich, und indem sie sich zurückziehen, verraten sie den entschlossensten Widerstand gegen jede Gewaltthat.

q) Die Begeisterung oder Verzückung. Begeisterung oder Verzückung ist eine hohe Steigerung des Gefühles der Verehrung (s. d. unter A 6.), allein das Mienen- und Gliederspiel ist von den dort beschriebenen durchaus verschieden. Der Kopf neigt sich nach der Seite des Herzes; die Augenbrauen und die Augäpfel heben sich gegen den Himmel, ohne daß die ersteren sich zusammenziehen; der halb offene Mund zieht die Winkel etwas in die Höhe; die Nasenflügel werden aufwärts gezogen und die Nasenlöcher

erweitert; der Körper biegt ſich hinterwärts, die Arme heben, die Hände öffnen ſich; die ganze Haltung verrät eine Entrückung von allem Irdiſchen, und der Körper ſcheint in dieſer Haltung von einer gewiſſen Erſtarrung ergriffen zu ſein.

r) Das Entzücken. Dieſes iſt eine Steigerung der Freude, und alle bei dieſer beſchriebenen Erſcheinungen kommen bei dem Entzücken in erhöhtem Grade zum Vorſchein. Der ganze Menſch ſcheint ſich von den Feſſeln beengender Verhältniſſe befreien, in eine geiſtigere Welt erheben zu wollen; das Auge richtet ſich unwillkürlich zum Himmel und erglänzt in einer höhern Seligkeit.

B. Die traurigen oder unangenehmen Aufregungen.

a) Die Traurigkeit. Die Traurigkeit muß als eine Mutloſigkeit der Seele bezeichnet werden, welche entweder durch einen betrübenden Zufall, oder durch die niederſchlagende Ausſicht auf irgend etwas Zukünftiges hervorgerufen wurde. Indes kann die Traurigkeit auch aus uns völlig unbekannten oder unerklärlichen Urſachen entſtehen, die dann gewöhnlich aus körperlichem Unwohlſein entſpringen. Die Traurigkeit äußert ſich durch Abſpannung und Schlaffheit aller Züge und Glieder. Die Augenbrauen ziehen ſich in die Höhe, mehr in der Mitte der Stirn, als über den Wangen, an den Schläfen aber ſenken ſie ſich ein wenig. Die Augen ſind trübe, die Lider geſenkt, ſo daß ſie den Stern halb verdecken; dabei ſind ſie oft rot und geſchwollen; der Ring um die Augen wird bläulich, das Weiße im Auge gelblich; die ganze Geſichtsfarbe iſt bleich; die Lippen ſind farblos; die Naſenflügel und die Mundwinkel ziehen ſich abwärts; der Mund öffnet ſich ein wenig, und der Kopf ſenkt ſich gegen die Schultern.

b) Das Weinen. Das Weinen iſt ebenſo wie ſein Gegenſatz, das Lachen, eine krampfhafte Bewegung; es wird entweder durch eine große Widerwärtigkeit hervorgerufen, oder durch Rührung, durch die Anregung der Teilnahme, des Mitleids, des Mitgefühls u. ſ. w. Die Augenbrauen ſenken ſich dabei in der Mitte, während die äußern Enden ſich etwas heben, die innern aber ſich noch tiefer herabziehen und der Naſe nähern. Die Augen ſind niedergeſchlagen, halb geſchloſſen und thränend; die Naſe wird dick, die Naſenlöcher erweitern ſich und ziehen ſich aufwärts; der leicht geöffnete Mund hebt ſich in der Mitte durch das Aufziehen des Kinns in die Höhe; dadurch ſenken ſich die Mundwinkel, und an den Wangen bilden ſich Falten. Alle Muskeln und Adern treten ſcharf hervor, und die Geſichtshaut wird dadurch faltig, während ſie ſich ungleich rötet, vorzüglich an den Brauen, den Augen, den Wangen und an der Naſe; die Unterlippe tritt wie geſchwollen hervor.

Das Weinen hat übrigens, ebenſo wie das Lachen, zahlreiche Abſtufungen, je nach der Heftigkeit oder Tiefe der Gefühle, durch welche es hervorgerufen wird.

c) Der Schmerz. Auch der Schmerz, der köperliche ebenſo gut, wie der geiſtige, hat, gleich dem Lachen und dem Weinen, zahlreiche Abſtufungen ſeines Ausdruckes, je nach ſeiner größeren oder geringeren Heftigkeit. Steigert er ſich bis zu ſehr hohem Grade, ſo bewirkt er eine ziem-

liche Zusammenziehung, ein unerträgliches physisches Gefühl. Der Schmerz bewirkt eine ungewöhnliche Muskelthätigkeit, und alle Züge werden dadurch scharf ausgeprägt. Die Augenbrauen heben sich zunächst der Nase sehr stark, senken sich aber am andern Ende, und durch ihr Zusammendrücken bilden sich über der Nase und den Augen tiefe Falten; dergleichen zeigen sich auch an den Wangen, hervorgerufen durch das Aufziehen der Nasenflügel; der Mund ist halb geöffnet, zeigt die obern Zähne und scheint aufschreien zu wollen; das ganze Äußere zieht sich krampfhaft und gewaltsam nach innen; der Kopf wirft sich nach hinten.

d) Die Furcht. Die Furcht, eine konzentrische Gemütsbewegung, äußert sich durch weit aufgerissene Augen; die Augäpfel sind feurig und unstät, bleiben dabei aber in der Mitte der Lider; der Mund öffnet sich mehr in den Winkeln, als in der Mitte, und zieht die erstern gegen die Schläfe; die Lippen treten stark zurück, die untere weiter als die obere, und die Zähne werden sichtbar; die Farbe der Wangen wechselt schnell, doch wird die Blässe endlich bleibend. Die Röte der Gesichtsfarbe ist stärker als bei der Liebe und dem Verlangen, doch nicht so angenehm, sondern vielmehr etwas bleifarbig; die Lippen werden blaß und trocken.

e) Der Schreck. Dieser ist eine augenblickliche, schneller als die Furcht vorübergehende Aufregung, welche durch das plötzliche Erblicken eines gefürchteten Gegenstandes, oder durch einen sittlichen Eindruck hervorgerufen wird. Je nach dem Grade der Heftigkeit des Schrecks werden die Augenbrauen in der äußern Hälfte stark in die Höhe gezogen; die anliegenden Muskeln schwellen stark an und drängen sich über der Nasenwurzel nieder, während die Nase und die Nasenlöcher nach oben gezogen werden; die Augen sind weit geöffnet, das obere, welches von den Brauen fast verdeckt wird, ist angeschwollen und bläulich; das Weiße ist entzündet, und der Augapfel liegt verschoben nach unten; die Wangenmuskeln treten außerordentlich scharf hervor und laufen nach den Nasenflügeln spitz zu; der Mund öffnet sich weit und dehnt die Winkel in die Breite; alle Muskeln und Adern der Stirn, in der Umgebung der Augen, an dem Halse, selbst an den Händen, sind sehr gespannt und vortretend; die Haare sträuben sich, und die Farbe der Nase, der Lippen, der Ohren und des Ringes um die Augen wird bleich und bläulich.

In den Gliedern äußert sich der Schreck beinahe wie der Abscheu (s. d. unter B. g), nur noch stärker und weiter verbreitet; denn die Arme strecken sich straff nach vorn, die Hände breiten sich aus; die Ballen derselben wenden sich dem Gegenstande zu, von welchem der Eindruck ausgeht, als wollten sie dessen Annäherung abwehren; die Beine scheinen sich zu schnellem Laufe erheben zu wollen; alle übrigen Teile des Körpers sind aber in dem Zustande einer Art von Zerrüttung. Der Körper biegt sich zurück und zieht sich zusammen, als wollte er dem Angriffe weniger Raum bieten.

f) Der Zorn. Dieser zerreißt, mehr als irgend eine andere Leidenschaft, alle Schönheitsformen; die gewaltsame Aufregung, in welche der Zorn die Seele versetzt, macht dieselbe allen andern Gefühlen unzugänglich. Er rötet die Augen entzündlich; die Pupille ist verstört und funkelt; an der Nasenwurzel ziehen sich die Augenbrauen stark zusammen, so daß zwischen

ihnen Falten entstehen, unter welchen die Augen starr hervortreten und sich stechend auf den betreffenden Gegenstand heften.

Auf der Stirn bilden sich ebenfalls starke Querrunzeln und in größerer Menge; die Nasenlöcher öffnen sich weit und heben sich, wodurch die Nasenspitze sich scheinbar senkt; die Lippen pressen sich fest aufeinander, wobei die untere vortritt und die Mundwinkel sich ein wenig öffnen. Das Gesicht bekommt dadurch einen Ausdruck von Verachtung, verbunden mit Hohn und einem unangenehmen Grinsen.

Das Kinn tritt stark in die Höhe und drängt die Mitte des Mundes gegen die Nase; die Haare treten borstenartig aufwärts; die Gesichtsfarbe wechselt zwischen gelb und rot; die Adern der Stirn, des Halses, der Schläfe sind bis zum Zerspringen angeschwellt.

Der Zorn, der in seiner höchsten Gewalt bis zur Wut anwächst, steigert die leibliche Kraft in eben dem Verhältnis, in welchem er die geistige vermindert. Er scheint alle bezüglichen Teile zum Angriff oder zur Verteidigung zu waffnen; Hände und Füße sind zu beiden gleich bereit; die Zähne stoßen krampfhaft aufeinander, als möchten sie beißen; das Blut stürmt wallend durch die Adern und scheint nach anderem Blute zu lechzen, um sein Aufbrausen zu stillen.

g) Der Widerwille, der Haß, der Abscheu. Der Verachtung (s. d., hier folgend) nahe verwandt sind der Widerwille, der Abscheu und der Haß; nur können die beiden erstern auch leiblicher Art sein, in welchem Falle sie sich dem Ekel zuwenden, während der Haß nur ein sittliches Gefühl ist, oder, richtiger gesagt, ein unsittliches.

Der Widerwille hat immer eine Geberde der Abwehr, bei welcher der Körper sich zurückzieht, die Arme sich vorstrecken, bisweilen aber auch sich zurückziehen, als scheuten sie eine Berührung des Gegenstandes, welcher das Gefühl hervorbringt; der Fuß tritt dann unwillkürlich ebenfalls zurück.

Steigert der Widerwille sich zum Abscheu oder zum Haß, so runzeln sich die Augenbrauen stärker, der Augapfel tritt aus der Mitte an das untere Augenlid, der halb offene Mund schließt sich mehr in der Mitte, als in den Winkeln, und diese scheinen dadurch nach hinten gezogen zu werden; in den Wangen bilden sich Falten, die Farbe des Gesichtes wird bleich, die der Lippen und Augenringe bläulich. Die abwehrenden Bewegungen des Körpers äußern sich heftiger und in einem stärkern Abwärtsstreben von dem betreffenden Gegenstande; die Hände spreizen die Finger, ballen aber bei dem Gefühle des Hasses, besonders wenn dieser ohnmächtig ist, auch zuweilen die Fäuste, und die Zähne beißen sich dann gewöhnlich aufeinander.

h) Die Verachtung. Diese spricht sich vorzüglich in den zusammengezogenen Augenbrauen aus, welche gegen die Schläfe zu gehoben sind; die Unterlippe tritt vor; der Mund schließt sich und senkt die Winkel ein wenig; die Nasenlöcher ziehen sich in die Höhe; das Auge steht weit offen und hält den Augapfel in der Mitte des Weißen.

i) Die Verzweiflung. Diese äußert sich, besonders wenn sie sich zu einem höheren Grade steigert, durch das Fletschen der Zähne und Schaum vor dem Munde, sowie durch Einbeißen in die Lippen; sie furcht die Stirn in senkrechte Falten und zieht die Augenbrauen an der Nasenwurzel stark abwärts; die blutunterlaufenen Augen sprühen Feuer, die Pupille verschiebt

sich verstört unter das obere Lid, welches von den Augenbrauen fast verdeckt wird, und dabei rollt die Pupille unstät und funkelnd umher; die Augenlider sind geschwollen und blau, und die weit geöffneten Nasenlöcher heben sich und drücken die Nasenspitze herab.

k) Die List. Das Werkzeug der List liegt an dem untern Teile des Gehirnes vor und ein wenig über dem Ohre; wird es angeregt, so neigen sich daher der Kopf und der Körper niederwärts nach vorn.

Der Listige, welcher sich dazu Glück wünscht, jemand betrogen oder irgend einen Streich ausgeführt zu haben, schleicht mit Katzenschritten, den Kopf leicht gesenkt; er wirft einen ausdrucksvollen Blick zur Seite, deutet mit dem Finger auf den Überlisteten und scheint durch eine Bewegung des Ellbogens anzudeuten, daß er sein Ziel erreicht hat.

Arglist, mit der List verwandt, aber die Eigenschaft eines bösen Charakters, während die List auch dem Guten eigentümlich sein kann, äußert sich durch eine Falte zwischen den Augenbrauen und dünne, fest geschlossene Lippen.

l) Die Zerstörungswut. Die Mordlust. Zu beiden Seiten des Kopfes über den Ohren liegt das Werkzeug, dessen Vorhandensein längere Zeit von vielen Seiten mit großer Heftigkeit bestritten worden ist, das Werkzeug der Mordlust und der Zerstörungswut. Diese sind, im Grunde genommen, nur eine Steigerung der Reizbarkeit und des Zornes und bringen im gewöhnlichen Leben auch nur die Erscheinungen dieser beiden, zwar auch schon heftigen, aber dennoch im Vergleiche milderen Gefühle hervor. Die Zeichen sind daher auch im wesentlichen dieselben, wie wir sie bei dem Zorne (s. d. unter B. f) angegeben haben, nur mit stärkerem, grellerem Hervortreten.

§ 4.

Von einigen zusammengesetzten mimischen Ausdrücken.

Außer der bisher beschriebenen Mimik einzelner Regungen seelischer Zustände gibt es noch verschiedene zusammengesetzte mimische Ausdrücke und Bewegungen, von denen wir hier zum Schlusse ebenfalls noch ein Wort sagen wollen.

Dahin gehören z. B. die gänzliche Unthätigkeit des Gehirnes bei dem Stumpfsinnigen, sowie bei dem Trübsinnigen, der sich ohne allen Widerstand seinem Kummer hingibt. Man vergleiche diese Gefühllosigkeit mit dem Geberdenspiel eines Menschen, dessen ganze Aufmerksamkeit gefesselt ist. Während die Muskeln des einen sich in dem Zustande vollkommenster Erschlaffung befinden, sein Kopf auf die Brust herabgesunken ist, die Arme herabhängen, kurz, während alle Teile seines Körpers die Niedergeschlagenheit und Unthätigkeit verraten, durch welche geistige Leiden charakterisiert werden, ist bei dem andern alles in Thätigkeit, damit ihm nichts von dem entgehe, was ihm erzählt wird, oder wovon er Zeuge ist.

Die Mimik des Nachdenkens, der Überlegung, läßt sich leicht erkennen, so zusammengesetzter Art sie auch sein mag; die Bewegungen des Kopfes sowohl, als der Hand, deuten dabei jederzeit an, daß das Gebiet der Stirn

in Thätigkeit ist. Zuweilen sind die Arme auf den Rücken gelegt, oder über der Brust gekreuzt; die Augen sind regungslos, bald hebt sich der Kopf, bald senkt er sich.

Bei der Mimik ist eben das zu berücksichtigen, was wir bereits bei der Physiognomik und bei der Phrenologie bemerkten; daß nämlich oft mehrere Gefühle vereint in Anregung gebracht werden, und daß man unter diesen das vorherrschende durch die ihm charakteristischen Zeichen erkennen muß, so sehr diese Zeichen auch durch die Beimischung mit andern Gefühlen abgeändert werden mögen.

Druck von B. F. Voigt in Weimar.

APR 2 9 1932